

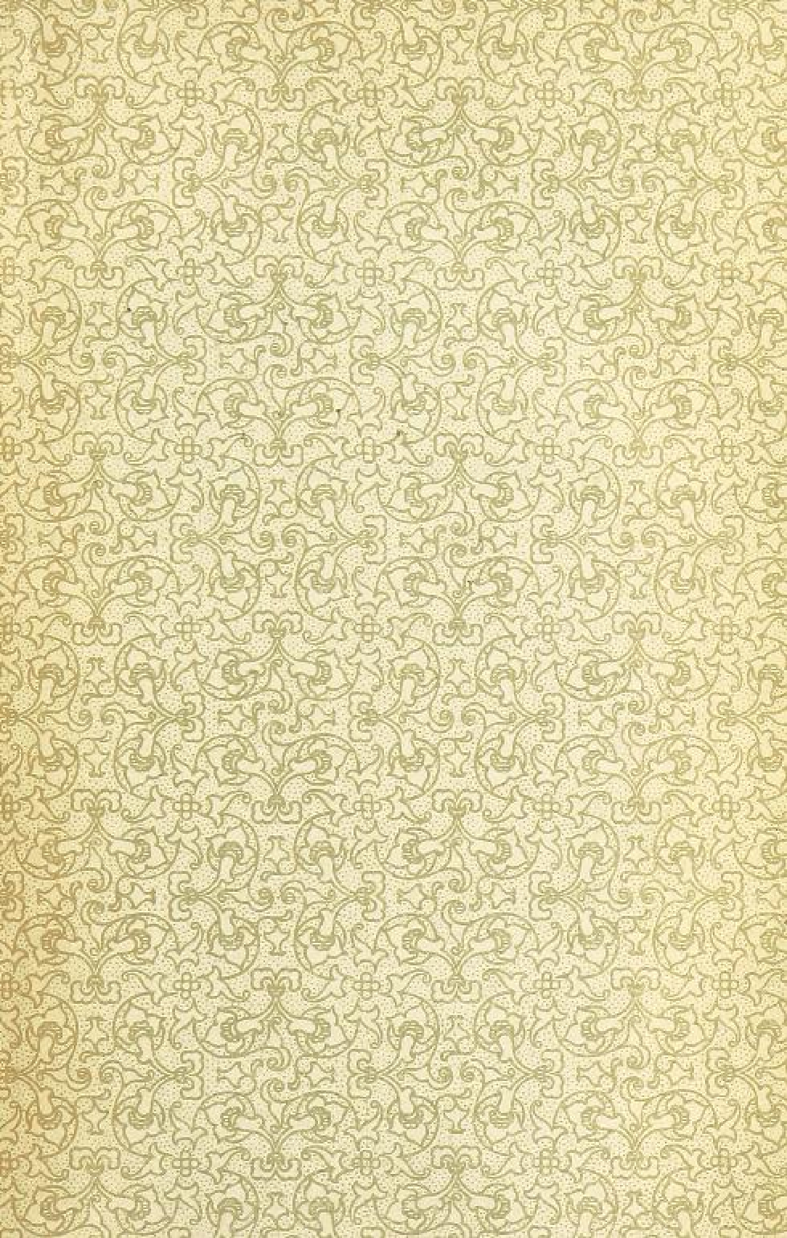
In der Fünfmillionen-Stadt

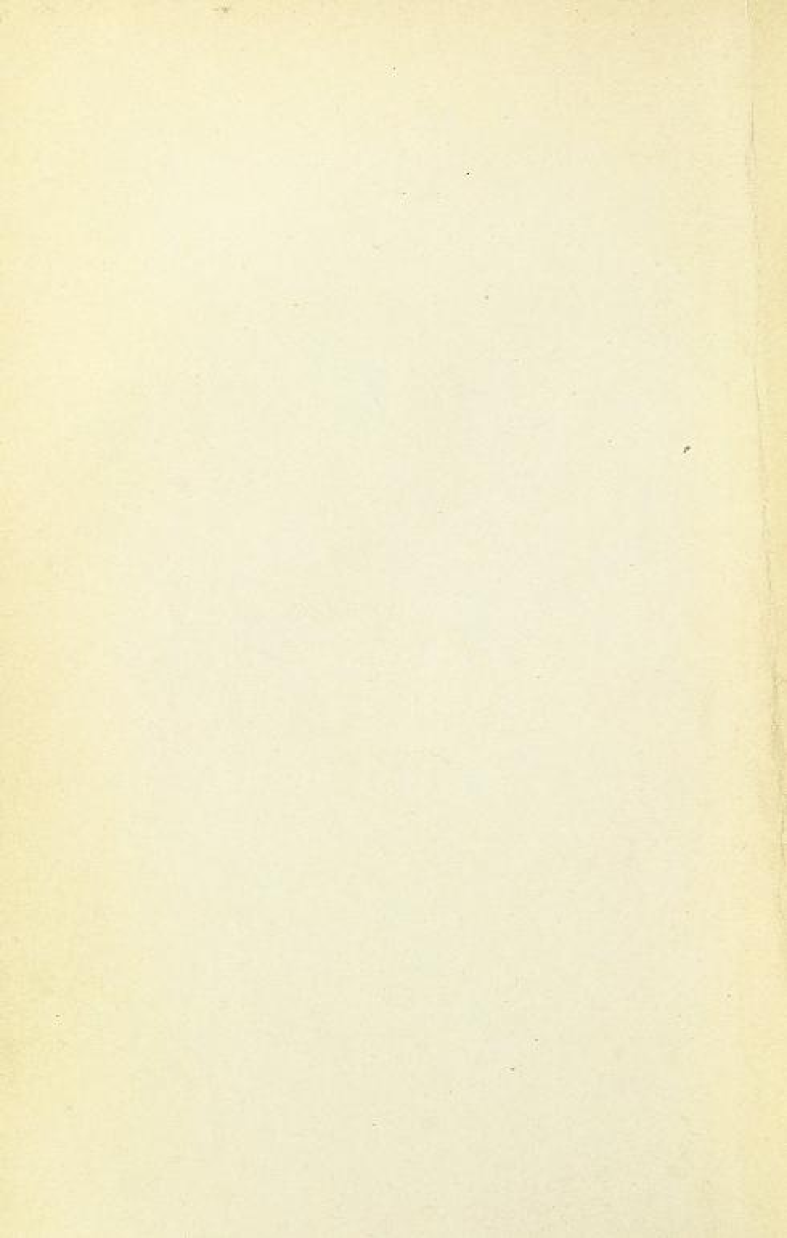
von

Gustaf F. Steffen












In der Fünfmillionen-Stadt.

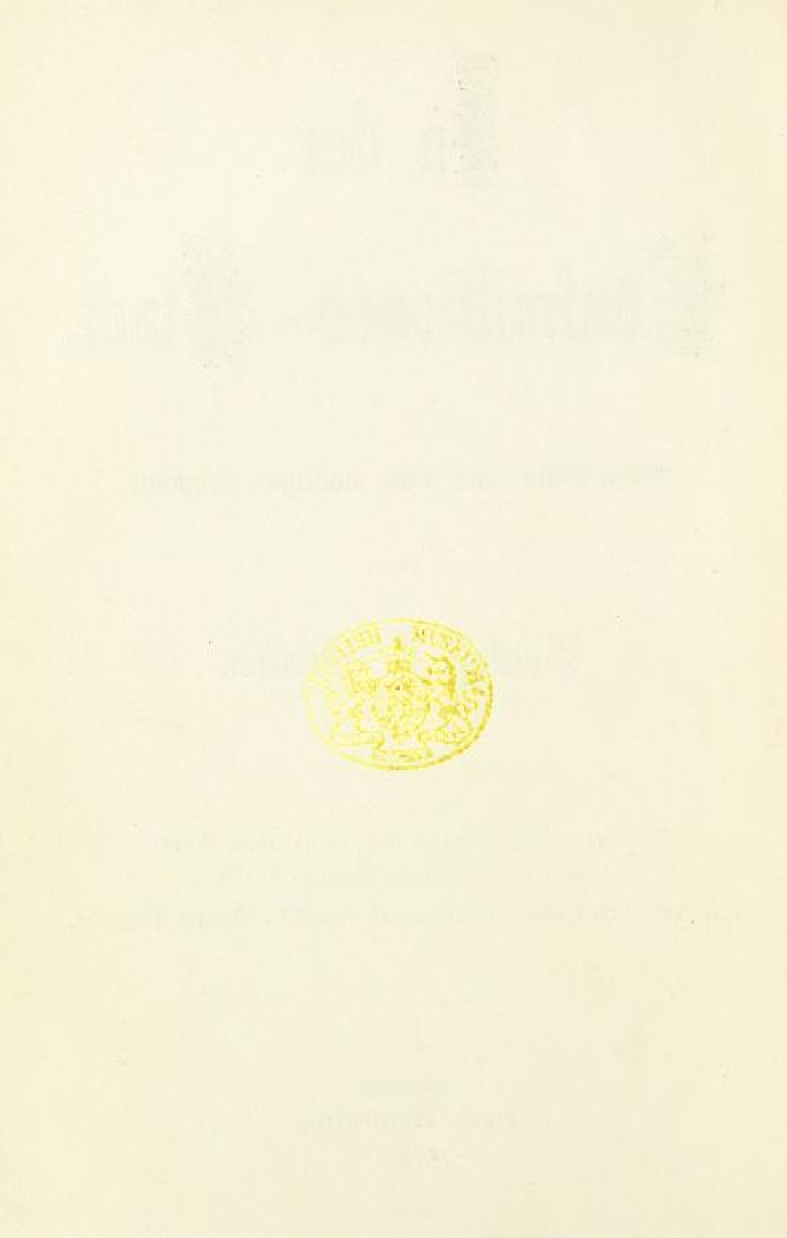
Kulturbilder aus dem heutigen England

von

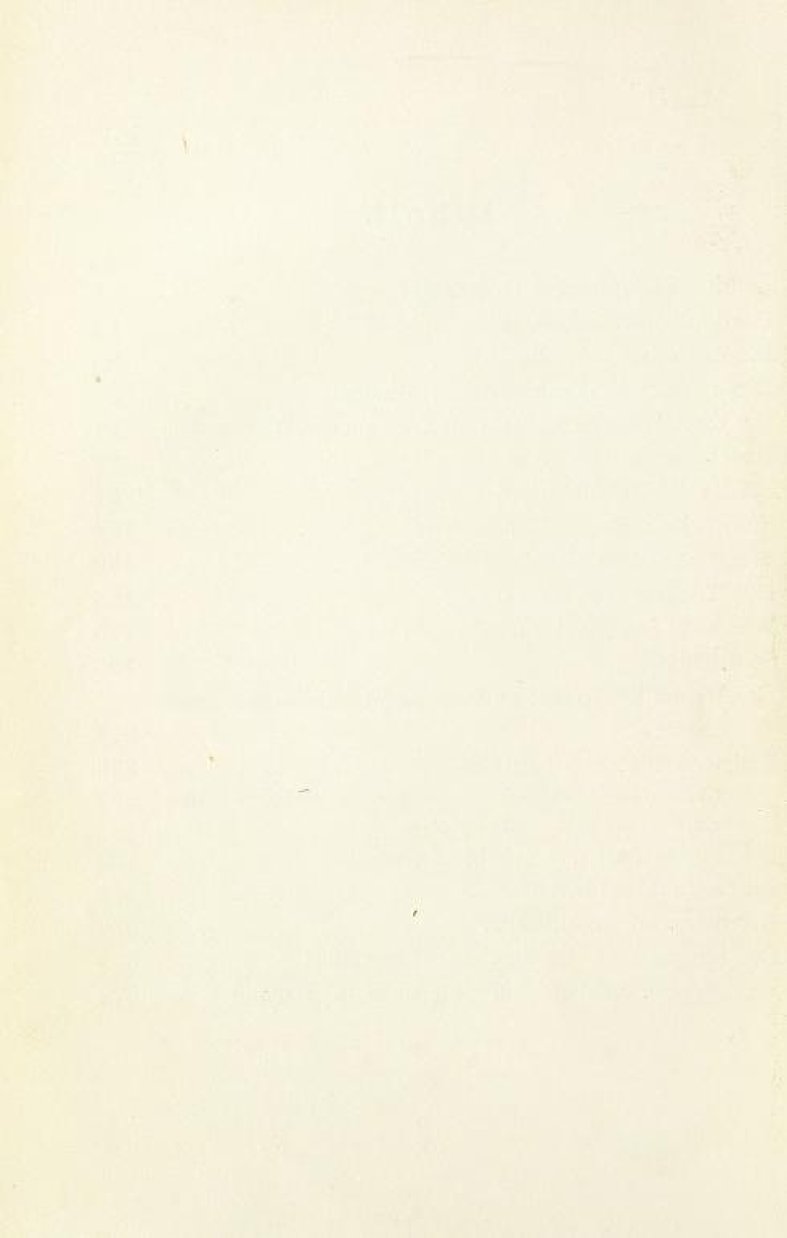
Gustaf F. Steffen.

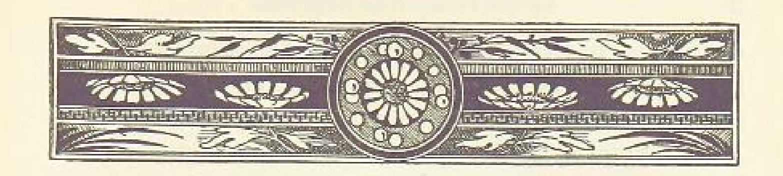
Verkürzte Textausgabe des illustrierten Werkes
„Aus dem modernen England" 1895.
Aus dem Schwedischen übersetzt von **Dr. Oskar Reyher.**

Leipzig
Peter Hobbing
1895.



Inhalt.





London-Paris: einige Gegensätze.

London und Paris sind die grössten Städte der Erde. London als Zentrum des Welthandels kann der Mittelpunkt für die Arbeit der Welt genannt werden. Paris ist der Mittelpunkt für das „Leben" der Welt, für ihr Genussleben. Sie liegen nahe bei einander, diese Riesenstädte, die ebenso alt sind wie die abendländische Kultur, an deren Spitze sie von jeher einhergingen. Von der einen zur andern zu reisen braucht man nur sieben Stunden. Tag für Tag verkehren ein halbes Dutzend vollgepfropfte Personenzüge zwischen London und Paris und umgekehrt.

In London zu arbeiten und sich in Paris zu amüsieren, erscheint als die natürlichste Sache von der Welt. Hat man die schnelle und bequeme Nachtreise über Dover und Calais erst einige Male zurückgelegt, so spricht man mit seinen Londoner Freunden von der „Fahrt nach Paris" mit derselben Unbefangenheit, wie etwa ein Hamburger, der zum Vergnügen nach Helgoland dampfen will. Sich ein wenig in das Pariser Leben zu stürzen, gestaltet sich deshalb zu einem angenehmen Lichtpunkte in der rauchverdüsterten, hasten-

den Existenz des Bewohners von London. Denn es ist wohl zu beachten — und erscheint ja eigentlich ganz natürlich — dass es die Londoner sind, die nach Paris fahren, nicht die Pariser, die nach London reisen. Ausnahmen hiervon giebt es nur, wenn die guten Pariser ein recht ernsthaftes *business* nach Albions russiger Metropole treibt — z. B. wenn sie aus politischen oder „höheren" finanziellen Gründen befinden, dass ihnen das Trottoir der Boulevards zu heiss unter den Füssen wird.

Trotz ihrer Lage so nahe bei einander und trotz des so regen Verkehrs zwischen beiden, bieten London und Paris doch merkwürdig grelle Kontraste, und das — kurz gesagt — in jeder Hinsicht. Sie sind zwar beide riesenhafte Weltstädte, keineswegs aber Weltstädte in gleichem Sinne.

London ist vielleicht die einzige Stadt auf der Erde, die einzige in der Weltgeschichte, die wirklich den Namen einer „Weltstadt" im vollen Sinne des Wortes verdient. Es ist keine leere Phrase, sondern eine Thatsache, dass alle Nationalitäten und alle Gesellschaftsklassen der Welt in der Hauptstadt der britischen Kolonialmacht zahlreich vertreten sind. In Paris begegnet man Repräsentanten der höheren Klassen aus allen Gegenden Europas und Amerikas; in London ist jede europäische, amerikanische, asiatische und afrikanische Nation in ihrer ganzen sozialen Rangskala vertreten: indische Rajahs und indische Parias, afrikanische Könige und freigelassene Negersklaven, chinesische Mandarinen und chinesische Matrosen, russische Bojaren und russische Schacherjuden, japanische Prinzen und japanische Handwerker, deut-

sche Kaufleute und deutsche Handlanger, schwedische Grafen und schwedische Schneider u. s. w. im buntesten Durcheinander. Als Mittelpunkt für den Kampf ums tägliche Brot, der unter dem regulierenden Einflusse des Welthandels überall auf der Erde vor sich geht, ist London dahingelangt, dass es ein wohlassortiertes Musterlager der untersten Klassen aller Nationen beherbergt. Das schwarze, betriebsame London ist die Weltstadt der niederen, das sonnige, heitere Paris die der oberen Klassen.

Paris und London liegen beide an breiten Strömen, doch mit dem Unterschiede, dass die Seine Paris verschönert und sozusagen veredelt, während die Themse nur dazu mithilft, London noch schmutziger und materialistischer zu machen, als es sonst vielleicht sein könnte. Die Seine ist ein wirklich majestätischer, welthistorischer Fluss, der der Landschaft, durch die er sich windet, eine poetische Stimmung verleiht. Die Themse bei London ist nur ein Meeresarm, der einen ungeheuren Hafen bildet. Oberhalb Londons, wo die wirkliche Themse herabkommt, ist sie blos ein verhältnismässig dürftiger Wasserlauf. London hat seiner Themse nichts andres zu verdanken als seinen Steinkohlenrauch, einen besudelnden kommerziellen Verkehr und — last not least — seine tiefe, an Nebel und Regen unheimlich reiche Lage. Das Klima von London gleicht dem von Paris darin, das es launisch ist, doch mit dem Unterschiede, dass die Witterung in London meist hässlich und rauh, in Paris meist schön und angenehm erscheint. Die Londoner Luft ist so entsetzlich sauerstoffarm und in geistiger wie in körperlicher Hinsicht so bedrückend, dass dies längst zur

stehenden Redensart geworden ist. Die Pariser Luft hat auch eine oft gehörte Redensart gezeitigt, diese lautet aber dahin, dass sie leicht und erfrischend wie Champagner sei.

Solche Verschiedenheiten im Klima konnten natürlich nicht ohne Einwirkung bleiben auf den Lokalcharakter und das öffentliche Leben, ebenso wie auf die Architektur. Der Bewohner Londons ist *dull*, d. h. plump in seinen Bewegungen, träge im Erfassen von Eindrücken, arm im Ausdruck und langsam, wenn es gilt, einem Fremdling die angenehmeren und schöneren Seiten seiner Natur zu zeigen. In London zu leben und zu arbeiten und dabei täglich mit einer Menge fremder Menschen in Berührung zu kommen, hat für den Ausländer stets den Beigeschmack einer unbehaglichen Friktion, bis er — dank dem Naturgesetze des Anpassungszwangs — dahin gekommen ist, ebenso *dull* und verdrossen, ebenso gleichgültig für alles, was Eleganz und Behaglichkeit im täglichen Umgange heisst, zu sein, wie die lieben Eingebornen selbst. Einem Ausländer, der nach mehreren Jahren ununterbrochenen Aufenthalts in London nach Paris kommt, erscheinen dort alle Menschen wie Engel des Wohlwollens und als bewegten und benähmen sie sich mit einer Verfeinerung des Individuums, die jedem spanischen Hidalgo zur Ehre gereichen müsste. Ein Deutscher, der sich in London ansiedelt, muss sich zunächst abgewöhnen, den Hut abzunehmen, wenn er auf der Strasse einem Bekannten begegnet. Die Notwendigkeit — nämlich die Macht des Beispiels und der konventionelle Hochdruck — die ihn in Paris zwingt, seine Lebensart höher zu entwickeln, zwingt

ihn in London wieder, dieselbe angemessen zurückzuschrauben.

Paris ist *par excellence* die Grossstadt des lustigen öffentlichen Lebens, London *par excellence* das grade Gegenteil. In London giebt es, wenigstens soweit die Eingeborenen in Frage kommen, kein Café- oder Restaurantleben. Ein Pariser, der längere Zeit in London verweilte, bemerkte ganz richtig, dass es in der ganzen britischen Hauptstadt kaum ein oder zwei wirkliche Cafés gebe und diese würden von Ausländern geleitet, wären für Ausländer eingerichtet und würden fast einzig von Ausländern besucht. In London findet man nur mehr oder weniger elegante schenkenähnliche Etablissements, wo man in möglichst kurzer Zeit sein Essen verschlingt oder ein Glas Bier oder einen Whisky hinunterjagt — und das nicht selten gleich stehenden Fusses. Diese Gewohnheiten sind in London zu einem wirklichen Kultus der Unbequemlichkeit ausgeartet, deren letzter Zweck nur darin zu liegen scheint, den Leuten jede gesellschaftliche Anwandlung abzuschneiden und sie zu hindern, in ungekünstelten, offenherzigen Umgang mit einander zu treten. „In Geschäftssachen hört die Gemütlichkeit auf", pflegen wir zu sagen, und die Aussenseite des Londoner Lebens ist offenbar nach diesem Prinzipe zugeschnitten. London ist eine Geschäftsstadt. Wenn die Bewohner Londons auf ihren meilenweiten Strecken von Plätzen und Strassen durcheinander irren, geschieht das durchaus nicht mit Mienen und Geberden, welche andeuten, dass sie alle Mitglieder einer grossen Demokratie wären, die auf allgemeines Gedeihen, begründet auf allgemeine Brüderlichkeit, hinzielte. Im Gegenteil. Auf

den Strassen hier betrachtet und behandelt man jedermann mit der kühlen Gleichgiltigkeit, die den Geschäftsmann kennzeichnet, wenn er mit Leuten, die mit ihm nicht in geschäftlicher Verbindung stehen, zu thun zu haben glaubt, oder auch mit jener misstrauischen Vorsicht, die der strebsame Gewerbtreibende oft gegen seine Mitmenschen walten lassen muss, wenn es ihm glücken soll, aus der Berührung mit ihnen Nutzen zu ziehen.

In Paris arbeitet man — man arbeitet aber, um zu leben und vergisst niemals, die Lebenskunst zu pflegen. In London arbeitet man — man lebt hier aber ausschliesslich, um zu arbeiten und vergisst fast vollständig, dass das Leben und nicht das Arbeiten der letzte Zweck des Daseins ist. Dieser gründliche Gegensatz zwischen den beiden Weltstädten hat deren Architektur und Anlage, ebenso wie ihrem Strassenleben seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt. In Paris umherzuwandern, bildet einen Genuss, eine Anregung auch für den, der nicht immer im Stande ist, die ihm vor Augen kommenden Baustile zu bewundern. Es ist einfach schon der Geist des einheitlichen, wohldurchdachten Planes und der Ordnung im Pariser Boulevard- und Avenuesystem, der auf jedermann wohlthuend zurückwirkt.

Steht man auf der *Place de la Concorde* und lässt den Blick nach den vier Himmelsrichtungen schweifen, so freut man sich unwillkürlich über die Symmetrie, die harmonische Planmässigkeit des überwältigenden Menschenwerkes, das man die Stadt Paris nennt. In London dagegen ist man fast ausser Stande, die zahlreichen Proben überlegen feiner Architektur zu ge-

niessen, denn die wüste, tötliche Planlosigkeit des Ganzen verhindert vollständig jede einzelne harmonische Wirkung. *The Law Courts* z. B. — eines der bemerkenswertesten gotischen Prachtgebäude Europas — hat noch kein menschliches Auge in der vollen Harmonie seiner edlen Grössenverhältnisse und phantasievollen Einzelheiten erblickt. Der Grund hierfür liegt einfach darin, dass ein widerwärtiges Netz krummer Gassen und geräuschvoller Verkehrsadern die ganze Herrlichkeit von allen Seiten verdunkelt. Die Fassade des *British Museum* ist mit der grossartigsten klassischen Säulenreihe der Welt geschmückt — doch kein Mensch spricht davon, weil noch keiner sie so erblickt hat, wie das nötig wäre, um von ihr einen befriedigenden künstlerischen Eindruck zu erhalten, d. h. von der Entfernung einiger hundert Meter her. Londons grosse Verkehrsadern sind alle hässlich und planlos, viele sogar erbärmlich unsauber. Es ist etwas seelenloses, etwas zermalmend materialistisches in dieser einförmigen, meist abstossend hässlichen Häuserwüste von schmalen, zwei- oder dreistöckigen Gebäuden, die mit riesigen Warenmagazinen abwechseln. Eine Wüste, die die Hand der Natur geschaffen hat, können wir noch schön finden, denn sie besitzt etwas wie eine Seele. Eine Wüste aber von Menschenhand, nach strengsten orthodoxen Geschäftsgrundsätzen hergestellt, ist grässlich — ihr fehlt jede Spur einer Seele, sie erinnert an die Leiche eines Idioten.

* * *

Hiervon kommt es, dass man in London viele Jahre leben kann, ohne einen ausgeprägten Eindruck

von der Stadt als solcher gewonnen zu haben — wenigstens keinen andern, als vielleicht den eines allgemeinen Gefühls von Unbehagen, eines Gefühls, dass man etwas vermisst, was unsre Umgebung charakterisieren sollte. Dieses Etwas, das London auch fehlen wird, bis die Reform seines munizipalen Lebens ein gutes Stück weiter gekommen ist — ist der einheitliche Geist, die Individualität. Gar oft und mit Recht ist betont worden, dass Paris etwas mehr vorstellt, als ein Konglomerat von Gebäuden und von Menschen — *c'est un être.* Jede Munizipalität mit gesundem geistigen Leben hat ihre eigne Persönlichkeit. Die Städte des alten Griechenlands und des mittelalterlichen Italiens liefern hierfür den klassischen Beweis. Die materialistische Lebensauffassung der Engländer hat sich an London dadurch gerächt, dass sie es zu einem Unheuer ohne Seele und Individualismus aufwachsen liess.

Paris ist eine ungeheuere Stadt, doch nicht von unerfasslichen Grössenverhältnissen. Das ist dagegen mit London der Fall.

Es gelingt einem niemals, sich eine Totalvorstellung von dem chaotischen Wirrwarr am Themseflusse zu bilden. In London kommt man aus dem Verwirrtsein niemals heraus, denn allemal, wenn man eine neue Adresse aufsucht, läuft man in Gefahr in eine ganz unbekannte Gegend zu geraten, wo man sich ganz ebenso leicht verlaufen kann, wie der Fremde, der hier erst wenige Tage weilt. Bei einem Streifzug durch London hat man beständig dieselbe bedrückende Empfindung, wie bei einer Segelfahrt über den Ozean, man muss sich begnügen, seine nächste Umgebung brockenweise in sich aufzunehmen. Die Einbildungs-

kraft schreckt davor zurück, das Ganze auf einmal zu überfliegen und mit dem geistigen Blicke zu erfassen.

Man hat sich daran gewöhnt, unter dem Worte „Stadt" etwas zu verstehen, dessen gröbere Details — Distrikte und grössere Strassenzüge — sich dem Gedächtnis als klare, individuelle Bilder einprägen können. In diesem Sinne ist London überhaupt keine Stadt, sondern eine ausserordentlich volkreiche Provinz. Es ist wunderbar genug, dass die britische Metropole ungefähr doppelt so viele Einwohner hat, als die französische; man begreift aber die Bedeutung dieser Thatsache nicht eher vollständig, als man daran denkt, dass Londons zusammenhängende Gebäudemassen eine fünfmal grössere Fläche bedecken, als die der Hauptstadt Frankreichs. Und auch diese Daten geben noch keine ausreichende Vorstellung von der ungeheuren Bodenfläche, über die das Londoner Leben sich ausgebreitet hat. Wenn wir — was ja ganz richtig erscheint — zu Londons Bevölkerung auch alle die vielen Zehntausende hinzuzählen, die jeden Abend wieder heim fahren, dann müssen wir unter London wenigstens den ganzen Londoner Post- und Polizeibezirk verstehen, d. h. eine Bodenfläche von fast siebenhundert englischen Quadratmeilen (über 1800 qkm.) Vergleiche man hiermit, dass der äussere (zweite) Gürtel der Aussenforts von Paris nur vierhundert englische Quadratmeilen (1035 qkm) umfasst! Zwischen Paris innerhalb der Umwallung und den fünf bis zehn Kilometer von dieser entfernten Kleinstädten besteht übrigens kein annähernd gleichstarker Personenverkehr, wie zwischen der Grafschaft London und den zehn bis zwanzig englische Meilen (16 bis 32 km) von Charing Cross entfernten

Villenstädten. Paris ist eine der kompaktesten, London eine der mindest kompakten Grossstädte der Welt.

Es ist etwas ganz gewöhnliches, dass Londoner Geschäftsleute zehn bis zwanzig englische Meilen weit von ihren Kontoren wohnen und deshalb täglich zwei Stunden im Eisenbahnkoupee sitzen, wobei sie oft eine Reise von zusammen vierzig Kilometern „hinein und heraus“ zurücklegen. Der Umstand, einen nicht unbeträchtlichen Teil der Arbeitszeit Tag für Tag auf der Reise — mit Eisenbahn, Omnibus oder Droschke — zubringen zu müssen, bildet einen der hervorragendsten Züge des Londoner Lebens. Dieser Zwang trägt mindestens ebenso viel wie die sauerstoffarme, rauchgeschwängerte Luft dazu bei, dasselbe schwerfällig und aufreibend zu machen. Die Leute hier kommen buchstäblich zu nichts anderm, als zu arbeiten und „hinein und hinaus“ zu fahren. Dafür bieten Londons Strassen aber auch ein wahrhaft erschreckendes Gewimmel von Menschen, die im vollen Kampf ums Dasein einherstürmen, während man keine Spur davon wahrnimmt, dass diese Menschen etwa auch mit einander umgingen. In London ist es schon allein eine wirkliche Arbeit, persönliche Freunde aufzufinden, ausser dass man Zeit genug haben muss, zu ihnen zu fahren, um sie zu besuchen. Treffen sich zwei Bekannte zufällig in London und sprechen sie ihre Verwunderung darüber aus, sich so lange nicht gesehen zu haben, so schieben sie die Schuld dafür stets auf die grossen Entfernungen. Es ist so weise eingerichtet, dass man sich auf dem dichtest bevölkerten Flecke des Erdballs von seinen Mitmenschen auf so peinliche Weise „durch die grossen Entfernungen“ isoliert sieht!

Leute kann man in London wohl leicht genug in Menge sehen, nur keine, die man kennt. Im Pariser Leben ist es dagegen eine der grössten Annehmlichkeiten, dass es, wenn man will, so leicht ist, mit seinem Freunde und Bekannten zusammen zu treffen und ein Stündchen oder ein halbes anregenden Verkehr mit ihnen zu geniessen. Paris ist das gelobte Land des geselligen Menschen, London das Paradies der Einsiedler. Wer besondere Vorliebe für die Einsamkeit hat, kann in London wahre Einsamkeitsorgien feiern. Will er nicht selbst etwas von sich hören lassen, so steht es in keines Menschen Macht, sein Leben und Treiben zu kontrollieren. Ja, man muss besondere Anstrengung machen, um im Gewimmel der fünf Millionen Seelen der Hauptstadt nicht gänzlich in Vergessenheit zu geraten.

* * *

Der durchgehende Gegensatz zwischen London und Paris als Typen moderner Weltstädte spitzt sich auf besonders pikante Weise in deren uralten Mutterstädten the *City* und la *Cité* noch weiter zu. Die letztere, auf einer Insel in der majestätischen Seine gelegen, ist eine pittoreske Reliquie — nichts anderes. Die ehrwürdige Kathedrale *Notre-Dame* und die unvergessliche *Sainte-Chapelle*, der altertümlich massive *Pont-Neuf* und der mittelalterliche runde Turm an der Nordseite des Justizpalastes, die Anhäufung alter Häuser mit hohen Dächern und Spitzgiebeln — alles trägt dazu bei, *la Cité* zu einem abgerundeten Bilde zu machen, dessen stimmungsvolle Umrisse man

als einen Erinnerungsschatz unwillkürlich festzuhalten sucht. Die Mittelseite des *Hôtel-Dieu* und des Justizpalastes sind zwar gewaltige Bauten in schwerfälligem, keineswegs ansprechendem Stile, man bemerkt aber vorzüglich deren imposante Massen, nicht ihre banalen Einzelheiten, wenn man den Blick von den Quais nach der *Île de la Cité* hinüberschweifen lässt.

Londons City ist das Herz des Welthandels — weiter nichts. Sie besteht aus einem ungeheuren, aufs Geratewohl zusammengeratenen, oder richtiger aufgewachsenen Haufen von Speichern, Geschäftsräumen und Kaufläden. Das Bankgeschäft und der Grosshandel haben diesem ältesten und innersten Teile Londons überall ihren Stempel aufgedrückt. Die City ist eigentlich keine Stadt, denn hier wohnen nur sehr wenig Menschen. Sie ist eine riesige Maschinerie, eine Konstruktion ohne gleichen, mit dem Zwecke, dem Welthandel als Zentralkontor zu dienen. In der Mitte dieses unübersehbaren Labyrinths von Geschäftsstrassen liegt *The Bank of England* — eigentlich ein riesenhafter Geldkasten, in dem über zwanzig Millionen Pfund (400 Millionen Mark) in Gold ruhen, um als moralisches und thatsächliches Rückgrat für die gewaltigsten Handels- und Kredittransaktionen der Welt zu dienen. Unmittelbar um diesen goldenen Schrein, dessen fensterlose, von Granitblöcken zusammengefügte Mauern ein ganzes Strassengeviert bedecken, finden wir noch die wichtigsten Börseneinrichtungen und die grössten Bankhäuser der Erde. Etwas weiter entfernt vom „Allerheiligsten“ folgen kleinere, doch deshalb keineswegs kleine, Banken, Geschäftskontore und kommerzielle Lokale ohne Ende. Noch weiter

nach der Peripherie zu treffen wir neben Lagerplätzen auf himmelhohe Speichergebäude. Hieran schliesst sich der Detailhandel an mit den bekannten grossen Cityläden, worin dieselben Waren verkauft werden, die in den oberen Stockwerken des Hauses für den Grosshandel aufgestapelt sind. Nachfolgen Läden und Budiken, Werkstätten und fabrikähnliche Anlagen in Unendlichkeit, bis die City unmerklich, Schritt für Schritt ihren Lokalcharakter verliert und ohne eigentliche Grenzlinie in das Westend mit seinen prachtvollen Läden und komfortablen Wohnhäusern auf der einen Seite, und in das Eastend mit seinen geschwärzten Fabriken und Werkstätten, mit seinen dürftigen, oft elenden Arbeiterwohnungen auf der anderen übergeht. Nach Süden, nach der Flussseite zu, grenzt die City an Londons weitverzweigtes Hafengebiet. Nach Norden hin ist hier ein Fabriks- und Handwerksdistrikt vorgelagert, der zu den grössten von ganz England gehört und eine Arbeiterbevölkerung von Hunderttausenden beherbergt.

Das ist die City. Sie entbehrt der Form und der Konturen. Auch in ihren Details vermag sie auf den Schönheitssinn nur einen peinlichen Eindruck hervorzubringen, denn alles ist hier mit rücksichtslosester Konsequenz nach dem Grundsatze eingerichtet, mit dem mindest möglichen Aufwande den grösstmöglichen pekuniären Erfolg zu erzielen. Die City ist *a money-making machine* und macht dieser Bezeichnung Ehre. Das heisst: Londons City ist nichts anderes als ein Produktionsinstrument und wird als ein solches behandelt — nach dem Grundsatze, dass man auf seine Produktionshilfsmittel nicht mehr, als was unumgäng-

lich nötig ist, verwenden darf, damit diese ihren Dienst in einträglichster Weise verrichten.

Die Bruchstücke von Kunst und Schönheit, die andere, minder handelswütige Zeiten der City hinterlassen haben, sind in dem modernen Geschäftsverkehr zertreten und erstickt worden, ohne dass jemand den Verlust bemerkt zu haben scheint. Die City enthält viele alte, pittoresken Kirchen und Saalbauten aus dem Mittelalter, diese sind aber derartig durch sechs bis acht Stockwerke hohe Speicher und Geschäftshäuser versteckt, dass ein ungewöhnliches Mass von Lokalkenntnis und Geduld erforderlich ist, um sie überhaupt aufzufinden. Nach glücklicher Entdeckung eines solchen Kleinods aber zeigt es sich, dass man sich von dessen Schönheit ebenso schwierig einen Begriff machen kann, als wenn man ein Gemälde beurteilen sollte, das tief unten im Grunde eines schwarzen Schachtes hinge. Licht und Raum sind in der City Londons gar kostbare Dinge. Sogar bezüglich der grossartigen Guild Hall — des Brennpunktes des zeremoniellen Teiles vom munizipalen Leben der Hauptstadt — muss man sagen, dass deren künstlerische Vollkommenheit, wenigstens ihrer äusseren Erscheinung, zu den unbekannten oder vergessenen Schätzen gehört. Das Dach des Bauwerks ist nämlich der einzige freistehende Teil desselben, und auch der wird durch hohe Nebengebäude wenigstens verdunkelt.

Sogar der Goliath unter den protestantischen Kathedralen, die St. Paulskirche, vermag die mächtigen Schultern kaum über die Dächer der umliegenden Häusermassen emporzustrecken. Der freie Platz vor der grossartigen Fassade ist von kläglichen Dimen-

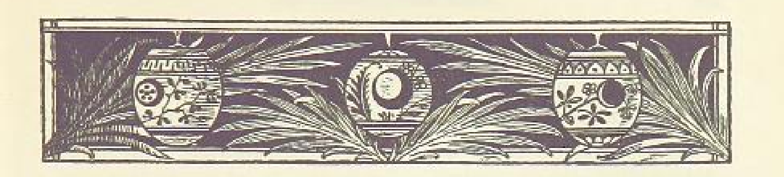
sionen — etwa wie der Raum vor dem Kirchlein in Krähwinkel. Vor zweihundert Jahren verfügte London über genug Geldmittel und Enthusiasmus, um einen der grössten Tempel der Christenheit zu errichten. Heute, wo die Stadt vielhundertfach reicher ist, findet sie nicht dazu Rat, rings um dieses Kunstwerk, das sie von ihren Vorvätern geschenkt erhalten hat, einen offenen Platz herzustellen.

Daher kommt es, dass es unendlich viel schwieriger ist, ein einheitliches, gleichzeitig wahres und fesselndes Bild von London zu gewinnen, als von Paris. Paris zu schildern, ist dasselbe, wie das Porträt einer energisch entwickelten Persönlichkeit zu malen. London zu beschreiben, ist eine ebenso verwickelte und anstrengende Arbeit, wie etwa eine Beschreibung des Britischen Museums. Hier findet sich alles mögliche, und vieles von hohem Werte, doch es ist weit weniger die Sammlung selbst, als deren Einzelheiten, die unser Interesse erregen. Das Ganze ist als Einheit, als Kollektivität, unfassbar. Wer über Paris schreibt, kann ausserdem — wenns ihm beliebt — seine Schilderung pittoresk und ästhetisch anziehend gestalten, denn Paris ist die Metropole der Kunst und des Kunsthandwerks. Der Schilderer Londons entbehrt nicht allein dieser Rettungsplanke, sondern er ist auch wiederholt genötigt, eine Menge nichts weniger als anziehende und leichtfassliche Erscheinungen zu berühren, denn London ist ja nicht allein das grosse Hauptquartier des Handels, sondern auch eine moderne Fabrikstadt in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Man darf indessen nicht vergessen, dass London der Mittelpunkt des politischen, intellektuellen und

fashionablen Lebens der britischen Weltmacht ist. Was das bedeutet, kann man allerdings kaum ahnen, so lange man nur beobachtet, was sich davon äusserlich zeigt. Gerade das ist Londons Eigentümlichkeit, dass das gewaltige geistige Leben, das daselbst pulsiert, von dem wilden Brausen des rein ökonomischen Lebens völlig übertönt wird.





Londoner Strassenbilder.

Mit Recht betrachtet man es als den Notanker des geistesarmen Konventionalismus, vom Wetter zu reden. Es giebt jedoch verschiedene Arten Wetter, u. a. kulturhistorische Wetter — einen Luxus, wegen dessen besonders die russige Metropole der Briten eine grosse und wohlverdiente, obwohl ziemlich traurige Berühmtheit erlangt hat. So ein richtiger Londoner Nebel, einer jener undurchdringlichen Rauch-fogs, der alle vier bis fünf Millionen Bewohner der Stadt jeden Herbst und jeden Winter zwingt, tage-, ja wochenlang ein provisorisches Maulwurfsleben zu führen, ist nämlich ebenso sehr ein Erzeugnis der Kultur wie der Natur.

Nehmen wir einmal an, wir befänden uns draussen auf dem Lande, zwanzig Kilometer nördlich vom Mittelpunkte des unendlichen Gebietes der Hauptstadt. Es ist zeitig am Morgen, der Himmel erscheint wolkenlos, der Weltraum von blendendem Lichte erfüllt. Bloss tief unten am Horizonte lagert ein leichter Dunst, der den Farben der Landschaft jenen herrlichen Silberton verleiht, welcher den grössten Reiz der eng-

lischen Natur bildet. Einem ungewöhnlich angenehmen Arbeitstage in London entgegensehend, gehen wir zur Bahnstation hinunter und dampfen nach der grossartigen und interessanten, doch keineswegs schönen „Sünderin an der Themse“. Nach Gewohnheit der Citymänner vertiefen wir uns in die Lektüre einer Morgenzeitung, da ruft nach zehn oder fünfzehn Minuten ein kleiner Bursche neben uns im Koupee, indem er seine Begleiterin am Kleide zupft, mit geheimnisvoller Miene: „Sieh einmal da, den Mond, Mama!“ Wir wenden das Gesicht nach dem Koupeefenster und starren hinaus in ein weisses, undurchscheinendes Medium, in dem ein Etwas schwebt, das einem purpurroten Ballon von zwei Dezimetern Durchmesser ähnelt. Leider ist das nicht der „Mond“, sondern die „Sonne“, die so sonderbar aussieht. Jetzt kommt uns eine unheimliche Ahnung. Nach weiteren fünf Minuten der Fahrt ist der Nebel schwefelgelb und undurchsichtig wie eine Mauer. Fernere Beobachtungen werden uns dadurch abgeschnitten, dass der Zug in einen Tunnel der Untergrundbahn hineinstürmt, der von Steinkohlenrauch und Nebel so erfüllt ist, dass wir ohne sofortige Schliessung des Koupeefensters ersticken müssten. Das rhythmische Poltern der Lokomotive verwandelt sich nun zum zögernden Stöhnen.

Der Zug fährt langsamer als sonst, denn heute sind alle Signallichter schon bei zehn Meter Abstand absolut unsichtbar, und da die Züge der Londoner Untergrundbahn unter normalen Umständen mit nur vier bis fünf Minuten Zwischenraum einander folgen, ist die Gefahr eines Zusammenstosses nicht unbedeutend. Die Lage wird bald unerträglich. Mit jedem

Haltepunkte wird das Gedränge schlimmer. Die Tausende von Handlungsgehilfen, Kontoristen und Geschäftsleuten, die zu früher Morgenstunde nach dem Herzen Londons hineinströmen, müssen um jeden Preis mit, denn jeden Augenblick ist eine weitere Verdichtung des Nebels zu befürchten, die zur gänzlichen Einstellung des Verkehrs zwingen könnte. Man setzt sich einander auf die Knie und packt sich im Gange zwischen den Sitzen gleich Heringen zusammen. Und keine Luft zum atmen! Das Koupee ist in ein russisches Dampfbad verwandelt. Der feuchte Steinkohlenrauch brennt in der Kehle, ätzt in den Augen und macht die Haut klebrig. Aus Mangel an Sauerstoff wird's einem im Kopf immer wüster und man starrt in stumpfer Hilflosigkeit nach den gelbroten, flackernden Gasflammen an der Decke.

Endlich treffen wir an der Baker-Street-Station ein — zwar verspätet und halb erstickt, doch bereichert mit einigen Vorstellungen von den Ursachen der englischen Nationalkrankheit, des *spleen*. Von allen Seiten gestossen von der lärmenden Menschenmenge, die wir nur hören und fühlen, nicht aber sehen können, werden wir nach der schlüpfrigen Treppe gedrängt, die zur Strasse hinaufführt, und befinden uns dann schliesslich, nach überstandener Mühe und Not, in vollkommener Nacht. Alle Gaslaternen sind angezündet, alle Läden völlig erleuchtet, als wäre es um zehn Uhr abends und nicht um zehn Uhr morgens; doch das hilft alles nichts. Es ist fast schlimmer als eine richtige natürliche Nacht. Wir stecken mitten in der Londoner Kulturnacht.

Auf allen Seiten sehen wir uns umgeben von

einer undurchdringlichen, schmutzigbraunen Wolkenwand, vor der wir keinen Vorübergehenden eher erkennen können, als bis wir in Gefahr sind, mit ihm zusammenzustossen, und worin die roten, halberstickten Gasflammen über unserem Kopfe unsichtbar bleiben, bis wir den Laternenständer mit dem Spazierstocke zu berühren vermögen. Wir hören das Geräusch von Wagen und das Anrufen von Kutschern, sehen aber nichts, bevor nicht das Rad einer Droschke an die Trottoirkante anprallt und auf unserem Rockärmel einen Schmutzstreifen hinterlässt. Es wäre geradezu lebensgefährlich, jetzt eine Strasse zu kreuzen, ohne die vorzügliche Dressur der Londoner Pferde, die keinen Menschen umreissen, so lange das irgend zu vermeiden ist. Jede Kollision mit den treuen Tieren zu verhüten, liegt unter solchen Verhältnissen freilich ausserhalb der Grenzen der Möglichkeit. Die Kutscher rufen und warnen unausgesetzt — die einzigen Signale, die noch fungieren, und die grosse Menge tappt sich mit den Händen an den Hausmauern hin, staut sich unmittelbar vor den grossen, erleuchteten Schaufenstern oder sucht in Omnibussen oder Droschken Zuflucht. Auf dem Verdeck eines Omnibusses sitzend, kommt es einem vor, als schwämme man in einer merkwürdigen Wolkenregion: das Strassenpflaster ist unter dem Nebel gänzlich versteckt und man erkennt nur unklar das Verdeck der nächsten Wagen und die Omnibusskondukteure, die mit grossen Laternen dicht vor den Pferden hergehen. Dagegen vermag man von dem „erhöhten Standpunkte“ aus, die Dächer und die oberen Etagen der Häuser ganz deutlich zu erkennen. Die dichte, in den Strassen lagernde

Nebelschicht ist nämlich nur sechs bis etwa neun Meter hoch.

In jeder anderen Stadt ausser in London würde der Verkehr unter solchen lebensgefährlichen Umständen stocken, da der einzelne Fussgänger durch undurchdringliche Finsternis vollständig isoliert und es fast unmöglich ist, einen Weg zu finden, weil die Häuser ganz unsichtbar sind. Die Gewandtheit der Londoner Kutscher und die Dressur ihrer Pferde überwinden jedoch auch solche Hindernisse. Die beiden, jeder eine Strassenhälfte bedeckenden Wagenströme stehen niemals still, sondern mässigen nur ihre Fahrgeschwindigkeit vom Trab zum Schritt. Auf den Strassenkreuzungen und den freien Plätzen wimmelt es von Fuhrwerken, die aus dem Nebel auftauchen und wieder darin verschwinden, in entsetzlichem, scheinbar regellosem Wirrwarr. Das Schauspiel ist in noch höherem Grade nervenerregend als andere, deren das Millionenstadtleben so viele zu bieten hat. Sicher auf dem Omnibusverdeck verstaut, kann man es ja versuchen, den merkwürdigen Anblick zu „geniessen“, den die grösste Stadt der Welt aufweist, wenn sie von einem nächtlichen Dunkel überfallen wird, dem gegenüber alle Beleuchtungsmethoden des neunzehnten Jahrhunderts ohnmächtig bleiben.

Ein schwerer *fog* hemmt den Geschäftsverkehr stets aufs schlimmste, und es liesse sich kaum voraussagen, welch traurige Folgen es haben müsste, wenn ein undurchdringlicher Rauchnebel die Stadt ununterbrochen mehrere Wochen lang in seiner dämonischen Gewalt behielte. Es ist schon eine bedenkliche Thatsache, dass diese Nebel mit jedem Jahre häufiger,

länger anhaltend und schwärzer zu werden scheinen — was die natürliche Folge einzig davon ist, dass man im Themsebabel jedes Jahr mehr und mehr Steinkohlen verbrennt. Diese „Lokalplage“ ist ein eigentümliches Beispiel dafür, wie der Mensch sich heutzutage tyrannisieren lässt von den Geistern, die die Kultur, d. h. seine eigene Arbeit, allmählich heraufbeschwor.

Londons russiger Nebel hat jedoch auch gewisse Verdienste. Er verschwindet oft auf ebenso schnelle und unerklärliche Weise, wie er gekommen war und gewöhnlich erstreckt sich seine Heimsuchung nicht gleichzeitig auf alle Stadtteile. Man kann rabenschwarze Nacht oben im nordwestlichen Villenquartier haben und hellen Tag eine halbe Wegestunde weiter südlich in den altertümlich engen und krummen Geschäftsstrassen der westlichen City. Wenn wir auf wackelndem Omnibus die breite, genau nordsüdlich verlaufende Tottenham Court Road hinabfahren, bemerken wir vielleicht plötzlich, dass es zu tagen beginnt und dass der Wagen buchstäblich aus dem Nebel herausfährt, den er als schwarze, gediegene Wolkenbank hinter sich zurücklässt. Nun haben wir uns nur durch einen leichten, gelbgrauen Dunst hindurch zu arbeiten, um weiterhin, am Strand bei Charing Cross — der Landmarke zwischen City und Westend — angelangt, die Luft nahezu klar zu finden — nahezu klar, denn man darf nicht vergessen, dass ein ganz heller, klarer Himmel für das Klima Londons zu den absolut fremden Erscheinungen gehört.

Obgleich der eingeborene Londoner aus naheliegenden Gründen Abstand zu nehmen pflegt, von dem Äusseren seiner Vaterstadt zu sprechen, hört

man doch nicht allzu selten Citymänner, Journalisten und ähnliche Arbeitsbienen im brausenden Menschenstrome an der Themse behaupten, dass der *Strand* der malerischste Grossstadtsteil in der ganzen Welt sei. Im ersten Augenblicke kann der Fremde ja Gründe haben, hierin ein betrübendes Beispiel dafür zu sehen, wohin der leidige Lokal-Patriotismus sonst verständige Leute zu verführen vermag. Erinnern wir uns jedoch, dass ein prosaischer Citymensch unter dem Worte „malerisch“ nur schlecht und recht „interessant“ versteht, und vergessen wir auch nicht, dass die Lokalfarbe der Londoner Geschäftsstrassen dem Charakter ganz Londons darin ähnelt, dass man daran gewöhnt sein muss.

Der *Strand* ist eine der grossen Pulsadern des Cityverkehrs. Auf dem Trafalgar Square münden die stark belebten Strassenzüge von dem politisch hervorragenden Westminster mit dem Parlamentspalast und seinen herrlichen Regierungsgebäuden ein, von dem fashionablen Westend mit seinen Königsschlössern, aristokratischen Palästen und Villen, sowie luxuriösen Klubhäusern, von dem plebejischen, armutbelasteten London „jenseits des Wassers“, sowie auch von dem Mittelklassenquartiere im mehr gemütlichen, nordwestlichen London. Vom Trafalgar Square, dem Herzen des Londoner Strassensystems, führt nur eine einzige Strasse nach der City, und das ist der Strand. Diese verhältnismässig schmale Strasse mit ihren noch schmäleren Verlängerungen, Fleet Street und Ludgate Hill, leitet direkt zur St. Paulskirche hin, von der aus man auf zwei Hauptwegen, Cheapside und Queen Victoria Street, nach der englischen Bank, dem Mittelpunkte des Citylebens kommt.

Am Strand oder in dessen unmittelbarer Nachbarschaft liegen mindestens ein Dutzend Theater zweiten Ranges, ausser den alten, erstklassigen Kunsttempeln, dem Covent Garden-, Drury Lane- und Lyceumtheater; daneben sind Strand und Fleet Street noch das Hauptquartier für die ganze, grosse, merkwürdige Londoner Presse. Daily News, Standard, Illustrated London News, Graphic, Black and White, Punch, Pall Mall Gazette, Nineteenth Century und unzählige andere Tagesblätter und Zeitschriften von Weltruf haben hier ihre Lokale. In kleinen russigen, drei Fenster breiten und drei Stockwerke hohen Häusern, sowie in noch beschränkteren, erbärmlichen Zimmern, deren einzige Aussicht oft nur eine zwei Meter breite Gasse oder ein brunnenähnlicher Hinterhof bildet, sitzen die einflussreichsten Zeitungsschreiber der Welt zusammengeschichtet wie Heringe und mühen sich in der überaus geräuschvollen, dunstigen, meist rauchverfinsterten Strasse in der bedeutungsvollsten, schwersten Journalistenarbeit der Welt ab. Das ist gewiss recht merkwürdig und wunderbar, aber pittoresk, malerisch kann es doch kein andrer nennen, als ein ganz verbissener Feind des nützlichen, verantwortungsvollen Berufs der Journalisten. Nein, diese lieben ihren Strand und ihre Fleet Street aus dem gleichen mystischen, sentimentalen Grunde, wie die Grubenarbeiter ihren erstickend dumpfigen Schacht und ihren niedrigen, weitverzweigten Stollen.

Wohl besitzt der Strand eine grossartige Sammlung ungeheurer Branntweinpaläste mit blendenden, wie Luftballons grossen Laternen und Porphyrsäulen, deren Kaliber den Beschauer auf den Gedanken bringt, dass

sie aus irgend einem indischen Felsentempel entführt seien; doch schön sind diese englisch-ungemütlichen „Erfrischungslokale“ keineswegs. Nicht einmal die luxuriöse, in moderner, verderbter Renaissance erbaute „Musikhalle“ Tivoli in der Nähe des Trafalgar Square kann auf dieses Beiwort Anspruch erheben, denn deren kostbare Marmorsäulen mit den vergoldeten Bronzekapitälen sind „vom Klima“ bereits bis zur Unkenntlichkeit verschmutzt, obgleich das Gebäude jetzt (1895) noch nicht vier Jahre lang unter Dach ist.

Die Architektur wird es also kaum sein, vielleicht aber das Leben auf dieser geräuschvollen, von Menschen und Fuhrwerken wimmelnden Londoner Strasse, das unsre Lokalpatrioten entzückt. Unten an der Ecke, bei der Charing-Cross-Station herrscht aber ein solches Durcheinander von Omnibussen und Droschken, ein so chaotisches Geschrei von Stiefelputzern, Dienstleuten, Zeitungsverkäufern und Händlern mit allerlei Kleinigkeiten, und dazu ein so unsinniges Pfeifen und Ächzen von Lokomotiven, dass man Nerven wie Klaviersaiten haben muss, um nicht auf der Stelle einem ersten Anfalle von Eisenbahnfieber zu erliegen, einer neuen Kulturkrankheit, für deren Studium die ober- und unterirdischen Eisenbahnstationen Londons der geeignetste Platz sind.

Etwas weiter hinauf am Strand befinden wir uns allerdings ausser Hörweite der Lokomotivpfeifen, dafür macht uns aber die Wagenhochflut auf dem Fahrdamme und das Menschengedränge auf den Trottoiren ebenso viel Lebensnot. Für Flaneure ist der Weg hier offenbar nicht geschaffen. Sind wir unverständig genug, eigensinnig stehen zu bleiben, um vielleicht

einige Bilder im Schaufenster einer Kunsthandlung betrachten zu wollen, so finden wir bald heraus, dass es am besten ist, sich hinter eine Dachrinne zu drücken, um nicht von dem weiterbrausenden Strome mit fortgeschwemmt zu werden.

Tausende, ja Zehntausende von Geschäftsleuten und Handlungsgehilfen drängen sich jetzt nach Osten, nach der City; es ist nämlich die zehnte Morgenstunde, wo das Londoner Geschäftsleben ernstlich erwacht. Legionen von schwarzgekleideten Cityarbeitern, die mit der „Oberklasse" nichts als den tadellosen Rock und den unumgänglichen Cylinderhut gemein haben, fliegen unter unsern Füssen auf der schwarzen und dumpfig-schwülen, aber schnellen und billigen Untergrundbahn ihrem Ziele zu; andere gehen zu Fuss und vermehren in erschreckendem Grade den Gedrang auf den Trottoiren; noch andere füllen im Innern und auf dem Verdecke die schwankenden Omnibusse, und endlich giebt es ein mit gefüllten Taschen ausgerüstetes Elitecorps, das im *cab* nach der City hinrollt. Letzteres ist eine zweirädrige Droschke, von deren unvergleichlichen Verdiensten man nur in London eine Vorstellung gewinnen kann. Das Cab heisst mit Recht „Die Londoner Gondel", denn sie windet sich wie ein Fisch durch das Gewimmel, worin jedes vierrädrige Fuhrwerk elend stecken bleiben würde. Der Kutscher thront auf hohem Sitze hinter dem Gefährt und waltet seines schwierigen Amtes mit kaltblütiger Eleganz, die der echte Londoner nie zu bewundern aufhört. — Gegen den sich hastig weiter wälzenden Strom von gutgekleideten Menschen stechen nicht wenige, gar nicht konventionell gekleidete, doch

keineswegs malerische Gestalten sehr auffallend ab, da sie auch gar keine Ahnung davon zu haben scheinen, was Eile zu bedeuten hat. Es ist das eine zerlumpte, schmutzige Heerschar, die zum Teil aus schamlosen Bettlern besteht, zum Teil aus freiwilligen Gassenkehrern, welche davon zu „leben“ suchen, dass sie für die Fussgänger die Strassenübergänge annähernd rein erhalten; ein letzter Teil betreibt dann noch verhüllte Bettelei aller Art. Hier giebt es Männer jedes Alters, die den Passanten den lieben langen Tag über Schuhschnürsenkel, Stecknadeln, Streichhölzchen u. dergl. aufzunötigen suchen. Hier erscheinen Arbeitslose, die sich vor Hôtels und Bahnstationen umhertreiben, um eine vorübergehende Beschäftigung zu erschnappen und damit einige Pence zu verdienen. Da und dort taucht aus dem lärmenden Schwarme ein Exemplar jener in London unheimlich zahlreichen Wesen auf, die noch tief unter den Arbeitslosen und den gewöhnlichen Bettlern stehen. Das sind Londons grauenerregende „Strassenvagabunden“, deren Gegenstück man in den Grossstädten des Festlandes kaum antrifft. Unerwarteter Weise zeigt sich da in der Volksmenge eine schwarze, gekrümmte Gestalt von widerwärtigstem Aussehen, die sich mit schleichendem Schritte, wie eine Eidechse oder ein Raubtier, vorwärts schiebt. Hier zeigt sich z. B. ein Weib. Ihr Kopf ist nur von einzelnen, graumelierten Haarzotten bedeckt; das Gesicht gleicht vertrocknetem Leder; die triefenden Augen verstecken sich unnatürlich tief in ihren Höhlen und die Lider haben brennendrote, breite Ränder; von Blick oder Ausdruck fehlt jede Spur. Der Körper ist von einem unbeschreiblich schmutzigen,

überall zerfetzten und abgenutzten Staubmantel von ganz altmodischem Zuschnitte notdürftig verhüllt. Die Füsse sind ohne Strümpfe und stecken in einem Paar bis zum Oberleder schiefgetretenen an den Zehen klaffenden Männerstiefeletten, und die vom Mantel nur bis zur halben Wade bedeckten nackten Beine tragen eine Kruste von Strassenkot. Die Gestalt bewegt sich mit über der Brust gekreuzten Armen weiter, um den der Knöpfe entbehrenden Mantel geschlossen zu halten, der offenbar ihr einziges Kleidungsstück bildet. Die starren Augen haften unausgesetzt auf dem Rinnstein, als enthielte dieser alles, wofür das traurige Geschöpf noch Interesse haben kann. Am Rande des Trottoirs liegt ein fettig gewordenes Stück Papier, das den Gedanken erweckt, es könne vorher etwas Essbares enthalten haben oder enthielte vielleicht gar noch ein Überbleibsel davon. Die Gestalt hält inne, beugt den Rücken noch tiefer und streckt eine hagere, schmutzige, an die Kralle eines Raubvogels erinnernde und jämmerlich zitternde Hand aus, die unendlich langsam nach dem Abfall tastet, der ja noch etwas Essbares bergen möchte.

Ein trauriges Intermezzo — ein Londoner Strassenbild wäre aber nicht vollständig ohne diese charakteristischen Typen weltstädtischer Armut und Verkommenheit. Nicht flüchtige Wahrnehmungen allein, auch statistische Zahlen bekräftigen diesen Satz. Es giebt in London mindestens fünfzigtausend solcher Strassenvagabunden und noch viel mehr solche, die nur unbedeutend höher stehen. Das Ungeheuer London scheint also derlei Unglückliche mit einer gewissen Notwendigkeit zu gebären.

Ein Bild vom Strand wäre jedoch ebenso wenig vollständig ohne eine Schilderung der in schreiendsten Farben und wunderlichsten Formen hergestellten Plakate, die verschiedene Häuser vom Sockel bis zum Dachfirst bedecken und diesen auch noch auf Gestellen überragen, welche bei jedem Windstoss bedenklich schwanken. Es erscheint ja natürlich, dass das Annoncen-, Reklame- und Puffwesen in einem Orte wie London die höchste Entwickelung erfahren hat. Der grössere Geschäftsmann, der sich nicht mit Nachdruck auf das Tamtamschlagen versteht, ist hier von vornherein verloren. Man kann wohl behaupten, dass der mörderische Konkurrenzkampf in vielerlei Handelszweigen weit mehr durch kostspielige und auffallende Methoden im Annoncieren, als durch Verbesserung und Verbilligung der Waren ausgefochten wird. Die gediegenste Annoncierungsmethode bildet ohne Zweifel die geschmackvolle Ausstellung der Verkaufsartikel in den Schaufenstern und in den Läden selbst. In dieser Hinsicht hat London ohne Widerrede wirklich bewundernswerte, alles übertreffende Erscheinungen aufzuweisen — doch nicht im Strand oder überhaupt in der City hat man diese verfeinerte Form des Wettbewerbs um die Gunst des Publikums zu suchen. Im Strand ist alles materialistisch — und die Methoden des Annoncierens nicht zum mindesten. Man sucht hier die öffentliche Aufmerksamkeit einfach in eine gewisse Richtung zu zwingen, und dazu sind alle Mittel recht — nur keine bescheidenen! Um Reklame zu machen — für eine Seifensorte, ein Theaterstück, eine verbesserte Saugflasche oder für eine Industrieausstellung — bedeckt man ganze Hauswände mit

buntschillernden Bildern, die von kolossalen Gestalten wimmeln. Auf diese oft entsetzlichen Burschen mag sicher der nicht hinsehen, der das fertig bringt! Zur Abwechslung bepflastert man die Innen- und Aussenseiten der Omnibusse mit oft ganz unsinnigen Aussprüchen, deren Durchlesung man sich gar nicht erwehren kann, weil sie stets das neueste von sensationellen Stupiditäten bieten. Dass man sich dabei auch die Namen der „allerbesten" Pillen-, Sodawasser- oder Emaillefarbenfabrikanten einprägt, merkt man kaum, so verschmitzt ist alles berechnet und ausgeführt. Auf den verkehrsreichsten Strassen einen Trupp „Sandwichmänner" mit roten Turbanen und weissen, flatternden Burnussen hinauszuschicken, erscheint in London als verhältnismässig bescheiden und zahm. Etwas kühner ist es schon, eine vierspännige, vollbemannte Feuerspritze auszurüsten und diese quer durch London rasseln zu lassen, um — kondensierte Milch anzuzeigen! Ein ander mal begegnet man wieder inmitten des prosaischen, modernen Verkehrsgedränges einer altväterischen, reich vergoldeten Prachtkarosse mit gepudertem Kutscher und Lakaien in Seidenstrümpfen. Es ist ein neues Parfüm, dass sich in so anspruchsloser Weise auf dem Weltmarkt einführt.

Doch genug von diesen „praktischen" Extravaganzen des Verkehrslebens. Wir nähern uns dem Ende des Strand und unserer Orientierungspromenade. Die merkwürdige Strasse verbreitert sich plötzlich, um eine von Londons zahlreichen, kleinen, pittoresken „Citykirchen" aus dem siebzehnten Jahrhundert zu umfassen, und wenn wir das Kirchlein hinter uns haben — das, nebenbei bemerkt, den altertümlichen Namen

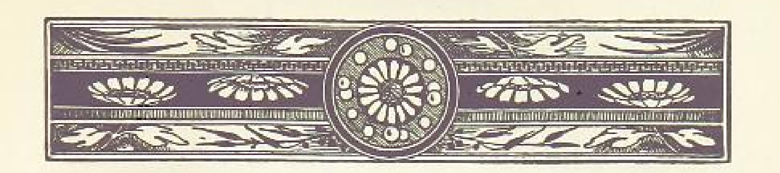
St. Clemens-Danes führt — begegnet uns eine angenehme Überraschung in Gestalt eines ungeheuren Gebäudekomplexes in gotischem Stile.

Das ist *The Royal Courts of Justice* — das englische Reichsgericht. Hat uns der Lärm vom Strand noch genug Besinnung übrig gelassen, so hindert uns nichts, hier stehen zu bleiben, um zu geniessen und zu reflektieren. Mit seinem prächtigen Glockenturme, seinen vielen Spitzen, Türmchen und Bogenfenstern, seiner eleganten, nach der Strasse zu gelegenen Loggia und dem Ehrfurcht gebietenden Saalbau in der Mitte macht das ganze edle Bauwerk einen lebendigen und schönen Eindruck, und obwohl es natürlich nicht minder russgeschwärzt aussieht, wie jedes andere Gebäude der City, so leidet seine Schönheit davon doch nur wenig oder gar nicht. Gerade darin liegt der besondere Vorzug der Gotik, dass sie das Baumaterial beherrscht, statt sich davon beherrschen zu lassen, dass sie uns in geschwärzten Ziegeln und verwittertem Sandstein noch etwas wirklich Schönes zu bieten vermag, während — wie das die Mehrzahl von Londoner Prachtbauten hinlänglich beweist — von Bauwerken im Stile der Renaissance oder des klassischen Altertums nur elende Baracken übrig bleiben, sobald das kostbare Material und die abgeputzten Flächen von Rauch, Regen und Wind verdorben worden sind.

Vor dem stimmungsvollen, der Justitia gewidmeten Gebäude bemerkt man im Menschengedränge einzelne seltsame Gestalten: Herren in schwarzem, wallendem Talare mit kleinen halbgrauen Perrücken. Das sind Advokaten und Richter, die zwischen *The Law Courts* und *The Temple* hin- und hereilen. Letzterer ist

nämlich das auf der anderen Seite der Strasse nach der Themse zu gelegene Hauptquartier der englischen Juristen, wo diese ihre Bureaux, Versammlungssäle und ihre Bibliothek haben. Dass der faltenreiche schwarze Talar darauf berechnet ist, den Hütern des Gesetzes ein feierliches Aussehen zu gewähren, ist ja natürlich; weniger leicht lässt sich dagegen der Zweck der kleinen Perrücke durchschauen, die, ursprünglich weiss, doch von Kohlendunst allmählich grau-schwarz geworden, mit ihrem rudimentären Zöpfchen den Nacken und mit ihren koketten „Kanonenlöckchen" neben den Ohren das Gesicht „verziert". Nichts vermag den greulichen Eindruck zu veranschaulichen, den z. B. ein Herr mit langem Vollbarte in einem solchen Kopfschmucke hervorbringt. Behalten wir denselben im Gedächtnis als Wahrzeichen für die englische Eigentümlichkeit, das Imponierende immer mit dem Grotesken zu vermengen. Die Beweise für diesen Charakterzug John Bulls mehren sich, je näher wir uns mit seinem energievollen Leben und seinen interessanten Institutionen bekannt machen.





Das malerische London.

Beschränkte man seine Beobachtungen des wogenden Lebens in London auf die Hafen- und Fabriksbezirke im Süden und Osten oder auf das Geschäftsviertel in der City, so würde man leicht die Auffassung gewinnen, dass im Zentrum des britischen Riesenreichs das ökonomische Leben stets unter dem gleichen Hochdruck pulsiere. Höchstens würde man zuzugeben geneigt sein, dass das Brausen und Hasten, die Arbeit und der Kampf ums Dasein — Züge, die im Bilde des Londoner Menschenlebens von erdrückend grossartiger Wirkung sind — zuweilen noch intensiver werden als gewöhnlich. Von einer zeitweiligen Abnahme, einer „toten Saison" in London zu reden, wäre dagegen völlig ungereimt.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit aber auf das hiesige fashionable Leben, so wird der Eindruck ein ganz anderer. Schon die Ladeninhaber im westlichen London würden uns versichern, dass der August „eine entsetzlich schlechte Zeit", „für die Geschäfte der traurigste Monat des ganzen Jahres" sei. Und wandern wir im August oder September durch die breiten

Strassen des Westend, durch Mayfair bis zum Hyde Park, durch Belgravia hinter dem Buckingham-Palaste, oder durch South Kensington in südlicher Richtung von der Albert Hall, so werden wir vielfach gänzlich eingeschlummerte Häuser, d. h. unten alle Fensterläden verschlossen und verschraubt, oben alle Marquisen und Rouleaux herabgelassen finden, und dehnen wir unseren Spaziergang bis zum Hyde Park, bis Piccadilly und zu den anderen Lieblingspromenaden der vornehmen Welt aus, so entgeht uns gewiss nicht der auffallende Mangel an prachtvollen Rassepferden, glänzenden Equipagen und übermässig feisten und aufgeputzten Dienern, die z. B. im Frühsommer hier herumschwärmen. Im Grunde ist der Spätsommer und der Herbst Londons *holiday*. Vom strebsamen, kleinen Ladeninhaber in einer Seitengasse bis zum fabelhaft reichen Herzog in seinem prunkenden Palast gegenüber dem Hyde Park „müssen“ dann alle zu einer Erholungsreise aus der Stadt weg — auf eine Woche an die Seeküste — im schlimmsten Fall nach der Schweiz oder nach Norwegen — im besseren Falle; oder gar nach Italien, Spanien, Ägypten, Syrien u. s. w., wenn es der wohlgespickte Geldbeutel gestattet. Das ist fast mehr als ein Gesellschaftsgesetz, es erscheint wie ein Aberglaube oder auch wie ein Dogma. Man hat aus bester Quelle erfahren, dass Leute aus dem Londoner Mittelstande, die sich ganz ausser Stand sahen, die Unkosten für einen mehrwöchentlichen Aufenthalt an der See zu erübrigen, in ihrem Hause nach der Strasse zu alle Läden schliessen, alle Rouleaux herablassen und die heissesten Sommermonate in einem Hinterzimmerchen ihres Hauses zubringen, bis die

Wintersaison heranrückt und sie aus dem freiwilligen Gefängnis „zu Ehren ihrer sozialen Stellung“ wieder erlöst.

Mit dem November beginnt Londons Wintersaison: die Geschäfte nehmen ein schnelleres Tempo an, in den Läden ordnet man schon die Weihnachtsausstellungen, die vermögende Welt kehrt zurück, der Hof und die Hochvornehmen beehren die Stadt mit mehr oder weniger flüchtigen Besuchen, und auch die aristokratischen Strassen im Westend sehen aufs neue bewohnt aus. Covent Garden und andere Opernhäuser, die die „tote Saison“ mit Promenadenkonzerten hingebracht haben, öffnen sich im Herbste oft wieder für italienische und deutsche Operngesellschaften; Richter, Joachim und Sarasate beginnen ihre Konzerte in der St. James Hall; eine unendliche Reihe von Ausstellungen, die mehr oder minder der Jahreszeit angepasst sind, verraten, dass die Zeit der Schaulust wieder da ist. Das Londoner Leben gewinnt hier und da einen mehr pittoresken Zug, und alle, die die britische Metropole von ihrer angenehmsten Seite kennen lernen wollen, müssen nun auf den Beinen sein.

Das allererste Zeichen von dem Erwachen Londons zum lauten Winterleben ist die Prozession des Lordmayors. Sie verdient in dem an Volksfesten so ärmlichen England ein besonderes Kapitel — schon deshalb, weil sie unlängst ihr siebenhundertjähriges Jubiläum feierte. Der 9. November ist der Tag des Londoner Karnevals — oder ist es vielmehr gewesen, denn was davon noch übrig blieb, ist nicht mehr, als was Darwin ein Rudiment nennen würde: der Überrest von etwas, das einst Leben und Zweck hatte. Der Tag, an dem

the Lord Mayor oft the city of London nach feierlichem Zuge durch die Strassen der City vor *the Lord Chief Justice of England* im Justizpalaste den Amtseid ablegt, ist nämlich nicht mehr, wie in früheren Zeiten, das fröhliche, glänzende Volksfest, woran sogar der Hof sich beteiligte. Der Grund hierfür liegt wahrscheinlich darin, dass der Lordmayor von London zu den in England nicht so seltenen sozialen Grössen gehört, die sich selbst überlebt haben. Eine hervorragende hauptstädtische Zeitung warf schon einmal die Frage auf, wozu der *Right Hon. the Lord Mayor* eigentlich noch da sei. „Uns einen Spass zu machen", lautete die Antwort. Der Lordmayor ist nur das zunftmässige Haupt der etwas mittelalterlich angehauchten Verwaltung der City. Das grosse eigentliche London dagegen hat ein selbstgewähltes Parlament, dessen Chef der Präsident des *County-Council of London* ist. Darum erscheint es ganz leicht begreiflich, dass die jetzigen Aufgaben der ehrwürdigen Lordmayorschaft sich darauf beschränken, eine erschreckend grosse Zahl öffentlicher Mahlzeiten abzuessen, sowie wenigstens einmal im Jahre der Lustigmacher der Metropole zu sein.

Beobachten wir ihn einen Augenblick bei Ausübung dieser höchst lobenswerten Aufgabe. Wer am 9. November die Untergrundbahnen Londons zu benutzen gedenkt, wird Zeuge eines, auch für die Fünfmillionenstadt beispiellosen Gedränges. Obgleich von allen Stationen wie gewöhnlich nach jeder Richtung aller vier bis fünf Minuten ein langer Personenzug abgeht, muss man doch den einen vollgestopften Zug nach dem andern an sich vorüberfahren lassen, ehe

nur daran zu denken ist, dass man sich mit den Ellbogen drängend ein Plätzchen zwischen den Knieen der bereits sitzenden Passagiere erkämpfen könnte, und wenn man schliesslich an den Citystationen eintrifft, entsteht eine neue Schwierigkeit: man ist oft gezwungen, weiter als beabsichtigt mitzufahren, da es bei dem Gedränge unmöglich wird, das Koupee rechtzeitig zu verlassen. Wenn das endlich geglückt ist, findet man oben Weg und Steg ebenso vollgepackt, wie die unterirdischen Bahnzüge. Omnibusse und Wagen haben Ferien, denn sie sind für heute aus der City verbannt, und obwohl der Personenverkehr also die ganze Strassenbreite von einer Häuserreihe zur anderen zur Verfügung hat, kommt man zwischen der Liverpoolstation und dem Tower doch nur langsam und Schritt für Schritt vorwärts. In den Strassen, die von der Prozession berührt werden, sind alle Juwelierläden aus Vorsicht geschlossen und verbarrikadiert, und auch die Schaufenster alle durch rohe, dicke Planken querüber geschützt, im übrigen giebt es kein Fenster, das nicht mit Schaulustigen besetzt wäre, und zu Tausenden erwarten geduldige Seelen, was nach drei bis vier Stunden kommen soll. An roten Draperien, Guirlanden aus Papierblumen und Inschriften mehr oder weniger geistreichen Inhalts ist natürlich kein Mangel. Einmal, als ein Jude zum Lordmayor gewählt worden war, bewegte sich der Zug direkt durch das armseligste und schmutzigste Judenviertel von Whitechapel. Die armen Israeliten hatten — mit einem Anflug orientalischen Farbensinnes — ihre „*slums*“ (Spelunken) mit bunten über die Fensterbrüstungen gehängten Bettdecken u. dergl.

dekoriert. Der Effekt war gar nicht „so ohne“. Man sah eine unendliche Menge fröhlicher Judengesichter, wahrscheinlich eine Art Zeichen von Nationalstolz darüber, dass einer der ihrigen für die Dauer eines Jahres Munizipalchef der grössten und reichsten Stadt der Erde geworden war.

Über die stets von einem Dutzend Musikkorps begleitete Prozession selbst kann man nur sagen, dass sie in der Regel weit weniger prächtig und interessant ist, als die Karnevalszüge, die man in verschiedenen katholischen Städten des westlichen Deutschlands zu sehen bekommt. Einige alte Gildenfahnen sind indess sehr schön, und die Kostümgruppen aus dem Mittelalter hochinteressant — nur fast etwas zu wenig zahlreich an Personen. Wie grabesdüster nimmt sich aber ein Volkshaufen des modernen Londons aus im Vergleich mit einer bunten, ästhetisch tadellos kostümierten Gruppe aus dem mittelalterlichen London! Die goldschimmernde Staatskarosse des Lordmayors ist ja merkwürdig, noch merkwürdiger aber deren Inhalt. Die vier Herren darin, der Lordmayor und seine Amtsinsignien-Träger verschwinden gänzlich hinter diesen riesigen Symbolen. Vorzüglich sperrig erscheint das ungeheure Zepter mit seinem Knopfe in der Grösse eines Kinderkopfes. Bei jeder kurzen Wendung, wobei der schwere Wagenkasten auf seinen nachgiebigen Tragriemen schwankt, erscheint es ein Wunder, dass jenes Zepter nicht durch eines der kostbaren geschliffenen Wagenfenster fährt.

Ein anderes, weniger altväterliches, aber ebenso regelmässiges und malerisches Zeichen für den Beginn der Londoner Wintersaison ist das Chrysanthemum

und die zahlreichen Ausstellungen, die jeden Herbst von den englischen Bewunderern dieser Blume — die sich in allen Gesellschaftsklassen finden — veranstaltet werden.

Eine Chrysanthemum-Ausstellung gehört zu dem schönsten, was ein Menschenauge schauen kann. Das erste, was man wahrnimmt, ist ein Chaos entzückender Blütenbälle, fast alle ungleich, in folgenden Farbenstufen: milchweiss, gelbweiss, grünlichweiss, strohgelb, schwefelgelb, terracotta, verschiedene Bronzetöne bis hinunter zum tiefsten violettbraun, ausser verschiedenen purpur- und flachsblütenroten Schattierungen. Eine weisse Chrysanthemumblüte erinnert zuweilen an das gewöhnliche Masslieb mit vielen Reihen von Randblumenblättern und zusammengedrücktem, verstecktem Kelche. Die ausserordentliche Schönheit der in England gezüchteten Varietäten beruht jedoch nicht allein darin, dass diese Randblätter sehr vielreihig, von unendlich verschiedenen Farben und verschiedenen Farbentönen auf der Innen- und der Aussenseite vorkommen, sondern auch darin, dass die langen zungenähnlichen Randblätter unzähliche phantastische Formen zeigen.

Die Pflanze *(Chrysanthemum indicum)* ist in China und Japan seit Menschengedenken als Zierblume gezogen worden. Vor ungefähr zweihundert Jahren war sie zuerst nach Holland gekommen, später aber wieder in Vergessenheit geraten. Vor hundert Jahren wurde sie inzwischen nach England eingeführt, wo sie, neben Rosen und Orchideen, die beliebteste und eifrigst gezüchtete Blume ist. England besitzt mehr als 400 „Chrysanthemumvereine“, und im November, wenn die Pflanze blüht, hält man im ganzen

Lande Chrysanthemum-Aussellungen ab, wobei reichliche Preise zur Verteilung kommen. Besonders in London sieht man, wohin man sich auch wendet, im Herbste massenhafte Chrysanthemumgruppen: in den Läden, den Fenstern und frei auf den Strassen. Sogar in den Hütten der Armen — draussen auf dem Lande ebenso wie in den Städten — trifft man nicht selten die herrlichsten Exemplare davon an. Die englischen Dichter singen Hymnen zum Lobe des Chrysanthemum und preisen es, weil es einen neuen Sommer voller Pracht gerade im nebligen Monat November hervorzaubert, wo der Winter im Anzuge ist. Einige der besten englischen Blumenmaler der neueren Zeit zeichnen sich ganz besonders in der Wiedergabe der Chrysanthemumblüten aus.

Ein eigentümliches Zusammentreffen ist es gewiss, dass die Engländer ihr Nationalgetränk — den Thee — und ihre Lieblingsblume von derselben weit entfernten und nach Sitte und Charakter so stark von ihnen abweichenden Nation — der chinesischen — erhalten sollten.

* * *

Es ist indess keineswegs notwendig, dass man auf Lordmayors-Prozessionen und Chrysanthemum-Ausstellungen wartet, um eine angenehme Abwechselung vom Eindrucke des Londoner Lebens zu erhalten. Man muss die Riesenstadt nur gründlich kennen, um jeden Augenblick den geschäftsmüden Geist durch Spaziergänge in hundertfältigen alten, malerischen Winkeln oder in ganz reizenden modernen Stadtteilen erquicken zu können. London enthält eben alles —

gutes und böses, schönes und hässliches, Poesie und Prosa. Ein Nachteil liegt nur darin, dass alles in so ungeheuerlichem Masse gewachsen ist und dass es also jahrelanger, geduldiger Beobachtung bedarf, ehe man sein London wirklich kennen lernt. Es giebt meilenweite Strecken in dieser „Provinz von zusammengebauten Städten", die vom Mammonskultus und von rücksichtsloser kommerzieller Konkurrenz beherrscht werden; es giebt aber auch Gebiete so gross wie Dresden oder Leipzig, die nicht minder ausschliesslich dem heimischen Frieden und der stillen Zurückgezogenheit geheiligt sind. Und überall finden sich verstreute, malerische Überreste aus vergangenen Zeiten; an tausend verschiedenen Stellen kann man grossartige, stimmungsvolle Bilder geniessen, nur muss man den ästhetischen Sinn wachhalten und ihn nicht durch den betäubenden Verkehrslärm Londons einschläfern lassen. Hier trifft man auf eine Kirche, einen Palast oder ein Monumentalgebäude, das historische Erinnerungen von hochdramatischer Art erweckt; dort kommt man an einer Stelle vorbei, wo ein berühmter Gelehrter oder Dichter gelebt hat oder noch weilt — oder der Blick bleibt auf den Denkmälern weltgeschichtlicher Helden haften. Einmal ist es Londons Hafen mit seinem ausgedehnten Mastenwalde und der gewaltigen Flotte qualmender Ozeandampfer, der unwillkürlich zu verblüffender Bewunderung herausfordert; ein andermal ein entzückender, von Platanen und echten Kastanien überschatteter Kanal mit reizenden Villen und duftenden Gärten daran, der unseren Schritt hemmt und zu einigen kurzen Minuten idyllischer Träumerei einladet. Ein andermal ist es der

tiefe Glockenklang von der *Westminster Abbey*, der die Phantasie gefangen nimmt und zu Gedanken über das Ideale im Menschenleben und in der Geschichte der Menschheit anregt. Man erinnert sich wohl auch, dass man einen Steinwurf weit entfernt ist von der „Dichterecke", die dem Andenken eines Chaucer, eines Shakespeare, eines Tennyson gewidmet ist, und man kann die Versuchung nicht abweisen, unter die hohe gotische Wölbung einzutreten und ein Stündchen in dem ehrwürdigsten Pantheon der britischen Rasse wegzuträumen.

Eben versinkt die Sonne hinter dem majestätischen Schiffe der Kathedrale und verwandelt die dichten Dünste über der Themse zu einem blendenden Feuermeer. Ein Volkshaufe drängt sich vor dem, mit prächtigen Skulpturarbeiten geschmückten Nordportale. In der Kirche ist noch Vespergottesdienst und während wir auf dessen Beendigung warten, um Einlass zu finden, haben wir gute Gelegenheit, über den seltsam zugespitzten Kontrast zwischen dem erhabenen, vielhundertjährigen gotischen Tempel und dessen bunter Umgebung profansten Jetztzeitlebens nachzudenken. Aus dem mystischen Halbdunkel und den wolkenhohen Spitzbogengewölben her erklingt ein reizendes Echo von Orgelton und gemischtem Chorgesang, dann und wann unterbrochen von der eintönigen Rezitation des amtierenden Priesters. Draussen auf dem Platze, den Strassen und der Westminsterbrücke braust der lärmende Verkehr ohne eine Sekunde Unterbrechung. Drinnen, zwischen gewaltigen altersgrauen Pfeilern und unter Bogenfenstern mit farbensatten Glasmalereien leuchten schweigende, Ehrfurcht gebietende

Reihen grosser Engländer, die ihre Nation hat in Marmor verewigen lassen. Draussen herrscht das rastlose Gewimmel von Alltagsmenschen, deren grösster Ehrgeiz im Leben dahin geht, einen möglichst sicheren und reichlichen Unterhalt zu erwerben. Endlich verstummt die Orgel, und dem langsam vordringenden Menschenstrome folgend, treten wir durch das Portal ein, werfen einen flüchtigen Blick auf Englands militärische und politische Grössen im nördlichen Querschiffe, gehen am Hochaltare mit seiner verblichenen, doch stimmungsvollen mittelalterlichen Pracht vorüber und gelangen endlich nach dem südlichen Querschiffe, dem weltberühmten „Poetenwinkel“ des englischen Pantheons.

Dieser, der britischen Litteratur und Kunst geheiligte Platz ist ein recht geräumiger „Winkel“, und dennoch ist fast jeder Quadratfuss Wand- oder Bodenfläche von einem Grabe oder einem Epitaph eingenommen. Hoch oben an der einen Wand schimmert ein ungeheures, zusammengesetztes Bogenfenster mit Glasmalereien, durch das ein Strom gedämpften Lichtes hereinflutet, der einen geheimnisvollen warmen Schimmer über das Shakespeare-Denkmal giesst, wo dieses aus dem Schatten zwischen zwei mächtigen Säulen hervortritt. Das unstäte, farbige Licht verleiht dem Marmor Leben. Die gedankenschwere Stirn, die seelenvollen Augenlinien und die wehmütigen Lippen des englischen Dichterfürsten prägen sich dem Gedächtnisse ein, als stände man vor einem lebenden Menschen, und in diesem, dem unvergesslichen Genius geheiligten Raume entziffert man mit eigentümlichem Gefühle die prophetischen Worte

nach denen der Marmorfinger des Standbildes hinweist:

> The solemn temples, the great globe itself,
> Yea, all which it inherit, shall dissolve,
> And, like the baseless fabric of a vision,
> Leave not a wreck behind.

Dicht daneben trifft der Blick auf die Denkmäler von Robert Burns, Oliver Goldsmith, Addison, Händel, Macaulay, Thackeray, Dickens, Sheridan, Garrick und Samuel Johnson. Wir folgen der schweigenden Besucherschar einige Schritte weiter nach einem Seitengange hinter dem Shakespeare-Monument. Hier, am Fusse des verwitterten Sarkophags, worin Chaucer, „der Vater der englischen Dichtkunst", ruht, sowie Seite an Seite mit Edmund Spenser, Ben Johnson, Dryden und Robert Browning, hat man auch Alfred Tennyson zur ewigen Ruhe gebettet. Auf dem flachen, in den Boden versenkten Grabsteine liegen mehrere Lorbeerkränze, ein Cypressenzweig und einige Sträusse von schneeweissen Blumen, die einen milden, frischen Duft verbreiten. Durch die schöne, zum Andenken Chaucer's eingesetzte Glasmalerei im Fenster direkt über dem Grabe stehlen sich grade jetzt die letzten, gebrochenen Strahlen des Tageslichtes herein, und das feierlich-poetische Bild dieses neuen Dichtergrabes zwischen hundertjährigen Dichterruhestätten versinkt unmerklich in immer tiefere Halbschatten — bis alles dunkel wird und man sich unwillkürlich an den dritten Vers des herrlichen Gedichtes erinnert, in dem der gottbegnadete Tennyson seinen friedlichen, von echtem Philosophengeist durchtränkten Abschied vom Leben sang:

Twilight and evening bell,
And after that the dark!
And may there be no sadness of farewell,
When I embark.

* * *

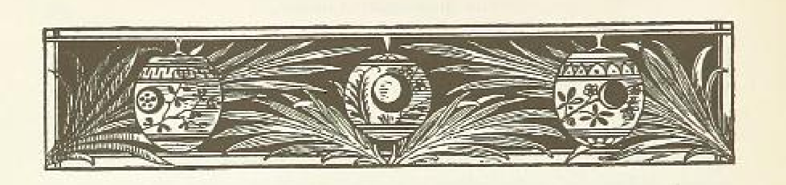
So . . . nun noch ein paar Schritte auf dem üppigen Grasplatze, den zu betreten in jeder anderen Stadt als in London gewiss verboten wäre . . . und nun stehen wir oben auf dem Hügel und haben den Riesen zu unseren Füssen! Das thut uns wahrlich einmal recht gut, denn er, der Riese, der sich jetzt schweigend, doch in überwältigender Majestät vor unseren Blicken ausbreitet, hat uns mit seinem donnernden Verkehrsgebraus in Charing Cross oft genug betäubt, unser Leben und unsere gesunden Glieder im Omnibusgedränge auf dem Holborn-Viadukt bedroht, hat uns fast erstickt mit dem Steinkohlenrauch und den Miasmen aus dem Fabriksquartiere des Eastend, unser Nervensystem auf seinem *Underground Railway* nicht ge-, sondern zerschüttelt und hat uns auf manche andere peinliche Weise seine eigene Kraft und unsere Unbedeutendheit fühlen lassen, dass es für einige Minuten eine wahre Erleichterung ist, das brüllende, heulende, rasselnde Untier unter sich zu haben, in Tragweite unserer Augen und mehr oder weniger angenehme Reflexionen — doch, Dank der Entfernung, für jetzt gebändigt und unschädlich gemacht.

Und hier, von der Höhe des *Parliament Hill,* nicht mehr als das erstaunliche, aber ungeniessbare Zentrum des Welthandels, sondern nur als ein Stück

bezaubernder englischer Landschaft. Es ist am Abend eines sonnenwarmen Tages im wunderschönen Monat Mai. Wir befinden uns im Norden der britischen Metropole, und gross und rot versinkt der Sonnenball langsam im Westen. Der Anblick der meilenweiten Stadt nach Süden und Osten hier ist jetzt entzückend. Über und eine Viertelmeile vor uns lacht ein klarer Himmel; im Südosten aber ragt eine dunkelgraue Wolkenkuppel auf, die mit ihrem Fusse dem Themsebette folgt und die entfernteren Teile der Stadt wie mit einem Zelte überschattet. Die roten Strahlen der Sonne vergolden den oberen halbkreisförmigen Rand des kolossalen Wolkenzeltes und eben jetzt glitzern sie mit goldgelbem Widerschein aus Millionen von Fensterscheiben. Strassen und Plätze da unten sind schon teilweise von den violetten Schatten der Nacht verhüllt, dagegen glänzen die endlos langen Reihen von Dächern noch wie Goldperlenbänder im letzten, fast horizontal einfallenden Abendlichte. Ein unübersehbares Meer grauer Häusermassen ist es, das in so prächtiger Weise von der in Englands feuchtigkeitssatter Luft versinkenden Sonne illuminiert wird. Die Einförmigkeit dieses Meeres wird von Inseln und Klippen unterbrochen: von smaragdgrünen Parks und russgeschwärzten Turmspitzen. Dort, weit im Südosten, scheint eine grosse schwarze Halbkugel in der Luft zu schweben — das ist die St. Pauls-Kathedrale. Die hohe Säulenreihe, auf der die Kuppel ruht, besteht aus grauen Steinblöcken und hebt sich darum kaum von der grauen Wolkenwand ab. Weiter zur Linken leuchtet eine weisse Scheibe schwach durch die Dunstmassen — das ist das grosse Zifferblatt der Uhr auf

dem Westminsterpalaste, und bei einiger Anstrengung der Augen vermögen wir wohl auch die feinen Umrisse des imposanten gotischen Glockenturmes zu unterscheiden. Lassen wir den Blick noch weiter nach Westen schweifen, so bemerken wir hinter den grünen Baumgipfeln des Hydeparks noch eine Kuppel. Sie ist niedriger als die der Paulskirche, doch scheinbar ebenso gross; das ist die *Royal Albert Hall*, die 10 000 Konzertbesucher aufnehmen kann. Vor diesem etwas flachen Dome zeichnet sich schwach die gotische Spitze des *Albert Memorial* ab, dessen vergoldete Kreuzblume noch im roten Abendscheine erglänzt, nachdem die übrige Farbenpracht schon ausgelöscht ist von den blauen Schatten, in die die hereinbrechende Nacht das moderne Babylon nun bettet.





Die grossen Verkaufsläden in Westend.

Noch eine andere Veranlassung als das gewaltige Menschengedränge auf den Trottoirs der Londoner Strassen giebt es, die es verschuldet, dass der Fremde nur langsam vorwärts kommt, und das sind die überaus prächtigen und fesselnden Schaufenster der Läden. Wer nicht durch lange Gewohnheit abgestumpft ist, kann es unmöglich unterlassen, bei jedem Schritte stehen zu bleiben, um die prachtvollen Möbel, die echten persischen Teppiche, ostindischen Schmuckgegenstände, Seidenstoffe und Stickereien, ganze Berge von wunderbaren Erzeugnissen japanischen Kunstfleisses, die ausgewähltesten Spitzen von Frankreich, Belgien, Spanien und Irland, die luftigsten Cretonnes und Gobelins von englischem Fabrikat, die schönsten Porzellane und die raffiniertest zierlichen Hausgeräte nebst tausend anderen Dingen zu bewundern, die ein Genuss ist zu betrachten . . . und recht angenehm zu besitzen. Man beschaut, geniesst und lobt, sodass man das Kaufen ganz vergisst — wenn man das beabsichtigt hatte. Man wird

verführt, umherzuschlendern, zwischen verschiedenen Läden zu wählen, zwischen dem modernsten und dem allermodernsten, bis einem der Hals steif wird, die Augen zu schmerzen anfangen und die lieben „Unterthanen“ den Dienst versagen.

In solcher Verfassung darf man sich indes nicht in die Londoner Ladenpaläste wagen. Hinter den schimmernden Glasthüren, die höflich von zwei in Livree prangenden Portiers sperrangelweit aufgeschlagen werden, geschieht es gar so leicht, dass die blendende Mannigfaltigkeit und die verblüffende Menge der Waren einen mehr als verwirrt machen. Die endlose Reihe prachtvoller Ausstellungs- und Verkaufsräume wimmelt von eleganten höheren und niederen männlichen und weiblichen Gehilfen, die der unmerklichsten Andeutung jedes Kunden in einer Weise nachkommen, dass man sich völlig unklar darüber wird, was man eigentlich brauchte und eigentlich bezahlen sollte. Es erfordert unleugbar eine gewisse weltstädtische Routine, in den blendenden, unglaublich reich assortierten Magazinen der britischen Metropole das eigene Urteil zu bewahren und seine Börse vor gesetzlich erlaubter Plünderung zu schützen. Es verlangt auch ein scharfes Unterscheidungsvermögen und einiges strategisches Talent, die richtigen Verkaufsläden zu wählen, sodass man nicht Zeit und Droschkenfuhrlohn damit verschwendet, dass man stundenweit nach der City fährt, um schliesslich schlechter und teurer das zu kaufen, was man hätte gut und billig gleich neben seiner Wohnung im Westend erhalten können.

London ist nämlich ein Platz, wo alles — Handel und Wandel — in höchstem Grade spezialisiert er-

scheint, und jede Spezialität von Einwohnern sowohl, wie jede Spezialität von Geschäften hat ihre besonderen, scharf markierten Hauptquartiere in dem ungeheuren Stadtgebiete. Dieses eigentümliche Verhältnis tritt am deutlichsten hervor, wenn man die fashionablen Läden Londons in Augenschein nimmt, die eigentlich auf mehreren grossen Geschäftsstrassen des Westends konzentriert sind. Wir finden sie in der Tottenham Court Road, der Oxford Street, der Regent Street, der Old und New Bond Street und bei Piccadilly, sowie in einzelnen Nebenstrassen derselben. Das übrige fashionable Westend besteht nur aus Privatwohnungen, wenn man die Klubhäuser in Pall Mall und die Hotels in Piccadilly ausnimmt.

Lustwandeln wir eines Winternachmittags z. B. die Tottenham Court Road hinunter, wo die vornehmsten Möbel-, Teppich-, Gardinen- und Kurzwarengeschäfte der Stadt ihren Sitz haben, so schmerzen uns fast die Augen von der blendenden Pracht hinter den von elektrischem Lichte strahlenden mächtigen Spiegelscheiben. Die kostbarsten vollständigen Schlafzimmer-, Salon- und Wartezimmerausstattungen — bei denen gleichfalls eine Menge Kunstgegenstände, Gemälde, Skulpturen und Prachtbände nicht fehlen — sind hier für den Beschauer ausgestellt. Daneben auch Speisezimmer mit allem Zubehör. Auf grossen Tafeln stehen herrliche, kunstvoll modellierte und verzierte Speiseservices, alles stilgerecht vom Salzfässchen bis zu den hohen Tischlampen. Wandern wir weiter die Oxford Street hinauf, die Regent Street hinunter und schliesslich nach der New Bond Street zurück, so mehrt sich noch eher der sinnberückende Luxus,

dessen man sich doch nur bei einer, durch längeres Verweilen im Londoner Strassenleben erworbenen Kaltblütigkeit richtig bewusst wird. Ein paar grosse, der Firma Liberty gehörige Läden in der Regent Street fesseln das Auge durch ihre seltsame, orientalische Farbenpracht. In einigen Schaufenstern liegen da Unmassen der herrlichsten ostindischen Gewebe, Goldstickereien, Porzellane, Schmuckgegenstände u. s. w. aufgehäuft. Dicht daneben befindet sich eine entzückende Ausstellung wunderbar gefärbter Stoffe, schöner Damen- und Kinderkostüme und allerlei eleganter Phantasiemöbel . . . alles in neuem, nach der Firma benannten Stile. Matte, hell- und dunkelgrüne Farben, stahlgelbe Schattierungen mit einem Stich ins Grüne, kunstvoll abgetönte ziegelrote und rotbraune Farben, sowie „Altgold“ und „Warmes Weiss“ sind es, die in diesen weichen Wollenstoffen, den luftigen Baumwoll- und Seidenmuslinen vorherrschen. Die Kostüme erinnern durch ihren einfachen edlen Zuschnitt an die griechische Tracht, zuweilen nähern sie sich mit einer gewissen Reserve den Moden aus der französischen Revolutionszeit. Die Stoffe sind alle im ganzen gefärbt und ausserordentlich weich und leicht, wodurch sich die Kostüme in zahlreiche schöne, „natürliche“ Falten legen, die sich der Körperform mit ausgewähltester Eleganz anschmiegen. Einige Fältelungen und Stickereien auf Brust und Armen, sowie grosse, phantastische Barette von gleichem Stoffe wie die Kleidung, geben dem Ganzen oft einen spezifisch englischen Anstrich. Übrigens kann nichts stilvoller und anziehender erscheinen, als eine grosse, schlanke Engländerin in einem solchen „Libertykostüme“. Ihre

schmächtige, etwas gradlinige Gestalt, und die feinen, klassisch-reinen Züge harmonieren damit vortrefflich, und die grossen, schöngeformten Augen nebst dem üppigen, weich glänzenden Haare, wie man es nur bei den Töchtern Albions findet, bilden im Verein mit den kühn gebogenen Linien des Baretts eine Erscheinung voller Schönheit und Liebreiz, die die gewöhnlichen Launen der Tagesmode unendlich überragt.

Ausser ähnlichen Etablissements allerersten Ranges, welche Waren von dem höchsten ästhetischen Werte, die der Markt überhaupt bieten kann, zum Verkauf stellen, findet sich in London eine wahre Sintflut von kolossalen Magazinen zweiter und dritter Ordnung, die in jeder andern Stadt als in London und Paris die Rolle von Matadoren spielen würden. Es macht einen eigenartigen, berückenden Eindruck zwischen diesen unübersehbaren Reihen grossartiger Läden umherzuwandeln, die alle mit ausgesuchten Waren hunderttausendfacher Art — zum Preise von wenigen bis zu Tausenden von Mark an Wert — geradezu vollgepfropft sind. Es ist nur schade, dass dieser schöne Eindruck mit einem andern, ihm gerade entgegengesetzten immer um die Oberherrschaft ringen muss. Das Strassenleben Londons ist nämlich überall so gemischter Natur, dass man niemals in die Lage kommt, den unendlichen Mangel und das Elend zu vergessen, wofür gerade London der gewaltigste Ausstellungsplatz ist . . .

Wir nähern uns nun der Bond Street und Piccadilly, dem allerelegantesten London. Die Läden nehmen hier eine gewisse vornehm reservierte Eleganz an. Hier hält man nicht mehr so sehr darauf, eine unerhörte

Menge von Gegenständen in den Schaufenstern aufzustapeln, sondern bietet den Blicken dafür nur wenige ausgewählte Prachtstücke von feinstem Geschmack. Kunst- und Juwelenhändler, sowie Modistinnen, zeichnen sich in dieser Hinsicht besonders aus. Ihre Schaufenster sind mit braunen, goldgelben oder roten Plüschen ausgekleidet, mit kostbaren Schnitzereien verziert und die Beleuchtung ist nach wirklich künstlerischen Grundsätzen angeordnet. Die langen Reihen aristokratischer Equipagen, die auch für London ungewöhnlich grosse Zahl kostbarer Toiletten, das gänzliche Fehlen von Verkaufsläden mit billigen oder auch nur mittleren Preisen . . . alles deutet darauf hin, dass wir nun auf der Grenze des den Reichen und Vornehmen vorbehaltenen Stadtteils, d. h. Mayfairs, stehen. In dem geräumigen Gebiete, das im Süden von Piccadilly und der Oxford Street, im Norden von der Bond Street und dem Hyde Park eingeschlossen wird, hat die englische Aristokratie ihr Hauptquartier. An den stillen Strassen und Squares ist fast jedes Haus die Londoner Residenz einer Familie mit berühmtem Namen oder mit hochtönendem Titel.

* * *

Man sollte meinen, dass der Käufer immer mehr im Vorteil sein müsste, je mehr die Grösse des Verkehrs anwächst. Überschreitet dieser aber gewisse menschliche und sozusagen handliche Verhältnisse — wie z. B. hier in London — so wird die Kunst einzukaufen wirklich zu einer „Wissenschaft“, zu deren vollständiger Beherrschung doch nur solche Gesell-

schaftsklassen gelangen, die zu diesem Studium verhältnismässig viel freie Zeit haben. Wer nicht durch mehr oder weniger teuer erkaufte Erfahrungen kennen gelernt hat, wo die unzähligen Spezialisten ihre Läden haben, wer nicht Zeit genug hat, weite Strecken zu fahren, um diese aufzusuchen, oder wer überhaupt nicht in der Lage ist, jedesmal so grosse Einkäufe zu machen, dass ein solcher Spezialist in Frage kommen kann, der läuft in London mehr als anderswo Gefahr, für sein gutes Geld übervorteilt zu werden, denn London ist mindestens ebenso reich an Schwindelgeschäften, wie an gediegenen, erstklassigen Läden.

Freund John Bull ist jedoch ein praktischer Geschäftsmann. Schon seit manchen Jahren hat er die Nachteile eines ausserordentlich konzentrierten und grossartigen städtischen Getriebes erkannt und ebenso auf Wege zur Abhilfe gesonnen. Er hat das „Store-System“ erfunden, das den modernen Warenreichtum und Schaustellungsluxus mit der grössten Bequemlichkeit und Sicherheit für den Kunden vereinigt. Ein „Store“ ist eines der gewaltigsten Warenmagazine, die die Welt jemals gesehen hat. Er enthält alles: von den gewöhnlichsten Spezereien bis zu Pferden und Wagen, von Bandsorten und Stecknadelbriefen bis zum vollständigen Möblement für eine Villa, von den kleinen frischen Blumensträusschen für das Knopfloch bis zu kompletten Ausrüstungen für die Reise oder für Sportsunternehmungen in den Äquatorialgebieten. Man kann in diesen Universalgeschäften eben alles kaufen, und sogar, wenn man das will, ohne einen Schritt aus seinem Hause zu gehen und ohne der ganzen Sache mehr Zeit zu opfern, als es in Anspruch

nimmt zu bestimmen, welche Waren man wünscht und welchen Preis man dafür anzulegen gewillt ist.

Es giebt „Stores“ auf Aktien und solche in Besitz einzelner Grosskapitalisten. Die ersteren sind im allgemeinen die vollkommneren und werden auch mehr besucht, weshalb wir uns hier darauf beschränken, einen solchen, *„The Junior Army and Navy stores“* in der Regent Street zu besichtigen.

Ein auf Aktien begründetes Unternehmen, ist dasselbe ausschliesslich für den Bedarf der besseren Mittelklassen berechnet. Das Geschäft begann im Jahre 1879 mit einem Kapitale von 100 000 Pfd. Sterl. (2 Millionen Mark) und die Aktien lauteten auf 1 Pfd. Sterl. (20 Mark). Zu Anfang gab es 4 bis 5000 Aktionäre, jetzt sind es über 40 000. Der Verkauf stieg stetig von 229 705 Pfd. Sterl. im Jahre 1880 bis auf 576 069 Pfd. Sterl. im Jahre 1888, und in den neun ersten Jahren zusammen belief sich der Wert des Gesamtumsatzes auf das nette Sümmchen von 78$^3/_4$ Millionen Mark. Wie der Name der Firma erkennen lässt, waren es meist Offiziere der englischen Armee und der Flotte, die da zusammentraten, um gegen Barzahlung Prima-Waren zu angemessenem Preise zu erhalten und dabei auf ihr Kapital noch einen mässigen Gewinn zu erzielen. Ausser den Aktionären können hier auch andere, von jenen eingeführte Personen — gegen Zahlung von etwa 3 Mark Jahresbeitrag — Einkäufe machen.

Der freundliche Leser denke sich nun, er habe in der Umgebung Londons eine Villa erworben, wie das die vermögendere Mittelklasse hier zu thun liebt. Das wäre etwa gleichbedeutend mit einem vom Mittel-

punkte der Riesenstadt 20 bis 25 Kilometer entfernten Wohnsitze. Die Villa wäre von einem malerischen Äusseren und im Innern höchst bequem, aber vollständig leer. Wir hätten nun alles anzuschaffen von den kleinsten oder grössten Möbelstücken bis zu den Küchenvorräten, die ein geordneter Haushalt benötigt. Welcher Zeitverlust, welche Unkosten und welches Risiko würde es nun mit sich bringen, vielleicht eine ganze Woche lang in London herumzufahren, um alles notwendige anzukaufen! Welche Kenntnis der Lokalverhältnisse und wieviel Kopfzerbrechen würde es schon erfordern, um nur ein Verzeichnis der verschiedenen Verkaufsläden aufzusetzen! Allen diesen Mühseligkeiten sind wir enthoben durch unsere Mitgliedschaft in den „*Junior Army and Navy stores*". Zunächst stehen wir gar nicht vom Stuhle auf, sondern durchblättern in aller Musse einen ebenso übersichtlich angeordneten, wie reichillustrierten Oktavband von 1473 enggedruckten Seiten — den reichhaltigen Katalog und das verlässliche Preisverzeichnis des ungeheuren Magazins. Es giebt gewiss nur sehr wenige bekannte Artikel für den täglichen Bedarf oder den hergebrachten Luxus, die in diesem merkwürdigen Buche nicht um mehrere Prozente billiger verzeichnet ständen, als sie in den gewöhnlichen Läden Londons käuflich sind. Jede Übervorteilung bezüglich der Qualität und des Preises ist hier absolut ausgeschlossen . . . sehr einfach, weil dazu jede Veranlassung fehlt. Die, die hier verkehren, sind — zum allergrössten Teile — ihre eignen Kapitalisten und Ladenmitbesitzer, d. h. sie handeln eigentlich mit sich selbst und haben also kein andres Interesse, als für

ihr Geld das Beste einzutauschen. Übrigens giebt es hier nur die allerbesten und — ausnahmsweise für gewisse Luxusartikel — die nächstbesten Qualitäten. Wir treffen unsere Auswahl also mit vollständiger Sicherheit und verzeichnen auf den Bestellformularen der Gesellschaft die gewünschten Waren und Gegenstände nebst den im Kataloge angegebenen Preisen. Es giebt hier ebensoviel verschiedene Bestellformulare wie verschiedene „Departements" im Magazin, und dementsprechend müssen jene Formulare benutzt werden. Wenn wir den ganzen Katalog sorgsam durchblättern, laufen wir niemals Gefahr, irgend einen Ausstattungsgegenstand oder Bedarfsartikel bei der Bestellung zu vergessen.

Haben wir diesen Teil unserer Aufgabe — mehr ein Vergnügen als eine Arbeit — vollendet, so halten wir ein Bündel ausgefüllte und systematisch geordnete Verzeichnisse in der Hand, deren Beträge nur zusammenzurechnen sind, um zu wissen, wieviel alles kosten wird, bis auf sehr wenige Mark, um die sich, eine Folge der wöchentlichen oder monatlichen Preisschwankungen bei gewissen Waren, die Totalsumme erhöhen oder vermindern kann.

Jetzt nehmen wir unsre Bestellzettel und die Mitgliedskarte und fahren mit Cab oder unterirdischer Eisenbahn nach der Regent Street. Binnen einer halben Stunde befinden wir uns tief drin im westlichen London und eine weitere Promenade von zehn Minuten längs der Regent Street mit ihren Reihen prachtvoller Läden, ihrem ständigen Gewimmel kauflustiger Damen, führt uns nahe dem Piccadilly Cirkus zu dem Eingange des Magazins. Dieses bildet ein gewaltiges

Gebäude von sechs Stockwerken. Zuerst fällt uns dabei das Fehlen aller Schaufenster in die Augen; das Bauwerk gleicht nach der Strasse zu weit mehr einem grossen Bankinstitut als einem riesenhaften Verkaufsgeschäfte. Hier hat man es eben nicht nötig, aus der vorüberströmenden, gleichgiltigen Volksmenge Kunden anzulocken oder durch äussere Pracht Konkurrenten zu überbieten, und deshalb ist von jeder kostspieligen Fensterausstattung als einem nutzlosen, unökonomischen Luxus abgesehen worden. Dafür hat man, wie wir sehen werden, alle Aufmerksamkeit einer möglichst geschmackvollen Anordnung der inneren Räume zugewendet. Wir treten durch das prächtige Vestibül des Palastes ein und beginnen unsre Wanderung durch die verschiedenen Departements, denn das Ganze ist eine einheitliche Sammlung von den verschiedensten Läden jeder Art. Eine neue Überraschung: die zahlreichen, bezüglich ihrer Obliegenheiten bestens instruierten Gehilfen belästigen uns nicht, drängen niemand zu kaufen, und beirren keinen durch das Angebot „des Neuesten". Wir können durch alle Säle und Stockwerke des ungeheuern Etablissements gehen und alles in Ruhe betrachten, ohne zum Kauf aufgefordert zu werden.

In der geräumigen Halle rechts vom Eingange befinden sich alle Spezereien der Erde und eine grosse Auswahl von Weinsorten. Wir setzen uns auf einen Stuhl an der Ladentafel. Ein Buchhalter tritt heran, der unsern Namen, Wohnplatz und die Mitgliedsnummer aufschreibt. Darauf notiert er unsre Bestellung für sein Departement, giebt uns alle gewünschten Aufschlüsse über Waren und Preise, unterstützt uns

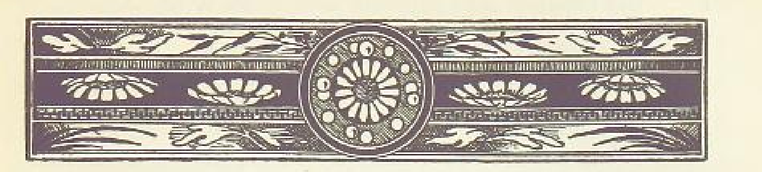
in der Auswahl des Zweckmässigsten, wenn wir ihm andeuten, was wir speziell wünschen, und überreicht uns schliesslich die Rechnung, die wir sofort bei dem Abteilungskassierer berichtigen, denn Barzahlung ist hier unbedingtes Gesetz. Die bezahlte und quittierte Rechnung liefern wir dem Buchhalter zurück, der nun erst die Bestellung ausführt. Weiter gehen wir nach den Abteilungen für Schlächterwaren, Käse, Blumen, Früchte, Konditoreiwaren etc. Alles ist elegant wie in einem Palaste und geschmackvoll geordnet wie in einem Galanterieladen. Nach Beendigung unserer Einkäufe und Bezahlung der Rechnung können wir einen bequemen Personenaufzug benutzen, um nach einem der oberen Stockwerke zu gelangen. Ebenso steht uns ein Lesezimmer offen, wie ein gutes Restaurant, ein photographisches Atelier, wir können uns ferner Mass nehmen lassen zu neuen Anzügen, können Bücher, Bilder, Arzneien und Tabak kaufen . . . alles unter demselben Dache. Halten wir es für zu umständlich, unsre Rechnungen in jedem einzelnen Departement zu bezahlen, so können wir diese auch zusammengefasst erhalten, was uns berechtigt, sie beim Hauptkassierer auf einmal zu begleichen.

In der unglaublich kurzen Zeit von ein bis zwei Stunden sind wir so ohne jede Anstrengung imstande gewesen, eine ganze Wohnungseinrichtung auszuwählen und zu erstehen. Nach einem oder zwei Tagen halten dann vor unserm Landhause ein oder mehrere geschlossene Möbelwagen, die ohne besondere Verpackungs- oder Frachtkosten alles, was wir gekauft hatten, heranbringen. Die betreffenden Rechnungen sind jeder Kiste oder jedem Artikel beigefügt, so dass

ein Versehen leicht erkannt und berichtigt werden kann. Später erkennen wir bald, dass für eine Menge gewöhnlicher Einkäufe ein persönlicher Besuch des Magazins ganz unnötig ist; wir schreiben unsre Bestellung einfach nach dem Kataloge aus, fügen dieser die nötige Geldsumme bei — wenn wir nicht schon einen gewissen Betrag im Magazine deponiert hatten, um auf diesen hin Waren zu beziehen — und schicken das alles mit der Post ein. Nach ein bis zwei Tagen trifft eine Kiste ein mit allem, was wir verlangt hatten, und wir hatten sonach vielleicht kaum eine Viertelstunde auf die ganze Angelegenheit verwendet.

Im Vergleiche mit dieser hochentwickelten und verfeinerten Methode, seine Einkäufe zu besorgen, erscheint das gewöhnliche anstrengende Umherziehen nach den verschiedensten Geschäften, und wären sie auch so prachtvoll wie gar viele in London, geradezu barbarisch. Die Lädenbesitzer lieben das „Storesystem“ natürlich nicht . . . es ist ja ihr wirklicher Todfeind . . .





Das Cityleben und London als Zentrum des Welthandels.

Die City, in der Bedeutung des Hauptquartiers der Bankiers und des Welthandels, hat als Mittelpunkt die Bank von England und erstreckt sich von diesem „goldenen Schrein“ der handelsthätigen Nation nach allen Richtungen hin höchstens eine halbe englische Meile (800 Meter) weit. Hier können wir stundenlang auf und ab wandern im lärmenden Verkehr der Hauptstrassen, durch krumme Nebenstrassen und enge Gassen, ohne einen Augenblick das Gebiet zu verlassen, das von weltberühmten Bankiers und Börsenmatadoren, von riesenhaften Lebensversicherungs- und Dampfergesellschaften, von Export- und Importhäusern, deren Firmen auf der ganzen Erde einen guten Klang haben, gleichsam monopolisiert ist. Auf jedem Schritte erkennen wir, dass wir uns im Lande der Banken befinden. Die ganze Threadneedle Street besteht aus Banken und Geschäftskontoren, ebenso Cornhill mit seiner Verlängerung, der Leadenhall Street, und der King William Street, welche alle von der Bank von England her ausstrahlen. Hier

herrscht ein Gewimmel von Bankierboten und Buchhaltern, die schwarze, mit einer Stahlkette um den Leib befestigte Ledertaschen tragen und den ganzen Tag nichts anderes zu thun haben, als umher zu laufen und Wechsel einzuholen oder solche einzukassieren. Hier in den engen, überfüllten Strassen zwischen der englischen Bank, der Londoner und der Fondsbörse sind die Börsenmakler zwischen 12 und 2 Uhr mittags in fieberhafter Thätigkeit. Sie stürmen zwischen ihren Kontoren und der Fondsbörse in Chapel Court unaufhörlich hin und her. Nicht so selten sieht man sie sich barhäuptig zu kleinen Gruppen mitten auf dem Trottoir der Threadneedle oder der Old Broad Street ansammeln, um während einer halben Minute einige Worte über die Tageskurse auszutauschen und dann wieder nach der Fondsbörse oder nach den Kontoren zu eilen. Und welches Getöse und Leben herrscht da drin in *the Stock Exchange*, über deren Eingang die Inschrift: „*Subscribers only admitted*“ zu lesen steht.

Das Eigentümliche an dieser grossartigen und ausserordentlich einflussreichen Institution ist, dass sie noch heutigen Tages, wie seit ihrer Gründung vor zwei Jahrhunderten, eine private, von jeder staatlichen Kontrolle völlig freie Gesellschaft bildet. Im Jahre 1870 ernannte das Parlament zwar ein Komitee zur Untersuchung „des Ursprungs, des Zweckes, der Verfassung, wie der Regeln und Gebräuche der Londoner Fondsbörse“, und dieses Komitee empfahl nachdrücklichst, dass *the Stock Exchange* der Kontrolle des Parlaments unterstellt werden solle; diese Idee behagte jedoch den mächtigen und unabhängigen Börsenfürsten Londons keineswegs, und alles ging in seiner alten, pri-

mitiven, doch (für die Börsenherren) freien Art und Weise weiter. Jetzt zahlen die Mitglieder der Londoner Fondsbörse einen Jahresbeitrag von 10 Pfund Sterling, und um Aufnahme als Mitglied zu finden, muss man dem allmächtigen, aus freier Wahl aller Mitglieder hervorgegangenen Vorstande der Börse schon von früher her sehr wohl bekannt sein. Thatsache ist es, dass diese Institution, die schon ebenso lange besteht wie die Bank von England und die ihre Hand in allen Geldangelegenheiten des britischen Weltreichs hat, in Gestalt einer geschlossenen Privatgesellschaft existiert, innerhalb der die lukrativen „Positionen“ vom Vater auf den Sohn oder vom Onkel auf den Neffen übergehen, während „ausserhalb“ Stehende nur sehr geringe Aussicht haben, Einlass zu finden.

Die Umsätze, die an der Londoner Fondsbörse in „besseren Zeiten“ täglich vorkommen, sind oft fabelhaft gross. Ein „Konsoljobber“ kann an einem Vormittag wohl bis zu einer Viertelmillion Aktien umsetzen und dabei einen Gewinn von $^1/_8$% per Aktie erzielen. Ausser Konsols und Industriepapieren ersten Ranges vollziehen sich an der Londoner Fondsbörse täglich auch Riesentransaktionen in Papier-Rupien. Letztere bilden zur Zeit die am meisten schwankenden Papiere auf dem Weltmarkte.

Die Organisation der Geschäftsthätigkeit an der Londoner Fondsbörse lässt sich in die zwei mysteriösen Bezeichnungen *„stock jobbers“* und *„stock brokers“* zusammenfassen. Die letzteren sind eigentlich nichts weiter als Makler, d. h. als die Geschäftsvermittler des Publikums bei dessen An- und Verkäufen börsengängiger Wertpapiere. Die ersteren (die *„jobbers“*)

dagegen müssen selbst sehr kapitalkräftige Leute sein, denn ihre Spezialität besteht darin, „*stocks*“ auf Lager zum Verkaufe zu halten und stets bereit zu sein, Wertpapiere „aufzukaufen“, wenn sich die „*brokers*“ mit Verkaufsordres des Publikums einstellen. Die Schnelligkeit, mit der hier oft gigantische Geschäfte abgeschlossen werden, grenzt ans Wunderbare. Hundertweise regnet es Telegramme an die in der grossen Mittelhalle der Fondsbörse beschäftigten Makler, und um 4 Uhr, wenn die Tagesarbeit aufhört, ist hier der Fussboden von den in England gebräuchlichen braunen Telegrammkouverts vollständig bedeckt. An einem so vorzüglich organisierten Markte, wie an der Londoner Fondsbörse, schwanken die Preise von einer halben Stunde zur andern. Hier treibt die Konkurrenz die Aufmerksamkeit und schnelle Entschlossenheit der Geschäftsleute bis zur denkbar äussersten Grenze.

Kehren wir nun zu unseren Beobachtungen auf den Strassen vor der Bank und der Börse zurück. Es ist die Zeit des *lunch* — um 1 Uhr mittags. Allüberall ein wahres Gewimmel von Kontoristen und Geschäftsleuten, die auf einige Minuten hinausgeeilt sind, um in einem der Hunderte von Cityrestaurants mit etwas kaltem Fleisch, einem Glase Bier oder einer Tasse Thee ihre Kräfte aufzufrischen, damit die Arbeit am Nachmittage in demselben stürmischen Tempo weiter gehen kann, wie am Vormittage. Hier herrscht die Konkurrenz ohne Pardon. Hier gilt es, Aufmerksamkeit und Kräfte aufs äusserste anzuspannen, um keine goldene Gelegenheit zu verlieren und so in kurzer Zeit rettungslos in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wer da schnelle Entschlossenheit, Ver-

schlagenheit und Unerschrockenheit besitzt, hat jeden Tag hundertfache Gelegenheit, viel zu gewinnen, falls er . . . viel riskiert. Der Scharfsinnige und Arbeitszähe findet hier überall das Material, sein Glück zu schmieden. Aber — giebt es im Zentrum des Welthandels auch der Chancen gar viele, so sind dafür auch die scharfsinnigen Mitbewerber um kommerzielle Erfolge sehr zahlreich und jeden Augenblick bereit, den Bogen bis aufs höchste zu spannen, um die Oberhand zu gewinnen und „die Schwachen“ niederzudrücken. Ganz ebenso, wie sich der Welthandel in unsern Tagen zu einer Konkurrenz zwischen den kommerziellen und den agrarischen Nationen ausgebildet hat, ist auch die Konkurrenz im Mittelpunkte des Welthandels — im kommerziellen England im allgemeinen und in der City Londons im besonderen — zu einer immer intensiveren Kraftprobe geworden.

Diese *businessmen,* die uns in dem unübersehbaren Labyrinth von Geschäftslokalen umschwärmen, haben gewiss oft weit grössere Einkünfte, als die Kaufleute und Industriellen in andern Ländern; man muss aber auch anerkennen, dass dieselben meist mit einer Energie und Hingebung an die Sache thätig sind, die an andern Orten zu den Ausnahmen gehören. Das Bild eines Arbeitslebens „unter Hochdruck“, das die Strassen der Londoner City während der Geschäftsstunden bieten, ist ganz charakteristisch für das, was hinter den von Rauch und Nebel geschwärzten Mauern der stolzen Bankpaläste vorgeht.

Gewiss ist es nicht immer so gewesen. Noch vor 50 Jahren nahm man das Leben in der Londoner City keineswegs so ernst. Ältere Personen waren in ihrer

Jugend gewöhnt, sich Englands kommerzielle Stellung als der jedes andern Volkes unerschütterlich überlegen vorzustellen. Gerade hierin hat sich jedoch eine gewaltige Veränderung vollzogen. Englands kommerzielle Suprematie ist nicht mehr so absoluter Natur und keineswegs mehr so vielseitiger Art wie früher. England hat jetzt zahlreiche und lebenskräftige Mitbewerber, und der Weltmarkt scheint sich mehr zu einer Republik, als zu einer Monarchie mit Britannia als Regentin umzugestalten.

Obgleich London noch heute mit Recht den Namen des Welthandelszentrums verdient, hat das Cityleben doch angefangen, sich in Übereinstimmung mit den neueren, mehr demokratischen Verhältnissen des Weltmarktes zu verändern.

Übrigens sollte man nicht vergessen, dass es in der Zeit der modernen Handelskrisen keineswegs ein so beneidenswertes Los ist, seinen Lebensunterhalt als Geschäftsmann im „Zentrum des Welthandels" zu erwerben.

Gewiss lastete die denkwerte, schon zu Anfang der achtziger Jahre einsetzende und erst gegen Ende 1888 langsam abnehmende Handelskrise schwer genug auf allen Ländern, am schwersten litten darunter aber — laut statistischen Nachweisen — der Handel, die Industrie und der Ackerbau des britischen Reiches. Zahlen sprechen! Die Einfuhr nach England war 1886 um nicht weniger als 810 Millionen Mark, die Ausfuhr dorther um 544 Millionen Mark geringer als 1874. Der einheimische Verbrauch von Lebensbedürfnissen — Nahrungsmitteln, gewöhnlichen Webwaren u. dergl. — blieb 1880 hinter dem in den Jahren 1870—1875

weit zurück. Die Übersicht für 1887 zeigte jedoch einen Lichtblick. Der Import war um fast 300 Millionen Mark höher als 1886, und sowohl die Eisenindustrie wie andre schwer bedrückte Geschäftszweige fingen wieder an, etwas aufzublühen . . . doch mit gewissen Ausnahmen, darunter der von der ausländischen Konkurrenz arg bedrängte Ackerbau.[1]

Nun entsteht aber die Frage: Unter welchen Bedingungen erfreute sich ein grosser Teil der englischen Nahrungszweige dieses Wiederaufblühens? Zeigte das englische Geschäftsleben nach der Krisis dasselbe Gepräge wie vorher? Und wenn eine Veränderung eingetreten war, worin bestand sie dann? — „Unser Geschäftsleben hat sich inzwischen amerikanisiert", lautete die von vielen hervorragenden Geschäftsleuten auf diese Frage einstimmig gegebene Antwort, und es ist nicht ohne ein eigenartiges und allgemeines Interesse, der Bedeutung dieses etwas seltsam klingenden Urteils nachzuspüren.

Obwohl jeder Versuch, die Ursachen der letzten grossen Handelskrise zu erklären, Widerspruch gefunden hat, scheint die Mehrzahl englischer und amerikanischer Nationalökonomen doch darin einig zu sein, dass dieselbe hauptsächlich von der unerhört schnellen Vermehrung und Verbesserung der Kommunikationsmittel, von dem plötzlichen Auftreten früher nicht kommerzieller Völker auf dem internationalen Exportmarkte und von der allgemein zunehmenden Billigkeit des Geldes hervorgerufen wurde. Dank der hitzigen nationalen und internationalen Konkurrenz wurden die Preise dabei auf ein oft ruinöses Niveau herabgedrückt. Der Arbeits- wie der Kapitalsertrag

und dabei das allgemeine Konsumtionsvermögen sinken gleichzeitig, während die Warenlager der Welt unmässig anschwellen, und . . . die Krise ist fertig. Die Warenlager der Welt werden aber — und darauf ist besonders Gewicht zu legen — hierdurch in höherem Masse als je vorher zu internationalen Warenmagazinen mit internationaler Preislage. Hieraus erklärt sich die lange Dauer der Krisis und deren tiefe, eingreifende Wirkung auf die Natur des Geschäftslebens, eine Wirkung, die sich nach englischen Beobachtern in folgendem äussert.

Die Wachsamkeit und der Eifer der Kaufleute sind jetzt mehr als je nervös erregt. Die Ladeninhaber (Detaillisten), die Telegraph und Telephon an der Hand haben, halten nicht mehr auf grosse Lagervorräte, sondern leben von der Hand in den Mund. Die Fabrikanten sind gegen eine plötzliche Steigung der Nachfrage besser als früher „gewappnet". Sie haben „ökonomischere" Maschinen eingeführt, d. h. Maschinen, welche schneller arbeiten und eine Verminderung der sonst beschäftigten Arbeiterzahl ermöglichen. Sie haben schonungslos alle irgend entbehrlichen Ausgaben eingestellt und den Umsatz überhaupt in dem Masse beschleunigt, „dass ein Verdienst von 5 % jetzt fast ebenso viel wert ist, wie früher ein solcher von 15 %". Gemäss der Ansicht, dass, infolge der neuen internationalen Handelsverhältnisse, von einem einigermassen sicher angelegten Kapital nur eine niedrige Verzinsung zu erzielen ist, war der englische Geschäftsmann der erste in Europa, der sich diesen, für ihn neuen — in Amerika aber schon längst bestehenden — Existenzbedingungen

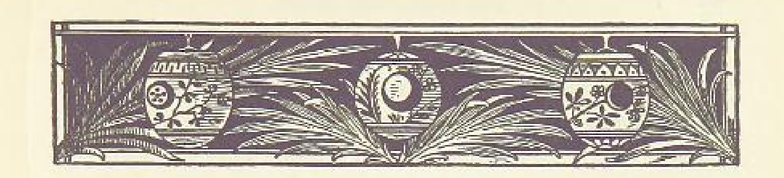
fügte. Er strebt danach, schneller und billiger als früher zu arbeiten, um durch dreimal so schnellen Umsatz den um das Dreifache niedrigeren Gewinn von seinem Kapital zu ersetzen.

Diese neue „amerikanisierte" Handelsmethode zeitigte aber zwei wichtige Konsequenzen. Trotz der intensiveren Ausnutzung des Kapitals musste der geringere Nutzen doch den Bestand vieler kleinerer Firmen mehr und mehr bedrohen, wenn nicht gar vernichten. In manchen Geschäftszweigen giebt es gewisse Unkosten, die sich auf keine Weise verringern lassen; diese müssen den Kleinkapitalisten nach und nach zugrunde richten, während der Grosskapitalist sie kaum empfindet, kurz: grosse Kapitalien sind unumgänglich nötig, um dem Gewerbthätigen einen guten Nutzen zu sichern. Bis zu einer gewissen Grenze werden wir beobachten können, dass die grossen Kapitalisten die kleineren „zugrunde konkurrieren", schliesslich sehen sich aber auch die ersteren genötigt, sich gegenseitig durch Zusammenschliessung zu schützen. Sie bilden dann entweder Riesengesellschaften mit fast absolutem Monopol in ihrem Thätigkeitszweige, oder sie treten zu „Ringen" und „Trusts" zusammen, die alle das nämliche Ziel und Resultat anstreben. Wenn diese Schutzgemeinschaften der Kapitalisten ein Monopol auch nicht direkt erstreben, so zwingen sie doch die kleineren Firmen, entweder in ihrer Gesellschaft oder in ihrem „Trust" aufzugehen oder vollständig aufzuhören. Und weiter wird, infolge der Zentralisierung und der Konkurrenz bezüglich der Billigkeit, der Detaillist und kleinere Ladeninhaber von den Produzenten sowohl, als auch von dem Konsumen-

ten im allgemeinen mehr und mehr übergangen werden. Die ersteren werden sich bemühen, direkt, ohne Zwischenhände, mit den Kunden in Verbindung zu treten, und das wird ihnen vorzüglich gelingen bei den grösseren Kunden, deren „geehrte Ordres" für den Gewinn des Ladeninhabers gerade am entscheidendsten sind. „Schon regnet es Zirkulare gegen Händler, die nicht zugleich Produzenten sind, und sehr bald werden wir von jedem Produktionszweige Depôts entstehen sehen, die im Besitze vereinigter Fabrikanten sind, welche die Waren fast zum Fabrikspreise ausbieten . .", so schrieb ein englisches Finanzblatt vor einigen Jahren.

Londons hastendes, alle Kräfte aufbietendes Cityleben erscheint, von diesem Standpunkte aus betrachtet, als eine Warnung vor noch schwierigeren, stürmischeren Zeiten, die in allen Ländern zu erwarten sind, welche sich in den siedenden, brodelnden Wirbel des Welthandels haben hineinziehen lassen.





Das London der Armen.

Zuweilen — wenn Gezeiten und Witterung es zulassen — werden Reisende der Dampferlinien zwischen dem Kontinent und London in der Themsemündung bei Tilbury, der Stadt der Schiffsdocks, ans Land gesetzt. Hier steht ein Zug bereit, um mit den Fremdlingen direkt in das Herz des russigsten Städteungeheuers der Erde fortzustürmen.

Wellenförmige Dünen und tiefliegende Wiesengründe im Norden und zuweilen ein Stückchen der grauen Wasserfläche der Themse bilden die ersten Züge der landschaftlichen Physiognomie. Das ändert sich aber bald. Längs der Bahnlinie verlaufen, erst bruchstückweise, später immer dichter, lange Strassenzüge, die dem Fremdling gar wunderlich aussehen: kleine, graugelbe, unabgeputzte zweistöckige Häuser mit ziemlich flachen Dächern, ganze Strassen, ja ganze Quartiere nach dem Muster erbaut. So weit das Auge reicht, ist das eine kleine Ziegelbauwerk dem andern so ähnlich, wie eine Erbse der andern aus demselben Sacke. Eine kleine schmale Thür und ein Fenster im Erdgeschoss mit einigen steinernen Stufen und ein

Eisenstaket nach dem Trottoir zu; eine zweite kleine Thür, der ersten völlig gleich, dito Fenster, dito Stufen, dito Eisenstaket . . . . und so weiter in endloser, peinigender Einförmigkeit. Der Zug braust weiter auf einem Viadukt in gleicher Höhe mit den Hausdächern, die uns nun nach allen Seiten meilenweit umgeben und gleichsam an kolossale Ziegelbrennereien erinnern. Wir entdecken, dass je zwei von diesen, scheinbar durch Maschinenarbeit hergestellten Wohnungsreihen an den einander zugewendeten Hinterseiten zwei Reihen „Gärten" haben, d. h. durch niedrige Mauern begrenzte Parallelogramme, die im allgemeinen ohne einen Baum oder eine Spur von Grün, dagegen stets voller Kinder, mächtiger Abraumhaufen und flatternder Wäschestücke sind.

Während der nächsten zehn Minuten der Fahrt kreuzen wir zwei Dutzend schnurgerade Seitenstrassen, die in ihrer öden Ein- und Gleichförmigkeit unsere letzten krampfhaften Anstrengungen, diesem eigentümlichen Städtebilde eine malerische Seite abzugewinnen, zunichte machen. Es sieht nicht einmal widerlich oder unsauber aus, d. h. aus der Vogelperspektive und aus einem Eilzuge betrachtet. Der Himmel ist fast halbklar, was in diesem Stadtteile unter den 365 Tagen des Jahres nur sechzigmal vorkommen soll. Wir können uns daher mit der Erwartung trösten, dass wir das Eastend (Ostende) Londons jedenfalls von seiner schönsten Seite gesehen haben.

Da . . . jetzt neigt sich der Zug etwas seitwärts, wir durchfahren eine Kurve; das pfeift, bremst, ächzt und der Zug verschwindet in einer schwarzen Höhle . . . um Verzeihung, in einer Bahnhofshalle. „Fenchurch-

Station!“ ertönt es, und die lärmende Schar eingeborener Passagiere schiebt und stösst uns eine, von Steinkohlenstaub und -schlamm schlüpfrige Treppe hinab. Wir gelangen nach einer der geräuschvollen Geschäftsstrassen der östlichen Stadt, den Kopf erfüllt mit der unklaren Erinnerung, dass wir in der letzten halben Stunde die Karte des Inneren eines Bienenkorbes oder irgend etwas anderes von gleichgrossem architektonischem Interesse angestarrt haben.

* * *

Ein kühler Herbstabend auf der Whitechapel Road. Die Atmosphäre erscheint triefend feucht, teils von schwerem, scharf riechendem Steinkohlendunst, teils von einem durchdringenden Staubregen, der seit Tagesgrauen im gleichen Tempo niederrieselte. Der Fuss gleitet auf dem schlüpfrigen Trottoir unaufhörlich aus, und es ist in dem herrschenden Dämmerlichte schwierig, nicht hin und wieder an die Tausende dunkler Gestalten anzustossen, die jetzt auf den Strassen wimmeln. Legionen von Dock- und Fabrikarbeitern strömen gerade jetzt auf die Strassen und eilen ihren Heimstätten zu — wenn sie eine solche haben — oder drängen sich in die Schänken, die Tanzlokale oder Herbergen. Alle machen äusserlich den schmutziggrauen, traurigen Eindruck, den dieser Stadtteil seinen Bewohnern unbedingt aufprägen muss. Einige erscheinen ziemlich ordentlich, andre halb zerlumpt, alle aber machen den Eindruck, als ob sie in „abgelegten, besseren Kleidern“ einhergingen, denn die schmucke blaue Blouse, die in Frankreich den Arbeiter vor

jedem erniedrigenden Nachäffen des „feinen Mannes“ bewahrt, ist hierzulande unbekannt.

Wir kommen zur linken Hand an dem unansehnlichen Gebäude der Universitätskolonie Toynbee Halls vorüber und lassen zur rechten die turmgeschmückte Kirche St. Mary's Whitechapel, die dem Bezirke einst den Namen gab, sowie die düstre Gebäudemasse des London-Hospitals hinter uns. Nach halbstündiger Wanderung bemerken wir zur Linken, auf grossem, freien Platze, einen weitläufigen Gebäudekomplex, den berühmten „Volkspalast“. Hinter demselben scheint ein festungähnliches Armenhaus hervor. Es ist nun so dunkel geworden, dass man in den Schaufenstern und den Schänken das Gas anzündet. Die letzteren werfen blendende Lichtbündel von Dutzenden von Kandelabern und riesigen Laternen mit blitzendem, geschliffenem Kronglas nach aussen. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein armer Teufel, dem es die ganze Woche an einem Mittagbrode und einem Nachtlager gefehlt hat, aus der Nässe und Kälte des nächtlichen Dunkels in diese blendenden „Fallen“ flüchtet. Die Trottoirkanten sind mit Karren besetzt, von denen unter betäubendem Gegröhle billige Austern, essbare Schnecken, Krabben, Obst, Bratfische, Eis, grosse Butterkuchen und andere spezielle Leckereien des Ostendbewohners ausgeboten werden. Rote, phantastisch flackernde Riesenflammen von Petroleumhängelampen verbreiten einen unsichern, mystischen Schein über diese Herrlichkeiten. Aus einem offenen Fenster strömt uns der erstickende Geruch von ranzigem, angebranntem Fett entgegen. Es ist eine Garküche, in der Wirt und Wirtin mit entblössten

Armen vor einem halben Dutzend durch Gas erhitzten Bratpfannen stehen, worin Zwiebeln, Wurst, Kartoffeln, Fisch, Fleisch u. s. w. nebeneinander schmoren, was sie alles reichlich mit einer unnennbaren Sauce übergiessen. Ein surrender Haufe hungriger Männer, Frauen und Kinder lassen sich's wohl schmecken.

Wir sind nun auf unserm Wege ein gutes Stück nach Osten gekommen, und zwar auf einer jener breiten, fast schnurgeraden Strassen, die die Kommunalverwaltung Londons im Interesse der Hygiene und der Ordnung mit grossen Kosten durch den früheren Wirrwarr von Gassen und Schlippen des Eastends brechen liess. Es war das der lebhafte und wegen seines Handels und Verkehrs gut beleuchtete „Boulevard" des Ostendes. Einen andern Eindruck erhalten wir freilich, wenn wir uns unterfangen, durch das verwickelte Netz von Nebengassen im dichtest bebauten Whitechapel von der Mile End Bridge über die Gasanstalt und Stepney nach der Cable Street und der königlichen Münze hinter dem Tower Londons zurückzukehren. Was uns da zuerst überrascht, ist die undurchdringliche Finsternis in diesen Strassen und Gassen, die mit ihren endlosen Reihen kleiner zweistöckiger Häuser kaum von einander zu unterscheiden sind. Schon in den grösseren Strassen des Eastends stehen die Gaslaternen sehr weit von einander entfernt; guckt man aber in eine Nebengasse, so ist es, als steckte man den Kopf in einen Sack. Nicht eine einzige Gasflamme, obwohl es bereits stockfinstere Nacht ist. Das Eastend ist zwar entschieden dürftiger beleuchtet, als das westliche London, doch ist es auch hier ausschliesslich der blendenden Illumination der

Schaufenster zu verdanken, dass Londons grösste und eleganteste Strassen nach Sonnenuntergang erträglich erhellt sind. Erst in der allerletzten Zeit hat man begonnen, diesem Übelstande abzuhelfen, indem in einigen der vornehmsten Hauptstrassen elektrische Beleuchtung eingeführt wurde.

In denjenigen Teilen des Eastend, durch die wir kommen, ist es ebenso menschenleer wie dunkel; nur an einer Schänke oder einem Speisehause trifft man auf Gruppen von Männern und Frauen. Läden giebt es wenig und diese sind nur schwach beleuchtet, und die meisten kleinen Häuser zeigen dunkle Fenster, denen auch oft Gardinen u. dergl. mangeln, so dass es nicht selten schwer ist zu entscheiden, ob sie bewohnt sind oder nicht. In diesen Bezirken zieht sich das häusliche Leben mehr nach der Hofseite zurück, wo die Küche und die Waschkammer liegen. Die Zimmer nach der Strasse zu sind meistens möbliert an unverheiratete Arbeiter vermietet, die gewöhnlich erst spät nach Hause kommen und sich ohne weiteres ins Bett legen. Man fühlt sich unwillkürlich beklommen bei dem Anblick dieser Tausende aller Gemütlichkeit und alles Behagens entbehrender menschlichen Wohnstätten, die offenbar alle nach möglichst Arbeit und Kosten ersparender Methode „auf Submission“ errichtet sind. Von einem Kompass in diesem modernen Labyrinth geleitet, marschieren wir durch Dutzende von schmäleren oder breiteren Strassen, die sich im übrigen vollständig gleichen. Über eine Stunde lang geht es so in südwestlicher Richtung weiter. Da und dort werden wir mit einigen misstrauischen Blicken gemustert, da sich Personen, die nicht zur arbeitenden

Klasse gehören, zu dieser Tageszeit hier nur sehr selten sehen lassen. Im übrigen lässt man uns unbehelligt, ja die Leute antworten sogar recht höflich, wenn wir trotz des Kompasses gelegentlich nach dem Wege fragen müssen. Hier und da treffen wir in diesem Armenviertel auf Häuser oder gar auf ganze Strecken, die in erschreckender Weise von furchtbarem Elend und hoffnungslosem Verfall Zeugnis geben. Die Kinderscharen, die hier ihre lärmenden Spiele treiben, beweisen mit den abgezehrten Gesichtern, der aschgrauen Hautfarbe und dem von unpassender Nahrung aufgeschwellten Leibe, dass die Statistik gewiss nicht fehlgeht, wenn sie die Kindersterblichkeit in diesen Quartieren der Armut doppelt so hoch als die in den reichen westlichen Stadtteilen veranschlagt.

Das merkwürdigste an dieser widerlichen Einförmigkeit des östlichen Londons ist, dass man sich niemals daran zu gewöhnen vermag. Wohl heisst es, dass man sich allmählich an alles gewöhnt. Ja; man gewöhnt sich in London an den schwarzen, klebrigen Überzug, der alle im Freien befindlichen Dinge verhüllt . . . was ja in einer Stadt, wo täglich 4000 Tonnen Steinkohlen auf über 2 Millionen Feuerstätten verbrannt werden, nicht so sehr auffallen kann. Man gewöhnt sich auch an die Novembernebel, obwohl diese die Erkrankungsfälle der Atmungsorgane um 550% steigern . . . es liegt ja ein Trost in der Versicherung der Statistik, dass die Sterblichkeit sich zu der in Paris wie 100 zu 130 verhält. Woran man sich aber nicht gewöhnt, das ist der im Eastend herrschende trostlose Mangel an jenen tausend kleinen Dingen, die das Leben verschönern und das Gemüt auffrischen.

Die verpestete Atmosphäre daselbst, die äusserst eintönige und dürftige Strassenarchitektur, die Zehntausende verkommener „Herumlungerer“, die allgemeine Armut und Rohheit der 900 000 Bewohner machen immer und immer wieder einen tiefen, peinlichen Eindruck. Man mag sich in London noch so lange aufhalten, das Eastend bleibt doch stets ein sonderbares Land, nach dem man mit einer gemischten Empfindung von Widerwillen, Bedauern und Forschungsdrang wallfahrtet. Wenn gebildete englische Frauen und Männer auf „Höhlenforschung“ ausziehen, um durch längeren Aufenthalt im Eastend das Leben der Armen in deren elenden Gassen und „Höhlen“ kennen zu lernen, so treibt sie dabei unzweifelhaft nicht allein ein gutes Teil Nächstenliebe, sondern auch jene nationale Abenteuerlust, die es dem Briten zu einem so besondern Vergnügen macht, aufs Geratewohl in Ägypten oder Syrien umherzuwandern, und in Indien Tiger zu jagen oder in Afrika Löwen zu schiessen.

Obgleich die Untersuchungen dieser freiwilligen „Kulturmissionäre“ viel beigetragen haben, über die thatsächlichen Verhältnisse im Eastend Licht zu verbreiten, ist der Schauplatz der berüchtigten Whitechapelmorde doch noch immer mit einem sensationellen Nimbus umgeben. Von dem mystischen *„Jack the Ripper“* (J. dem Aufschlitzer) hat die Polizei ja noch immer keine Spur entdeckt. Ausbrüche der schlimmsten Brutalität — die ja nicht immer auf eine wirkliche Mordthat hinauslaufen und dadurch ganz Europa zu erregen brauchen — gehören im Eastend Londons leider zur Tagesordnung. Das erklärt es, warum das englische Publikum sich so eifrig mit der Frage be-

schäftigt: „In welchem Masse trägt Whitechapel selbst die Schuld an den Whitechapelmorden?“

Auf diese Frage sind verschiedene Antworten mit mehr oder weniger Tragweite gegeben worden. Wir können uns hier aber darauf beschränken, eine besonders charakteristische Theorie anzuführen. Viele Menschenfreunde, darunter der geistige Urheber des „Volkspalastes“, der Schriftsteller Walter Besant, haben darauf hingewiesen, in welch unerhörtem Masse es dem Eastend an Schönheit, Behaglichkeit und allen Voraussetzungen gesunder, veredelnder Zerstreuung fehle. Da sei es kein Wunder — so meinen viele — dass der Volkscharakter inmitten einer so einseitig düstern, freudelosen und zum Teil verzweifelt elenden Natur sinken und verrohen müsse. Der „Volkspalast“ sollte diesem Übel zu steuern helfen — die Sache liegt nur leider so, dass es wenigstens eines Dutzends derartiger Bildungs- und Vergnügungsstellen bedürfte, um das Eastend in der gewünschten Richtung umzugestalten. Personen, die diesen Besserungsbestrebungen ganz nahe stehen, versichern, dass der „Volkspalast“ mit seinem nur ein wenig höher gehaltenen Unterhaltungsprogamm noch übermächtige Rivalen habe in jedem „*penny gaff*“ oder elenden Wachskabinet, wo man für einen Penny die „porträttreuen“ Büsten aller Londoner Mörder seit der Zeit Elisabeths zu sehen bekommen kann. Diese Schaustellungen erzielen an einem einzigen Feiertage hier im ärmsten Eastend wohl Tageseinnahmen von 120 bis 140 Mark. Ebenso haben die Vorkämpfer der Volksbildung im östlichen London mächtige Mitbewerber um die Gunst der Zerstreuung suchenden Arbeiterscharen in den

zahlreichen „Musikhallen“ mit ihren recht sinnlichen Variété-Vorstellungen und in den kaum weniger brutalisierenden Eastend-Theatern, wo in jedem Stück wenigstens sechs Mordthaten vorkommen müssen und die Zuschauer das Privilegium haben, die Helden und Heldinnen auf der Bühne durch allerlei kräftige — und nicht besonders gewählte — Zurufe anzufeuern. Man kann sehr leicht begreifen, dass die riesigen, mit bunten Abbildungen versehenen Plakate, von denen es an den Hausecken in London wimmelt und worunter die Theateranzeigen den grössten Raum einnehmen, die Rohheit sowohl im Eastend als auch in andern Arbeitervierteln dauernd wach erhalten und noch stets fördern. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Armen in London an Schönheitssinn und ästhetischer Anlage mehr verwahrlost sind, als die meisten andern Menschenklassen, und es ist gewiss als erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen, dass die besser Situierten jene Erscheinung als eine „soziale Frage“ von hoher Bedeutung zu betrachten begonnen haben.

An und für sich dürfte es schwer zu entscheiden sein, ob die niedere Bevölkerung Londons durch ihre Lebensverhältnisse jetzt mehr als früher verroht worden ist. Bildungsgelegenheiten giebt es für sie heutzutage unbedingt mehr als sonst; doch infolge der Zusammenpferchung in der ansteckenden Atmosphäre des Verbrechens und des Lasters, die von der Anhäufung einer armen und wirtschaftlich elenden Bevölkerung einer Riesenstadt wie London unzertrennlich erscheint, sind auch die Gelegenheiten zur Demoralisierung zahlreicher und gefährlicher, als irgendwo anders.

Es ist ja ganz natürlich, dass die eigentümlichen Zivilisationsverhältnisse des Eastends — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — ihren Stempel besonders tief dem weiblichen Geschlechte in diesem Armenviertel aufgedrückt haben, dessen Bevölkerung die von Leipzig, Breslau und Dresden zusammengenommen übertrifft. Im Eastend wimmelt es von „den Unglücklichen" — wie man in besseren Kreisen die gewiss keineswegs glücklichen Opfer der Londoner Prostitution nennt. Diese in geistiger und körperlicher Hinsicht geradezu abschreckenden Geschöpfe, die eine Zeit lang beständig in quälender Todesangst vor dem Messer „Jack des Aufschlitzers" lebten, bilden natürlich auch im elendesten Whitechapel nur einen geringen Prozentsatz der weiblichen Bevölkerung. Es ist darum keineswegs so leicht zu erklären, worauf es beruht, dass der grösste Teil der weiblichen Bewohnerschaft des Eastends auf so in die Augen fallende Weise von dem Typus absticht, den man bei den Töchtern John Bulls als den gewöhnlichen zu betrachten gewöhnt ist.

Nur durch ein wirksames Studium der ganz eigenartigen „Zivilisation" des Eastend lernt man diese seltsamen Menschentypen und Sitten verstehen. Ohne solche Vorstudien müsste man sich unbedingt darüber entsetzen, dass es mitten in der Hauptstadt eines modernen Staates, der — wenigstens seiner eigenen Überzeugung nach — „an der Spitze der Zivilisation marschiert", Mitbürgerschichten giebt, die sich durch eine solche Unkenntnis alles dessen, was Gesetz und Sitte heisst, auszeichnen und in ihren Lebensgewohnheiten Proben einer solchen primitiven Wildheit ab-

legen, wie die Londoner Blumenverkäuferinnen und die niederen Fabrikmädchen. Man kann in einer der Geschäftsstrassen Londons kaum einige Schritte weit gehen, ohne auf ein Mädchen, die Blumen ausbietet, zu stossen, und es ist unmöglich, nicht sofort zu bemerken, wie wesentlich sie sich von der übrigen weiblichen Bevölkerung unterscheidet. Ihre Geberden zeigen — ohne dass sie gerade cynisch sein müssten — nicht eine Spur der konventionellen Sittsamkeit, die sonst bei den britischen Frauen, von der Näherin bis zur Herzogin, so bemerkbar hervortritt. Ihre zerrissene, schmutzige Kleidung, der gewaltige messingene Schmuck, die gebräunte Haut und das verwilderte Haar erinnern mehr an eine Zigeunerin als an eine Engländerin. Diese bemitleidenswerten Geschöpfe entbehren gänzlich der Kenntnisse und der sittlichen Bildung, die wir für zivilisierte Menschen als unumgänglich notwendig ansehen. Sie können weder lesen noch schreiben und wissen kaum etwas andres, als dass sie vom Morgen bis zum Abend arbeiten müssen, um wöchentlich im besten Falle 7 bis 8 Mark zu verdienen, und dass sie sich bei gewissen Gelegenheiten nicht von der Polizei ertappen lassen dürfen. Die meisten bekümmern sich gar nicht um Religion oder ein späteres Leben; andre wieder behaupten, sie hätten ihre eigne Religion, „die ebenso gut sein könne, wie die jedes andern“. Bei näherer Nachfrage hört man dann wohl, dass diese Religion zuweilen in der Gewohnheit besteht, zu Weihnachten einmal in die Kirche zu gehen, zuweilen auch in einem losen Glauben an die Mutter Gottes und an ein Fegefeuer, und dann wieder in der Überzeugung, „dass wir nach dem Tode

schon erfahren werden, ob wir eine Seele haben, die weiter fortlebt, oder ob wir nichts sind". „Ein armes Mädchen hat andres zu thun, als sich um Religion zu bekümmern. Der Verkauf von Blumen nimmt sie schon genug in Anspruch." — Wenn man von der Sittenlosigkeit dieser Mädchen hört, darf man noch nicht glauben, dass sie sich allen Ausschweifungen hingeben. Die Sache ist nur die, dass ihre Begriffe von der Ehe ebenso primitiv und unsrer Zivilisation gleich fremd sind, wie ihre Begriffe von Religion und Gesellschaft. Mit elf oder zwölf Jahren entlaufen sie ihren Eltern — um nicht länger deren Haussklaven zu sein — und wohnen allein oder zu mehreren zusammen in einer elenden Spelunke, die ihnen wöchentlich 4 bis 5 Mark, d. h. die grössere Hälfte von dem kostet, was sie im Durchschnitt verdienen. Solche „Höhlen" finden sich in den Geschäftsvierteln Londons hinter den glänzenden Ladenreihen überall. Die auf diese Weise „emanzipierte" junge Arbeiterin macht Bekanntschaft mit vierzehn- bis sechzehnjährigen Knaben aus ihrer eignen Klasse, verkehrt mit diesen ohne eine Spur konventionellen Zwanges und ist oft schon mit fünfzehn oder sechzehn Jahren Mutter . . . mit oder ohne „geschriebenes Papier", gewöhnlich ohne solches. Dass die Gesellschaft eine scharfe Grenze zieht zwischen gesetzmässiger Ehe und einem Zusammenleben ohne vorherige Trauung, gehört zu den vielen Dingen, von denen sie nur eine sehr unklare oder auch gar keine Vorstellung hat. Da die „Männer" dieser Mädchen in sozialer und intellektueller Hinsicht ebenso tief wie sie selbst stehen und ein gewisser Grad ehelicher Treue und Hingebung, wenigstens von

der weiblichen Seite, nicht ausgeschlossen ist, so liessen sich solche Verhältnisse am besten den bei wilden Völkern herrschenden an die Seite stellen. In dem Masse freilich, in dem die Arbeiterinnen einer etwas höheren sozialen Stufe angehörten, was wohl höhere materielle Ansprüche, doch keineswegs auch höheren Lohn mit sich bringt, sinkt jenes Verhältnis für das Weib mehr und mehr zu einer Geldfrage herab, artet im allgemeinen aber doch nicht zu dem aus, was man öffentliche Unsittlichkeit nennt, wenigstens so weit es sich um wirkliche Arbeiterinnen handelt, die einigermassen bezahlt werden und nicht gerade ohne Arbeit sind.

Neben den Blumenhändlerinnen sind die Fabrikmädchen die ungesetzlichsten und „wildesten“ aller weiblichen Bewohner Englands. Die „Frauenheime“ und andre wohlthätige Anstalten, denen es gelungen ist, unter den höher stehenden Arbeiterinnen so manches gute zu stiften, sind ganz machtlos gegenüber den Fabrikmädchen, die vor der leisesten Spur von Disziplin und Ordnung die Flucht ergreifen — *nota bene,* ausserhalb der Fabriksthore. Sie helfen sich in ökonomischer und moralischer Hinsicht selbst durchs Leben, und zwar weit sicherer, als ein andres weibliches Wesen sich das vorstellen kann. Obgleich ihr Auftreten roh genug ist, werden sie doch von aufrichtigen Beobachtern wegen ihrer edelmütigen, oft aufopfernden Wohlthätigkeit gerühmt, die sie gegen bedürftige oder unglückliche Genossinnen zeigen. Die, welche Arbeit haben, teilen ihren sauer verdienten Groschen mit denen, die keine Arbeit finden konnten. Ein Fabrikmädchen in London ist immer erbötig, einer

Genossin ihre Schuhe und ihren besten Rock zu leihen, wenn das deren Aussichten, Arbeit zu erhalten, verbessern kann. Sie haben eben solche soziale Instinkte, wie sie die Verhältnisse bei ihnen zum Aufkeimen bringen; dagegen fehlt ihnen jede Religion und jede Achtung vor der konventionellen Sittlichkeit.

* * *

„Das östliche London liegt versteckt hinter einem geheimnisvollen Vorhange mit schrecklichen Bildern von darbenden Kindern, gemisshandelten Frauen, Tag und Nacht polternden Männern, von den Schrecken der Trunksucht und des Lasters, dem Ungeheuer unmenschlicher Rohheit und von den Teufeln des Verbrechens, der Versuchung und der Verzweiflung . . .“ Das war der Eindruck, den das östliche Arbeiterviertel Londons den philanthropischen Beobachtern zurückliess, ehe man vor einigen Jahren daran ging, die sozialen Verhältnisse in „dem London der Armen“ wissenschaftlich zu ergründen. Jetzt, nachdem diese Forschungsarbeit ein gutes Stück vorangeschritten ist, weiss man besser als früher, inwieweit dieser Eindruck sich mit der Wirklichkeit deckt. Man weiss, dass über 100 000 Individuen im Eastend in entsetzlicher, unsrer Zivilisation unwürdiger Not und Erniedrigung vegetieren, dass 200 000 einen abenteuerlichen Kampf ums Dasein scharf am Rande des Elends kämpfen, und dass weitere 377 000 Menschen im östlichen London zu den „gewöhnlichen Arbeiterexistenzen“ gehören, alle ausgesetzt dem unberechenbaren Wechsel zwischen dem Zwange, Tag und Nacht

arbeiten zu müssen, und der Unmöglichkeit, überhaupt Arbeit zu finden . . . ein Wechsel, der das Leben des gewöhnlichen Lohnarbeiters in einer riesigen modernen Industriestadt kennzeichnet.

Obige traurige Klassenteilung innerhalb der Arbeitermasse ist charakteristisch für die soziale Krankheit des modernen Englands. Jene Hunderttausende, die schlimmer daran sind als die „gewöhnlichen Arbeiterexistenzen“, verderben für die letzteren den Arbeitsmarkt durch die schärfte Konkurrenz in der Billigkeit des Angebots. Bevor das Los des gewöhnlichen Industriearbeiters ernstlich verbessert werden kann, muss jener soziale Bodensatz aus der Arbeiterwelt entfernt werden. Auf Beobachtung und Raisonnements dieser Art gründen sich die Bestrebungen für Verbreitung und Aufklärung und Entwicklung höherer materieller und geistiger Bedürfnisse unter den *Outcasts* des Eastend. Es bildet das eine Spielart der mächtigen Bewegung für Erhöhung des Lebensstandards unter den Arbeitern, die für das moderne England so charakteristisch ist.

Unter der Menge von Erscheinungen, die für unser merkwürdiges Jahrhundert bezeichnend sind, nehmen ja die grossartigen Fortschritte der Wissenschaften und die mächtige Agitation für deren „Popularisierung“ eine besonders hevorragende Stelle ein. Manche wollen das Wissen unter der Volksmasse um seiner selbst willen verbreitet sehen. Für andre wieder ist die zeitgemässe Belehrung der Millionen nur Mittel zum Zweck. Man glaubt, dass die sozialen Seuchen, von denen unsre modernen Gemeinwesen offenbar heimgesucht werden, nur gebannt werden

können, wenn der Arbeiterklasse im ganzen eine bessere geistige Erziehung zuteil wird; oder man befürchtet wohl auch, dass unsre sozialen Missverhältnisse zum verderblichen Umsturz der Gesellschaft führen könnten, wenn die grosse Masse nicht auf eine höhere intellektuelle Stufe gehoben wird. Im letzteren Fall ist der Eifer für Verbreitung des Wissens also eigentlich ein Ausbruch des Verlangens, „etwas für die soziale Frage zu thun". Da es nun England weder an seiner sozialen Frage noch an sozialreformfreundlichen Männern fehlt, kann es gar nicht auffallen, dass das Streben für Popularisierung der Wissenschaften hier ohne weiteres auf die intellektuelle Hebung der arbeitenden Klassen hinausläuft. Der Volksunterricht war bis vor kurzem (1872) in England sehr vernachlässigt, und es geschah wohl unter dem Eindrucke dieses schreienden Missverhältnisses, dass die liberale Universität Cambridge zu *„The University Extension Movement"* (der Bewegung zur Ausdehnung der Universitätsbildung auf Nicht-Studierende) den Anstoss gab. In Deutschland huldigt man den „populären öffentlichen Vorträgen", die skandinavischen Studenten geben ihre „Volksbibliotheken" heraus. Die *„University Extension"* ist etwas ähnliches, sie ist aber praktischer und energischer.

Die englischen Universitäten senden nach den grösseren Industrieorten eine Anzahl Männer mit gelehrter Bildung aus, die von dem *University Extension Movement* honoriert werden, um allgemeinverständliche Vortragskurse über Geschichte, Geographie, Ästhetik, Nationalökonomie, Kunstgeschichte, Naturwissenschaften, Technik u. s. w. abzuhalten. Das Ein-

trittsgeld dazu ist ganz niedrig bemessen, wechselt aber nach den ökonomischen Verhältnissen des betreffenden Ortes. Die Vorlesungen finden des Abends zwischen 8 und 10 Uhr statt, so dass Arbeiter jeder Branche daran teilnehmen können. In manchen Fällen haben diese sporadischen Vortragskurse zur Errichtung dauernder Volksbildungsanstalten: „*University Extension Settlements*“ geführt. Diese bestehen aus gebildeten jungen Männern, die in gleicher Weise wie die Studenten in einem englischen „*College*“ zusammenleben und ihre freie Zeit, vorzüglich des Abends, darauf verwenden, unter der Arbeiterbevölkerung der betreffenden Gegend Vorträge zu halten, Unterricht zu erteilen und überhaupt bildend zu wirken.

Die besonders für das östliche London berechnete Universitätskolonie wurde 1884 in der Toynbee Hall (Commercial Street) unter Leitung des bekannten Philantropen S. A. Barnett, dem Geistlichen der St. Judas-Gemeinde in Whitechapel eröffnet. Sie ist vielleicht die bekannteste dieser Anstalten, da sie mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen hat und von ihren Mitarbeitern eine ungewöhnliche Opferfreudigkeit und Ausdauer beansprucht. Die Kolonie „sucht Gelegenheit zu bieten zur Belehrung, gesunden Erholung und veredelnden Unterhaltung des Volkes, sie betreibt Untersuchungen über die Verhältnisse der Armen, und bespricht und entwirft Pläne zum Besten der Notleidenden“, wie es in dem etwas allgemein gehaltenen Programm des Institutes heisst. Mitglieder der Universitäten Oxford und Cambridge sind nach der Toynbee Hall gezogen und bilden nun einen Mittelpunkt für diese Art „Kulturmission“ im Eastend.

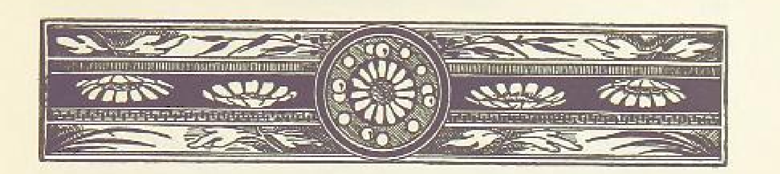
Meist sind es junge Kandidaten, die ein oder einige Jahre hier unter den Ärmsten der Nation weilen und ihre Zeit dem Unterrichte der Massen und sozialen Studien widmen.

Der jetzige Staatsminister für die Kolonien, der Marquis of Ripon, hielt einmal bei Gelegenheit eines Semesterabschlusses in der Toynbee Hall die Festrede. „Die Gesellschaft für Verbreitung der Universitätsbildung“, sagte er, „ist der Ansicht, dass ihre Wirksamkeit unter den arbeitenden Klassen den Ausgangspunkt eines allgemeinen nationalen Strebens nach höherer Bildung und Veredelung abgeben werde.“ Durch das Zusammenleben in „Kollegien“, wie die Studenten, sollen junge Arbeiter, die sich den grössten Teil des Tages ihrem Berufe zu widmen haben, Gelegenheit finden, binnen drei oder vier Jahren den Grund für ihre höhere Bildung zu legen, und diese so ausgebildeten Arbeiter sollen dann mitten in der Industriebevölkerung ein Arbeiterkollegium, ein Bildungszentrum bilden, dass auf ihre Umgebung mächtig einwirken würde. Zum Schluss wies der Marquis hin auf den unschätzbaren kommerziellen Vorteil für das Land, wenn dieses einen wissenschaftlich, technisch und auch ästhetisch hochentwickelten Arbeiterstand besässe. Nur durch einen kühnen Vormarsch in dieser Richtung könne England hoffen, einer Zukunft mit dauernder kommerzieller Blüte entgegen zu gehen.

Unsere Aufgabe hier kann es nicht sein, die etwas sanguinisch erscheinende Rede kritisch zu beleuchten ... die Sache selbst ist jedenfalls in hohem Grade interessant. Es ist eigentümlich, sich den vornehmen Herrn und Staatsmann mitten unter den schmutzigen, von Lastern

und hoffnungslosem Elend heimgesuchten Höhlen des Eastend vorzustellen, wie er deren Insassen vorpredigt, dass sie sich Bildung erwerben, in Wissenschaft und Kunst höher entwickeln sollen, um gute Mitbürger zu werden, d. h. eigentlich, um in dem internationalen Wettlaufe nach Absatzgebieten die alte kommerzielle Vorherrschaft des Vaterlandes zu bewahren! Man erkennt, wie der sozialökonomische Kern der ganzen Bewegung sogar in der Festrede des Lord Ripon zutage tritt. Es dürfte jedoch eine gute Weile dauern, bis die englische Bewegung für Verbreitung der Universitätsbildung unter der Arbeiterklasse eine handelspolitische Wirkung erzielt. Sie hat während eines Jahrzehnts geholfen, einige Zehntausend von Arbeitern geistig zu heben, es giebt aber noch Millionen, die auf Belehrung und geistige Weiterentwicklung warten. — „Hierzu wie zu vielen anderen Dingen fehlt es an Geld“, bemerkte der Lord. Und das in einem Lande, das sich das reichste der Welt nennt!





Soziale Wolkenbildungen.

An einem Augustabende des Jahres 1889 sassen wir im traulichen Familienkreise und plauderten nach beendetem Tagewerke. Die Lampe brannte, und vom Geräusch der Welt drang kein Laut bis zu uns, denn wir hatten unsern Wohnsitz vorsichtiger Weise zwanzig Kilometer vom Mittelpunkte der Stadt gewählt.

Da trat unser Freund, der Schriftsteller, der den ganzen Tag über in London gewesen war, ein. Er sah ungewöhnlich bleich aus und so, als ob er etwas auf dem Herzen habe.

„Sie haben doch wohl von dem Streik, der unter den Dock- und Hafenarbeitern ausgebrochen ist, gehört . . . auch von den Aufzügen im Eastend?“ begann er.

„Gewiss . . . durch die Zeitungen . . .“

„O, das musste man sehen. Das war ein Schauspiel! Vierzigtausend reine Lumpenproletarier auf der Strasse. Sonst schlagen sie sich täglich vor den Eingängen zu den Docks herum, um ein paar Schillinge zu verdienen, und wem das nicht glückt, der hungert

natürlich. Jetzt sind aber alle — mit den Angehörigen über hunderttausend — eine Woche lang ohne Verdienst gewesen. Wenn einer so Abend für Abend von diesen endlosen Demonstrationsmärschen heimkehrt, ohne einen Bissen im Magen zu haben, wenn er sieht, wie seine Frau vor Kummer hinsiecht und die Kinder nach Brod schreien, wenn er seine dürftige Habe versetzen muss, so dass die Wohnung sich in nichts mehr von einem Stalle unterscheidet, und er noch jeden Tag fürchten muss, daraus auf die Strasse geworfen zu werden . . . wie muss das tägliche Leben, die gewöhnliche Gemütsstimmung beschaffen sein, wenn man unter solchen Umständen noch Krieg führt, um seine Existenz nur um eine Kleinigkeit aufzubessern!"

Unser Freund berichtet uns noch eine Zeitlang verschiedene Einzelheiten, und wir haben dabei die Empfindung, als läsen wir in den neuesten Tagesblättern von dem Ausbruche eines furchtbaren Bürgerkrieges. Das Gespräch geht in dem vibrierenden Tone weiter, den die Leute unwillkürlich anschlagen, wenn es sich um überwältigende und schreckliche Dinge handelt.

Später zieht man sich, vor Erregung fröstelnd, nach seinem Arbeitszimmer zurück. Da liegt auf dem Schreibtische noch eine kürzlich eingetroffene und kaum durchgelesene 600 Seiten starke Monographie über „Leben und Arbeit im östlichen London" . . . ein bewundernswertes, bahnbrechendes Werk im Gebiete der deskriptiven Soziologie. Von den 900 000 Bewohnern des Eastend sind darin die Lebensweise und die ökonomischen Verhältnisse fast jedes Individuums analysiert. Mehr als der dritte Teil von allen, sagt das

Buch, lebt in Elend, Mangel und Not. Über die Hafen- und Dockarbeiter erzählt es in einem 25 Seiten langen Kapitel, dass sie die niedrigsten der niederen, die verkommensten der verkommenen, die unterste Schicht des gährenden Bodensatzes der ganzen britischen Riesengemeinde sind. „Wer einmal Dockarbeiter geworden war, ist für jede geordnete Lebensführung, für jede gesunde Ökonomie verloren.“ — „Man könnte in Wahrheit über die Thürpfosten des Docks schreiben: Ihr, die ihr hier eintretet, lasst die Hoffnung draussen!“

Mit einem solchen Bissen im Leibe sollte man vielleicht von Träumen heimgesucht werden, in denen rote Fahnen, Barrikaden und geplünderte Läden eine Rolle spielen. Als Kind des Ausgangs unsers 19. Jahrhunderts in Europa ist man gegen so etwas aber „abgehärtet“. An Streiks, die auf ein Haar Hungerrevolten gleichen, ist man ja schon gewöhnt.

Wenn wir am nächsten Morgen im Eilzuge über entzückende grüne Wiesengründe dahinfliegen und schliesslich durch eine Tunnelöffnung im unterirdischen London anlangen, lesen wir in den Zeitungen von der weiteren Ausdehnung des Streiks über noch andre Berufsklassen als die der Dockarbeiter, über Truppenzusammenziehungen, über die ungeheuern Verluste der Dockgesellschaften infolge der Arbeitseinstellungen u. s. w. Die russigen Stationen erdröhnen von hastiger Bewegung wie gewöhnlich . . . ungewöhnlich aber ist es, um 11 Uhr vormittags solche Massen von Arbeitern zu erblicken. Diese verhandeln da in dicken Haufen zusammenstehend und scheinen für den Augenblick ein gemeinsames, alles andere aufsaugendes Interesse zu haben. Und wenn wir aus der schmutzigen

Aldgatestation im Eastend auf die Strasse hinaufkommen, erkennen wir, dass „das London der Armen“ heute ein Aussehen zeigt, das die Schilderungen der Tagesblätter von „einem aussergewöhnlichen Aufstand im Eastend“ rechtfertigt. Auf den breiten Fahrwegen der Whitechapel Road und der Commercial Road rasseln zwar wie immer zahllose Frachtwagen und eine Menge nur wenig leichterer Omnibusse, längs der Trottoire aber stehen endlose, dichtgedrängte Reihen von Menschen, die etwas aussergewöhnliches zu erwarten scheinen.

Und das „Aussergewöhnliche“ kommt denn auch. Weither vom östlichen Ende der Commercial Road, wo die festungsähnlichen Thore der West India Docks und der East India Docks ein wenig sichtbar sind, wälzt sich eine ungeheure schwarze Schlange heran, die die ganze grosse Strasse, ja den gesamten Stadtteil in einen riesigen Ameisenhaufen verwandelt. Zehn Mann hoch mit unzähligen flatternden Fahnen und Fetzen von allerlei Stoffen, die ihre Not und ihre Forderungen als Inschrift tragen, marschieren sie in guter Ordnung, ernst und still daher. Einige Trommler und Hornisten sind hier und da zwischen die Abteilungen des Zuges verstreut, und auf grossen Wagen sieht man Boote, Krahne, Kohlengefässe, Getreidemasse und andre Geräte aufgestellt, die den Beruf der Schiffslader, der Kohlenverstauer und der Entlader andeuten. Zu gleichem Zwecke tragen viele der Demonstranten Schaufeln, Greifeisen, Hämmer und Bandeisen auf den Schultern. Sie wollen aber auch darstellen, wie sie leben. An langen Stangen sind schwarze Brodstücke aufgespiesst mit der Unter-

schrift: „Das Frühstück der Dockarbeiter", oder ein paar Brodreste nebst einem Hering: „Das Mittagessen der Dockarbeiter". „Die kleinen Kinder der Dockarbeiter", so wird ein buntes, längliches Lumpenbündel tituliert, das vor der Front hoch an einer Standarte getragen wird. Die Zuschauer gröhlen und lachen ... nicht aber die Demonstranten, am wenigsten der weissköpfige, gebeugte Alte, der dieses Symbol der hungernden Familien der Streikenden ernst und feierlich voranträgt. So ziehen sie an uns vorüber: Junge und Alte, einige kraftvolle Gestalten und sehr viele ausgemergelte, abgezehrte Geschöpfe, ein kleiner Teil in ordentlicher, wenn auch abgenutzter Kleidung, die meisten aber in widerlichen Lumpen. Sie sehen düster, manche verzweifelt aus. Ein Mann aus dem Gliede, der Beiträge zum Streikfonds in einer Kiste sammelt, berichtet im Vorübergehen, dass er seit vier Tagen kein ordentliches Essen genossen habe. Eine ganze, ewig lange Stunde hindurch defiliert diese Arbeits- und Hungerarmee an uns vorbei. Die schwarzen Reihen sind, wie es scheint, endlos. Ein Haufen folgt dem andern, eine Schar wälzt die andere vor sich her, ein Glied drängt das andre, und es will gar kein Ende nehmen. „Heute sind es gegen sechzigtausend", sagt einer der Polizisten, die in Abständen von etwa vierhundert Metern den Zug der Streikenden flankieren. Trupps von barhäuptigen Fabrikmädchen in roten Umschlagetüchern wandern zwischen schwarzen Kohlenladern und krummrückigen Plankenträgern. Rote, sozialistische Flaggen nebst stattlichen tradesunionistischen und weissen radikalen Fahnen wechseln mit den bunten, provisorischen Standarten der Streikenden.

Einzelne Banner tragen die Inschrift: „Wir streiken nur aus Prinzip“, eine Andeutung, dass Arbeiter aus gewissen Berufskreisen die Arbeit eingestellt haben, nicht um ihre eigene Lage zu verbessern, sondern nur, um den Forderungen der Dockarbeiter erhöhten Nachdruck zu verleihen.

Das Bild wird allmählich immer dramatischer. Aus Hökerläden und Garküchen kommen Männer und verteilen Proviant unter die Zugteilnehmer. Die Volksmenge jubelt ihnen Beifall zu und die Streikenden geben ihren Dank in einem „Hurrah“ Ausdruck. Der Hurrahruf pflanzt sich weiter fort und bald rollt er donnernd über die ganze endlose, schwarze Linie hin. Einige Minuten herrscht eine Bewegung, die wohl ahnen lässt, was eine grosse Volksmasse zu bedeuten hat, wenn sie von einem Gedanken beherrscht, von einem Gefühle beseelt ist . . .

Wir folgen dem Nachtrupp der Streikenden auf dem düstern Marsche durch die City, über die London Bridge und durch Southwark bis wieder zurück nach Whitechapel, und gewinnen dabei vielleicht einen tieferen Einblick in das Londoner Volksleben, als wenn wir das dicke Buch durchstudiert hätten, das daheim auf dem Schreibtische liegt. Wir fangen an zu begreifen, das kein Buch eine Vorstellung geben könne, was Londoner Arbeiterelend zu sagen hat. Es ist in der That ein überwältigendes Schauspiel, das man mit eignen Augen gesehen haben muss. Kommt Unsereiner am späten Abend heim, ohne den ganzen Tag über etwas andres als ein leichtes Frühstück verzehrt zu haben, so kann er allenfalls ahnen, wie sich ein Dockarbeiter befinden mag, der durch

die Strassen Londons vielleicht eine Woche lang mit fast leerem Magen gewandert ist.

Am nächsten Morgen trifft ein Brief ein. Er rührt von einer Person her, die der Streikleitung der Dockarbeiter nahe steht. „Für den, der nicht selbst unter den Streikenden lebt, ist es fast unmöglich, sich die Lage vorzustellen. Die eingesammelten Geldmittel sind fast gänzlich aufgebraucht worden, um die aus dem Lande Zugereisten wieder nach Hause zu befördern, um sie nicht aus Unbekanntschaft mit den Verhältnissen zu Streikbrechern werden zu lassen. Hafen- und Dockarbeiter haben nun ihr gesamtes Hab und Gut versetzt, haben mit ihren Familien seit vier oder fünf Tagen, ja manche schon eine ganze Woche lang gehungert und sich ausserdem durch das endlose Umhermarschieren erhitzt und ermattet. Das ganze Eastend sympathisiert mit ihnen und ihre Anzahl ist jetzt enorm. Was ist zu erwarten, wenn die Dockgesellschaften nicht bald nachgeben? Diese Arbeiter, die den gewaltigsten Streik organisiert haben, den London je gesehen hat, gehören ja zum „Bodensatz der Gesellschaft“! Es sieht aus, als wollte sich das ganze Eastend erheben und nach Westen zu marschieren . . .“

* * *

Einer der dienstbaren Geister des britischen Parlaments zeigt uns den Weg quer über den Rasenplatz vor dem Unterhause durch das majestätische, mit phantastischer Skulptur geschmückte Spitzbogenthor nach der Westminster Hall und eine Steintreppe

hinauf in die Halle selbst, rechts vom Haupteingange. Wir kommen hierbei nach einem kleineren Saalbau, der der Westminster Hall erst unlängst angefügt wurde . . . mit andern Worten, wir werden in den „*Grand Committee Room*" des britischen Parlaments gewiesen, worin augenblicklich „*The Royal Commission on Labour*" seine Sitzungen abhält.

Da wir kurz vor zwölf Uhr eingetreten sind und die Verhandlungen bis gegen vier Uhr des Nachmittags andauern werden, können wir ohne Gewissensbisse einige Minuten den äusseren Anordnungen widmen, die nicht ohne besonderes Interesse sind, denn man könnte dieses Komiteezimmer mit Fug und Recht den Beichtstuhl des industriellen Englands nennen.

Mitten in dem ziemlich geräumigen Saale steht ein schmaler Tisch, den man, bildlich ausgedrückt, in die Form einer Ellipse gebogen hat. An der Schmalseite dieses Tisches oder dieser Schranke befindet sich ein enger Durchgang, durch den man ins Innere der Ellipse gelangt, worin zwei kleinere viereckige Tische und einige Stühle stehen. An einem dieser Tische sitzt, von mächtigen Büchern umgeben, der Schriftführer des Komitees. Am andern sitzen zwei Stenographen mit dem „Zeugen", den das Komitee gerade an- oder eigentlich verhört. Die Mitglieder des Komitees sitzen natürlich dem Innern der Ellipse zugewendet. Der unglückliche „Zeuge" befindet sich also buchstäblich in dem einen Brennpunkte einer mathematischen Figur, die von den geehrten und hochachtbaren Mitgliedern des königlichen Komitees gebildet wird. Der, der aufgerufen war, um Bescheid zu geben und Fragen

über den derzeitigen Zustand des industriellen Englands zu beantworten, hat hier das Komitee vor sich, hinter sich und auf allen Seiten; wenn er aus dem einen Himmelsstriche einen Regenschauer von Fragen hat über sich ergehen lassen, überfällt ihn plötzlich ein ähnlicher Platzregen von andrer Richtung her, so dass er sich mit seinem Stuhle wie eine Wetterfahne drehen muss, um dem Fragenden nicht etwa mit dem Rücken zugewendet zu antworten . . . denn dieser könnte ja ein mächtiger Magnat oder gar ein amtierender Minister sein. Die Unbehaglichkeit für den „Zeugen“ ist hiermit übrigens noch nicht erschöpft. Auge in Auge sitzt er einem Stenographen gegenüber, der mit unerbittlicher Unparteilichkeit den Verhandlungen des britischen Parlaments jedes Wort einverleibt, das der Unglückliche hier fallen lässt; und ausserhalb der Schranke an der einen Längsseite des Saales befindet sich ein Tisch mit einem Dutzend Berichterstattern, die dafür sorgen, dass ganz Grossbritannien noch am nämlichen Abend oder spätestens am folgenden Morgen weiss, was die Betreffenden zu sagen oder zu antworten hatten.

Wir finden zwölf bis dreizehn Komiteemitglieder rund um die Schranke. Der Graf von Derby, ein stattlicher, behäbiger Graukopf mit aristokratischer Nase und sanfter Stimme, offenbar aber ohne besondre Kenntnis der Arbeiterfrage, führt den Vorsitz. Wurde ein neuer Zeuge aufgerufen und hatte dieser im Brennpunkte der Ellipse Platz genommen, so eröffnet Lord Derby das „Verhör“, indem er eine Reihe von Fragen stellt, die der intelligente, junge Schriftführer ausgearbeitet und für ihn niedergeschrieben hat. Sind

diese glücklich beantwortet, so fragt der Vorsitzende mit ermunterndem Lächeln, ob der Betreffende noch etwas auf dem Herzen habe, was er zur Kenntnis des Komitees zu bringen wünsche. Nicht selten bildet diese Einladung das Signal zur Abhaltung eines wohlüberlegten, interessanten, von Thatsachen und Zahlen wimmelnden Vortrags. Ist der Zeuge selbst Arbeiter, so erhält man vielleicht binnen zehn Minuten besseren Bescheid über Lohn- und Arbeitsverhältnisse in einem gewissen Arbeitsfache, als man sich sonst durch wochenlange Studien in Urkunden oder durch persönliche Befragung zu beschaffen vermöchte. Diese Zeugen sind nämlich meist beauftragte Vertreter der Bevölkerungsklassen, deren ökonomische Verhältnisse zu untersuchen und über die zu berichten die besondre Aufgabe des Komitees ist. Ist der Zeuge Kapitalist oder etwa Direktor einer grossen Unternehmung, dann hat man wieder die beste Gelegenheit, kennen zu lernen, wie derselbe Zweig der Arbeiterfrage, über den vielleicht eben vorher ein Arbeiterzeuge gesprochen hatte, sich vom Standpunkte der wohlgeborgenen Mittelklasse aus ausnimmt.

Sind in dieser Weise die Einleitung, das allgemeine Verhör und die eignen Aussagen des Zeugen zu Protokoll genommen, so folgt ein dritter, nicht weniger interessanter Teil der Verhandlungen. Der Zeuge wird, figürlich gesprochen, den übrigen Komiteemitgliedern ausgeliefert, um von dem verschiedenen Standpunkte der betreffenden Herren gründlich ins Kreuzverhör genommen zu werden. Eine Merkwürdigkeit an diesem englischen Arbeiterkomitee ist es nun, dass darin wirklich sehr verschiedene Gesichtspunkte vertreten sind.

Sir John Gorst, unter Lord Salisburys Regierung Unterstaatssekretär für Indien und Vertreter Englands bei der Arbeiterkonferenz in Berlin, beschäftigt sich dabei mit staatssozialistischen Fragen und sondiert die Haltung der Zeugen gegen diese. Der bekannte Nationalökonom, Professor Marshall — ein kleiner, kränklicher Mann mit Denkerstirne — stellt Fragen, die den scharfen Blick des wissenschaftlichen Nationalökonomen für die letzten Ursachen der sozialen Erscheinungen verraten. Zuweilen geraten die Zeugen hierdurch in schwere Verlegenheit, denn das sind im allgemeinen Leute, die die Sachen nur „praktisch" an- und auffassen und sich um „die letzten Ursachen" keinen Deut bekümmern. Da kommt es dann vor, dass eine scheinbar sinnlose Frage des Professors Marshall aufs unbarmherzigste die Haltlosigkeit einer ökonomischen Phrase an den Tag bringt, einer Phrase, die wir im gewöhnlichen Leben als unverfälschten *common sense* zu acceptieren pflegen. — Von Grosskapitalisten besitzt das Komitee wenigstens ein Dutzend; diese sorgen gewissenhaft dafür, dass die Arbeiterzeugen nicht eher loskommen, als bis das Arbeitgeberinteresse eine *fair chance* gefunden hat, sich zu rechtfertigen. Gleichwohl giebt es keine Komiteemitglieder, die mit grösserer Energie ihre Berechtigung ausnützen, die Zeugen zu zwingen, sich zu erklären, ihre Behauptungen zu verteidigen oder ihre Schilderungen aus dem Leben mit weiteren Einzelheiten zu bekräftigen, als die sieben tradesunionistischen Teilnehmer an dieser Untersuchung. Besonders zeichnen sich aber ein gewisser Tom Mann, der Vertreter der Dockarbeiter, und Henry Tait, der Vorsitzende des Vereins der

schottischen Eisenbahnarbeiter, durch ihre Zähigkeit aus, die kapitalistischen Zeugen zum Farbebekennen gegenüber der Fachvereinsbewegung zu zwingen. In der Sitzung, der wir beiwohnen, entbrennt ein eigentümlicher Zweikampf zwischen jenem Tait und einem eben vernommenen Zeugen, dem Direktor einer der grössten Dockgesellschaften Londons. Der Arbeitervertreter will wissen, ob der Herr Dockdirektor bereit ist, im Falle einer Lohnstreitigkeit mit seinen Arbeitern mit dem erwählten Vertreter derselben, ob dieser nun eigner Lohnempfänger des Dockdirektors ist oder nicht, in Unterhandlung zu treten. Der Dockdirektor hat in seiner Antwort auf Lord Derby's Fragen angedeutet, dass er nicht willig sei, in einem solchen Falle mit jemand zu verhandeln, der bei ihm nicht in Lohn und Arbeit stände. Tait wünscht diesen Satz in Form eines unzweideutigen Ausspruchs ausgedrückt zu sehen und weist gleichzeitig auf einige Konsequenzen einer solchen Taktik der Arbeitgeber hin. Der Direktor zögert und giebt ausweichende Antwort . . . es wird ihm wahrscheinlich plötzlich klar, dass wir (d. h. wir in England) in einer Zeit leben, wo es unbehaglich werden kann, dem Unwillen gewisser Arbeitgeber gegen die Fachvereinsbewegung einen zu einseitigen und rücksichtslosen Ausdruck gegeben zu haben. Der Arbeitervertreter wiederholt inzwischen seine Frage mit mehr und mehr unzweideutiger Fassung. Er wiederholt sie ein dutzendmal und erhält ebensoviele Male eine ausweichende, nichtssagende Antwort. Im Saale ist's totenstill geworden. Die übrigen Komiteemitglieder zeigen plötzlich eine starke Neigung zu innerer Beschaulichkeit. Die Stenographen

und Reporter arbeiten atemlos, um das Ergebnis des eigenartigen Duells zu verzeichnen. Der Direktor dreht und wendet sich auf seinem Stuhle und wird feuerrot; was er zu Lord Derby gesagt hat, kann er nicht zurücknehmen und kann sich auch nicht weigern, dem Regierungskomitee in einem so einfachen und doch wichtigen Punkte zu antworten. Endlich kommt die verlangte Antwort: „Nein, nicht willig . . .“ Das Stillschweigen währt eine Minute, während der man nur das Federkritzeln der Stenographen und Journalisten vernimmt. Tait bringt sein „*Thank you*“ etwas ironisch heraus. Lord Derby lächelt aristokratisch: „*Much obliged to you!*“ — Der Zeuge kann gehen, und in der nächsten Sekunde wird ein weiterer hereingerufen.

In dieser Weise hat England schon seit Anfang des Jahrhunderts — und auch noch früher — periodische Selbstbetrachtungen angestellt . . . . Untersuchungen über sein eignes sozialökonomisches Ich. Jede bedrohliche sozialpolitische oder nationalökonomische Erscheinung, die in Verlauf von Englands wunderbar schneller und grossartiger Entwickelung vom Handwerk und von der Hausindustrie zur maschinentechnischen Grossproduktion und zum Fabriksysteme aufgetreten ist, hat Anlass gegeben zur Berufung eines „königlichen Komitees“, das Hunderte von „Zeugen“ verhörte und dann seine Wahrnehmungen in einem mehr oder weniger kolossalen „Blaubuche“ niederlegte. Diese Blaubücher enthalten die ökonomischen Bekenntnisse Englands, die in ihrer Rousseau’schen Aufrichtigkeit oft grässlich zu lesen, doch stets unendlich lehrreich sind. Ohne diese weitläufigen Untersuchungen — manches Arbeiterkomitee hat mehrere Jahre hindurch

„getagt" — und ohne diese dickleibigen Foliobände mit Berichten, Zeugenverhören und statistischen Tabellen hätte Englands nationalökonomische Gesetzgebung nicht das werden können, was sie heutzutage ist, und die englische Nation hätte ohne jene Bemühungen nicht den Grad nationalökonomischer Bildung erreichen können, in Vergleich zu der viele andre Nationen nationalökonomisch als . . . Barbaren erscheinen.

* * *

Durch Kardinal Manning's Tod verlor England nicht nur einen hervorragenden Prälaten und Staatsmann. Auch die englische Arbeiterbewegung — ich gebrauche das Wort hier in seiner umfassendsten Bedeutung für jede vorbedachte, praktische Bestrebung, die soziale Stellung der Arbeiter innerhalb der Gesellschaft zu verbessern — verlor in ihm einen mutigen und einflussreichen Gönner. Dank seiner verfeinerten Intelligenz, seiner auch auf nationalökonomischem Gebiete umfassenden universellen Bildung, war Manning eine Persönlichkeit, deren Äusserungen über soziale Fragen ein aufmerksames Ohr auch bei denen fanden, die in andern Hinsichten seine Gegner waren. Es erscheint ganz undenkbar, dass der gelehrte Forscher und glänzende Kirchenfürst, der den grössten Teil seines Einflusses in England thatsächlich nur dem Adel seines Charakters zu verdanken hatte, andre als die erhabensten Motive gehabt haben könnte, als er sich durch einen Ausspruch, wie den folgenden: „Der hungernde Mensch hat ein natürliches Anrecht auf das Brot seines Nächsten; dieses natürliche Recht ist so tief begründet, dass es allen positiven Eigentums-

gesetzen weit voransteht", vielseitig blossstellte. Manning war es, der eine von praktischer (zum Unterschiede von rhetorischer) Menschenliebe durchglühte *Plea for the worthless* (Streitschrift für die Unwürdigen) verfasste. Nur weil kein Grad leiblicher oder geistiger Erniedrigung seine praktische Sympathie für einen Mitmenschen zu beeinflussen vermochte, nimmt er — der katholische Erzbischof und Kardinal in seinem protestantischen Vaterlande — jetzt einen Ehrenplatz in der Geschichte der modernen Fachvereinsbewegung ein. Die Londoner Dockarbeiter betrauern in Manning einen wirklich einsichtsvollen und aufrichtigen Helfer in der Not. Kein nur sentimentaler — wenn auch noch so christlich sentimentaler — Rhetoriker hätte in so ehrenvoller und erfolgreicher Weise die praktische Feuerprobe bestanden, die Sache der erhitzten, hungernden und tiefstehenden Dockarbeiter gegen eine so herz- und hirnlose Maschinerie wie die Londoner Dockgesellschaft zu vertreten.

Wie alle Männer von positiv-religiösem Glauben stellte auch Manning das geistige Leben des Menschen und dessen Umgang mit Gott unendlich viel höher als dessen materielles Leben. Charakteristisch für seinen Standpunkt ist jedoch seine Ansicht von dem Abhängigkeitsverhältnisse zwischen dem materiellen und dem geistigen Leben des Individuums. Hier zeigt sich diese religiöse Auffassung mit einer scharfen Betonung des Satzes, dass schon das materielle Gesellschaftsleben mit Hinsicht auf das Recht aller, ein wahres religiöses Leben führen zu können, organisiert sein müsse, sonst erscheine es als notwendige Folge, dass schon das ökonomische Gesellschaftssystem ge-

wisse, und vielleicht die meisten Menschen von einer wahren, zeitgemässen religiösen Lebensthätigkeit ausschliesst.

Wir wollen unterscheiden zwischen Mittel und Zweck im Menschenleben, zwischen dem, was eine notwendige Voraussetzung für dasselbe, und dem, was am wichtigsten und bedeutungsvollsten in ihm ist. Wohnstätte, Kleidung und hinreichende Nahrung sind notwendige Vorausetzungen für das Leben des Menschen. Das wichtigste und bedeutungsvollste für letzteren aber ist, dass er seine religiösen Kräfte und Fähigkeiten entwickelt und übt. Das wahre religiöse Leben darf nämlich keineswegs als ein individualistisches, nur innerer Einkehr gewidmetes, von der „Welt" abgewendetes geistiges Leben betrachtet werden, das nur gewisse Seiten der geistigen Natur des Menschen entwickelt; das religiöse Leben des Menschen besteht vielmehr darin, dass er seine geistigen Fähigkeiten in einer, mit den Geboten der Menschenliebe vereinbarten Weise auszubilden und zu üben strebt. Seine Intelligenz und seine Talente müssen zu selbständiger Bethätigung gelangen; er muss vielfältigen Umgang pflegen und mit Seinesgleichen in geistigen Austausch treten; er muss bei diesem Umgange Gelegenheit finden, seine Sympathien, seine religiösen Fähigkeiten, seine selbstlosen Neigungen und seine Menschenliebe weiter zu kräftigen. Geniesst er diese geistigen Vorteile nicht und trägt er nicht dazu bei, dass andre Menschen desselben Genusses teilhaftig werden, so entbehrt sein Leben alles religiösen Gewichtes und Wertes. Seinem Leben fehlt jeder religiöse Zweck und Inhalt.

Auf Grund einer solchen religiösen Anschauung lehrte und lebte Kardinal Manning als „christlicher Sozialist“.

„Se. Eminenz Henry Edward Manning, Kardinal-Erzbischof von Westminster“, hatte in Harrow und in Oxford dieselbe Ausbildung genossen, wie jeder junge Engländer aus den besseren Kreisen, und war schon zu einer hervorragenden Stellung in der englischen Staatskirche aufgestiegen, ehe er zum römisch-katholischen Bekenntnisse übertrat und von neuem die priesterliche Laufbahn anfing, die ihn zu einer so glänzenden Stellung führen sollte. Bevor Manning Katholik wurde, war er verheiratet gewesen, doch starb seine Gattin schon nach kurzer, glücklicher Ehe. Man sagte deshalb von Manning, dass er seit mehreren hundert Jahren der erste römische Kardinal gewesen sei, der in gesetzlicher Ehe gelebt hätte.

Äusserlich war Kardinal Manning hochgewachsen und von gerader, imponierender Haltung, doch auffallend hager. Sein ungemein bleiches, fast fleischloses Gesicht mit der pergamentähnlichen, von zahllosen Runzeln gefurchten Haut verlieh ihm das typische Aussehen eines Asketen. Die trotz ihrer scharfen Ausmeiselung seelenvollen und milden Züge, sowie der tiefe, von glühender Menschenliebe zeugende Blick, gab der Persönlichkeit des genialen Kirchenfürsten doch eine Vertrauen erweckende Wärme, die niemals verfehlte, einen tiefen Eindruck auf die unzähligen Menschen aus allen Gesellschaftsklassen und aus fast allen möglichen Bekenntnissen zu machen, mit denen er so eifrig arbeitete, um den sozialen und geistigen

Notstand zu bekämpfen, von dem er sein Vaterland heimgesucht sah.

Nichts konnte mehr charakteristisch sein für die Aufrichtigkeit der Bemühungen des Kardinals Manning um die zeitliche und geistige Wohlfahrt der Arbeiter, als das gute Einvernehmen und der beständige Gedankenaustausch, die stets zwischen ihm und den Führern der neuen englischen Arbeiterbewegung herrschten: den John Burns, Tom Mann und Ben Tillet . . . Männern, die mit ihm gewiss keine andre Überzeugung gemein hatten als die, dass das soziale Elend ein Übel ist, das auf dem Wege der Arbeiterbewegung bekämpft werden müsse.

Welch durchgreifender Kontrast zwischen einem Manning und einem Burns! Der letztere, von kleiner Gestalt, breitschulterig und von dunkelm Teint, ist der Typus für einen Mann der That, wie ein solcher zum Glück gar nicht so selten aus den niederen Volksschichten hervorgeht. Obwohl der Geburt nach nichts andres als der Erbe des farblosen, durch Entbehrung verdüsterten Daseins des gewöhnlichen Arbeiters, hat sich der Mann doch mit übermenschlicher Anstrengung durch Studien und Reisen eine umfassende Bildung erworben und sich zu einer öffentlichen Stellung emporgeschwungen, in der seine riesige Arbeitskraft und sein absolut selbstloser Charakter ihn zu einem der nützlichsten und unentbehrlichsten Mitbürger im modernen England gemacht haben.

Besucht man den „ehrbaren John“, wie die Arbeiter ihn nennen, in seinem kleinen Wohnhause in Battersea und ist man ihm zufällig dafür bekannt, dass man sich ehrlich für „die Emanzipation des vierten

Standes“ interessiert, so kann man den ebenso offenherzigen und gutmütigen, wie energischen Arbeiterführer und Gemeindevertreter in seiner derb humoristischen Weise erzählen hören, wie er sich unzählige Male das Mittagsbrod hat versagen müssen, um nationalökonomische Bücher zu kaufen, und wie er in der Regel gezwungen war, nach harter Tagesarbeit die Nachtruhe zu opfern, um jene lesen zu können. Mit eigentümlichen Gefühlen mustert man darauf gewiss die Bücherbretter in John Burns' äusserst anspruchslosem Arbeitszimmer. Lebenden und toten Nationalökonomen begegnet man hier in Menge; Carlyle und andre Philosophen mit einem Auge für die innere Gesetzmässigkeit des Gesellschaftslebens vermisst man hier ebensowenig; am zahlreichsten ist jedoch die soziale Tageslitteratur vertreten: Statistik, Blaubücher, Fachvereinsschriften, Abhandlungen über den Normalarbeitstag, sozialistische Broschüren und Zeitungen. — „Ja, ich habe alles gelesen, was Sie hier sehen!“ bemerkte Burns einmal zu einem Interviewer. „Ausdauernde Studien, strenge Arbeit und eine sparsame Lebensweise allein haben mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Der Dokumentenschrank da enthält das Material zur Geschichte der Arbeiterbewegung in England während der letzten fünfzehn Jahre. Ich bin behilflich gewesen, nahe an hundert Fachvereine zu organisieren, und habe an etwa vierzig Streiks teilgenommen. Da galt es zu lernen und emsig zu studieren . . . das kann ich Ihnen sagen.“ Für den Bildungseifer des Mannes ist es gewiss bezeichnend, dass er nach einem Jahre mit besonders gutem Arbeitsverdienst seine ganzen Ersparnisse auf eine sechsmonat-

liche Reise durch Europa verwendete, eine Reise, bei der er sich nicht darauf beschränkte, politische und soziale Verhältnisse zu studieren, sondern während der er seine Aufmerksamkeit auch Kunstsammlungen, Museen und Bibliotheken zuwendete.

John Burns ist ein vortrefflicher Redner, dem es selten missglückt, alle Zuhörer mit seinem eigenen Enthusiasmus für die ihm am Herzen liegende Sache anzustecken. Er ist der Mann des öffentlichen Wortes mit der seltenen Gabe, nicht nur die Aufmerksamkeit einer hungernden, erregten Masse von Dockarbeitern bei einem Meeting unter freiem Himmel zu fesseln, sondern auch die einer Versammlung feindlich oder doch skeptisch gesinnter Staatsmänner in dem Sitzungssaale des Parlaments. In seinem rednerischen Talent hat John Burns nur einen Mitbewerber unter den Männern, die im Verein mit ihm „die neue Fachvereinsbewegung“ seit dem grossen Londoner Dockarbeiterstreik des Jahres 1889 geleitet haben. Dieser nächstbeste Redner der englischen Arbeiterdemokratie ist Tom Mann. Gleich John Burns ist er von Beruf Maschinenarbeiter, und ebenso wie Burns hat er es allein seinem eignen Verlangen nach gründlichem Wissen zu verdanken, dass er jetzt in gewissen sozialen und munizipalen Fragen als eine der zuverlässigsten englischen Autoritäten anerkannt ist. Man kann Tom Mann ebenso oft in den politischen Klubs und den Salons des Westends, wie an den Docks und den Strassenecken des Eastends reden hören, und an beiden Orten lauscht man ihm mit gleicher Aufmerksamkeit, denn er ist der Mann, *who has got something to say.* Diese englischen Arbeiterführer sind im Herzen

gewiss alle Sozialdemokraten, deshalb aber nicht etwa Leute, die nur mit allgemeinen Redensarten um sich herumwerfen, oder sich damit begnügen, hypothetische Zukunftsmusik zu bieten. Sie sind, dank ihrer ehrlichen intellektuellen Arbeit, gründliche Kenner alles dessen, was die ökonomischen Interessen der Arbeiterwelt angeht. Sie werden auch von ihren prinzipiellen Gegnern geachtet und geschätzt, denn sie geben verlässliche Auskunft über jene Verhältnisse und sind stets bereit, bei jeder Art von Reformarbeit mitzuhelfen.

Tom Mann ist eine mittelgrosse Erscheinung, schlank aber kräftig gebaut und zählt zur Zeit achtunddreissig Jahre. Mit seinem kurzgeschorenen schwarzen Haar, dem borstigen Schnurrbart, sowie mit seinen eckigen Zügen und den tiefliegenden dunkeln Augen erinnert er äusserlich weit mehr als John Burns an den charakteristischen, durch harte Lebensbedingungen geschaffenen „Proletariertypus“. Wer ihn aber jemals hörte, wenn er von der Tribüne eines der grossen Versammlungslokale Londons herab seinen genialen Entwurf für Umgestaltung des weitläufigen, doch schlecht angeordneten Docksystems Londons mit glänzender Beredtsamkeit darlegte, der kann gar nicht zögern, ihn für einen Mann mit ungewöhnlichen Anlagen anzusehen, unter denen eine grosse logische Klarheit und eine grundehrliche Hingebung für die Unterdrückten den hervorragendsten Platz einnehmen.

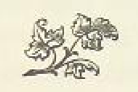
Anders liegt es mit dem kleinen, schmächtigen, blonden Ben Tillet, von dem man sich nur schwer vorstellen kann, dass er vor noch nicht so vielen Jahren selbst wirklich Hafenarbeiter gewesen ist. Er

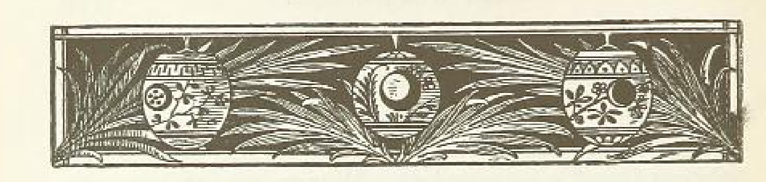
gehört vor allem offenbar zu den Gefühlsmenschen und ist als solcher imstande, durch seine Reden einen bedeutenden Einfluss auf seine Zuhörer aus der Arbeiterklasse auszuüben. Er liebt es, zu diesen in Bildern und in einer Ausdrucksweise zu sprechen, die deren eigner alltäglichen Redeweise entnommen ist. Man vermisst an ihm jedoch Mann's und Burns' durch mühevolle Arbeit gewonnene intellektuelle Gediegenheit und Selbständigkeit. Tillet nähert sich mehr dem Typus des festländischen Arbeiterführers. Seine Stärke ist mehr die Agitation als die Organisation, ein Umstand, der es erklärt, warum die öffentliche Meinung in England weniger geneigt ist, ihm dieselbe willige Aufmerksamkeit zu schenken, wie den zwei erstgenannten Arbeiterführern.

Charles Dickens' geflügeltes Wort: „*Now, sir, what I want is facts*", ist im modernen England zur Losung für alle sozialreformatorischen Bestrebungen geworden. Die allgemeinen Theorien und die Zukunftsmusik giebt es daselbst zwar ebenfalls, sie sind aber in den Hintergrund gedrängt, um den mehr praktischen Aufgaben Platz zu machen. Der Sozialismus ist ohne Zweifel ein lebendiger Faktor im modernen England, er lebt aber nicht als nebelhafte Hypothese, sondern als der Geist der handelnden Kraft, der tausendfache energische Bemühungen zur Durchführung praktischer Reformen beseelt. Der Sozialismus hat unter den gebildeten und intellektuell überlegenen Klassen in England eine weitere Verbreitung gefunden, als in jedem andern Lande. Einer der hervorragendsten Dichter Englands, William Morris, leiht seine Feder, einer der besten Künstler Englands,

Walter Crane, seinen Zeichenstift der sozialistischen Propaganda, und eine der einflussreichsten, sozialreformatorischen Vereinigungen, die *Fabian Society*, zählt fast ausnahmslos Mitglieder aus den gebildeten, höheren Gesellschaftskreisen. Wer zu wissen wünscht, wie es komme, dass der Londoner Grafschaftsrat und verschiedene Mitglieder der liberalen Regierung für ökonomische, offenbar von rein sozialistischem Geiste diktierte Reformen thätig sind, der braucht sich nur an die *Fabian Society* zu wenden.

Der englische Sozialismus hat schon seit langer Zeit aufgehört, rote Fahnen zu schwenken und auf den Strassen zu lärmen. Er hat sich zu einer weitverzweigten Kraft verwandelt, die im Stillen, wo man es am wenigsten ahnen möchte, eine langwierige, schwere Arbeit verrichtet . . . zu einer Kraft, die nur langsam, doch wirklich praktisch und mit voller Siegesgewissheit weiter wirkt.





Eindrücke aus der Häuslichkeit.

Obwohl die Engländer ihr volles Mass seltsamer Eigenheiten bescheert bekommen haben, bilden sie doch in einer Hinsicht keine Ausnahme von einer weithin giltigen Regel: sie sind ganz wie die Deutschen, die Franzosen und die Skandinaven absolut nicht imstande, sich ein besseres, reineres häusliches Leben als ihr eignes zu denken. Ja, es wäre gewiss gar nicht unberechtigt zu behaupten, dass das bei den Engländern noch mehr zutrifft, als bei irgend einem andern Volke.

Die stärkste Seite John Bulls ist nämlich die Fähigkeit, sich selbst und was zu ihm persönlich gehört, zu lieben, hochzuschätzen und zu bewundern. In zweiter Linie gilt seine Sympathie den Mitgliedern seiner Familie. Im übrigen interessiert er sich für andre Menschen und deren Angelegenheiten genau in dem Masse, wie sein praktischer Verstand ihm verrät, dass sie einen mehr oder weniger tiefreichenden Einfluss auf sein eignes Dasein ausüben. Das ist der Grund, weshalb der Engländer so grotesk und tölpelhaft erscheint, wenn er sich auswärts auf Reisen be-

findet, und so überraschend gutmütig und angenehm in seinem eignen Heim auftritt. Die Gewohnheit, alles mit Kälte und Geringschätzung zu betrachten, was nicht ein Stückchen seines eignen Ich oder ein Element in seinem eignen Leben ist, verleitet ihn, bei seinen Reisen auf dem Kontinente den spezifisch englischen Engländer zu spielen; und das mit einem recht plumpen Selbstbewusstsein und einer Hochnäsigkeit, die zuweilen beleidigend werden müssen.

Um gerecht zu sein, muss man jedoch daran erinnern, dass die Engländer im Londoner Gesellschaftsleben sich fast genau so steif und hölzern benehmen, wie unter lauter Fremdlingen auf dem Festlande. Bloss und allein in seinem eignen Hause befriedigt der in besseren Verhältnissen lebende englische Durchschnittsmensch die kontinentalen Ansprüche auf behagliche Lebensart.

So abnorm voll von Respekt vor sich selbst und seinem Heim ist Freund John Bull. Ihm fehlt jede geistige Geschmeidigkeit und das Vermögen, das Fremde, das Nichtenglische im Leben der Gegenwart, sympathisch zu beurteilen. Dagegen bemüht er sich krampfhaft, in „*common sense*“ und moralischer Gediegenheit zu glänzen. Es giebt keinen Menschen, der sich so wenig wie er darum bekümmert, der Welt eine angenehme Aussenseite zu zeigen. Nur dadurch, dass man seine Freundschaft gewinnt und mit ihm in seinem Haus und Heime lebt, lernt man seine andern vortrefflichen Eigenschaften allmählich richtig kennen und schätzen.

* * *

Was vielleicht den stärksten und nachhaltigsten Eindruck auf jeden ausländischen Beobachter des häuslichen Lebens in England macht, ist die erstaunliche Vollkommenheit, womit alles — von den Dienstleuten bis zu den Vorlegemessern — seinem speziellen Zwecke angepasst ist, sowie die nicht minder bewundernswerte Glätte und Anstosslosigkeit, womit das Ganze arbeitet. Englischer Komfort bedeutet, dass man zur Befriedigung jedes, auch des geringsten zivilisierten Lebensbedürfnisses über ein besondres menschliches oder mechanisches Hilfsmittel verfügt, und dass das ganze verwickelte Zubehör seinen Dienst so methodisch, gleichförmig und lautlos versieht, wie die kleinen modernen Gasmaschinen, die in Londons grossen Materialgeschäften den Kaffee mahlen. Das vermögendere englische Haus ist deshalb vollgestopft von Hausratsgegenständen und überfüllt von Dienstpersonal. Dieses Prinzip der Arbeitsteilung im häuslichen Leben tritt uns schon in der Einrichtung des Wohnhauses selbst entgegen. Ein City-Kaufmann mit etwa 50000 Mark Einkommen bewohnt eine hübsche, solid gebaute kleine Villa im westlichen oder nordwestlichen London, die ihm mindestens 5000 Mark Jahresmiete kostet und zehn bis vierzehn Zimmer enthält. Zu oberst in den malerischen unregelmässigen Dachanbauten befinden sich die Schlafräume der Dienerschaft. Darunter haben Hausherr und Hausfrau ihre hellen, geräumigen Schlafzimmer, nebst Badekabinet und Ankleidezimmer. In derselben Etage liegen die Kinderstube, die Schlafräume der erwachsenen Kinder und ein oder zwei Fremdenzimmer. Alle diese englischen Schlafgemächer besitzen die Eigentümlichkeit, dass sie im strengsten

Sinne des Wortes nichts anders als Schlafräume sind. Es ist für den Besucher eine physische Unmöglichkeit, einen Brief im Gastzimmer zu schreiben, denn dieses enthält nichts als ein prächtiges eisernes Bett, einen Tisch mit Marmortafel und gewaltigem Waschbecken nebst Wasserkannen, ein grosses, flaches Gefäss zu kalten Abreibungen, eine Toilette mit Spiegel, einen Kleiderschrank und einige Stühle. Das Bett steht alle Zeit für die Nacht zurecht gemacht; es erst des Abends zum Schlafen vorzurichten und den Tag über mit einer dekorativen Decke zu verhüllen, ist in England eine unbekannte Sache. Das Waschgestell ist kein sog. Lavoir, das zusammengeschlagen werden könnte und dann wie ein ehrbarer Mahagonischrank aussieht. Im Winter fällt es keinem Menschen ein, den Schlafraum etwa zu heizen. Nicht einmal im Schlafzimmer der Herrschaft mit seiner kostbaren und geschmackvollen Ausstattung findet man auch nur ein Möbelstück, das auf ein Kompromiss zwischen Schlaf- und Wohnzimmer hindeutete. Man findet oft nicht einmal die verführerische Chaiselongue, ohne welche die kontinentale Hausfrau ihr Schlafzimmer nicht als fertig möbliert betrachten würde. Ebenso kommt es gar nicht vor, dass die Engländerin am Frühstückstische in einem boudoirartigen Morgenrocke erschiene, ebenso wenig, wie sich der Engländer bei andrer Gelegenheit, als wenn er gleich nach dem Aufstehen des Morgens nach dem Badezimmer spaziert, etwa im Schlafrocke wohl befindet. Es verleiht dem häuslichen Leben in England einen Stempel der Entschlossenheit und Thatkraft, dass jedes Familienglied ohne sybaritisches

Zögern die Arbeitskleidung schon vor dem ersten Frühstück anlegt.

Im Erdgeschoss befinden sich die Wohnräumlichkeiten. Sie bestehen gewöhnlich aus einem Salon oder Besuchszimmer, wenn dieses nicht eine Treppe hoch liegt, aus dem Speisesalon und einem Zimmer, das ein Zwischending zwischen einem Schreib- und einem Herren-Empfangszimmer darstellt. Keiner von diesen Räumen steht mit dem andern in Verbindung; alle haben nur eine einzige Thür nach dem geräumigen, mit Teppichen, Draperien und Kunstgegenständen reich geschmückten Vorsaal. Es ist das eine Anordnung, die wir in „Wohnungen" hausenden Festlandsbewohner schwerlich bequem finden würden. Die Thüren zwischen einer Reihe von Zimmern nicht öffnen und damit bei Bedarf einen grösseren Raum herstellen zu können, ohne die Gesellschaft in isolierte Gruppen zu zersplittern, erscheint uns als ein Nachteil, und das wohl auch mit Recht. In englischen Häusern entsteht nämlich bei Gesellschaften oft ein unleidiges Gedränge, eben weil nur eine, höchstens zwei Räumlichkeiten gleichzeitig zum Empfange von Besuchern dienen können. Der Engländer beharrt jedoch an seinem praktischen Grundsatze, dass Komfort nur im strengsten Auseinanderhalten der häuslichen Obliegenheiten zu finden ist. Bei besondern Gelegenheiten erduldet er gern etwas Gedränge, um im täglichen Leben gewiss zu sein, dass kein Dunst vom Speisesalon ins Vorzimmer dringen kann, und dass alle, die sich nach den schwellenden Polsterstühlen des Schreibzimmers zurückgezogen haben, so gut wie ausser Hörweite für das Piano sind. Im

Grunde ist es ja nur ein Beweis für ein, von allzustarkem Gesellschaftsgeist unbeirrtes Urteil, wenn einer sich sein Heim nach den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens einrichtet und dessen Anpassung für Gesellschaften und Festlichkeiten in zweite Reihe stellt.

Das Charakteristische für ein englisches Familienhaus ist gleichwohl das Dienstpersonal, dessen Anzahl, streng getrennte Obliegenheiten und dessen Verhältnis zu seiner Herrschaft. In einer besseren Familie von vier bis sechs Personen und mit einem Hause von dem vorher angedeuteten Umfange findet man regelmässig fünf bis sieben Dienstleute. Wer nicht durch eigne Beobachtungen kennen lernte, bis zu welch künstlerischer, oder richtiger spitzfindiger Vollendung der Engländer die häusliche Arbeitsteilung zu treiben verstanden hat, wird kaum begreifen können, was diese Heerschar dienender Geister den lieben, langen Tag über eigentlich zu thun hat, zumal wenn der Hausherr und die erwachsenen Söhne vom Morgen bis zum Abend *in business* sind, ohne um die Mittagszeit nach Hause zu kommen, und die Hausfrau nebst den Töchtern jeden Tag drei bis vier Stunden ausgeht, um Einkäufe, Besuche oder Spaziergänge zu machen.

Wir wollen das etwas genauer betrachten. Die Köchin beschränkt gewissenhaft ihre Thätigkeit auf den Einkauf, die Zubereitung und das Auflegen der Speisen (in die Schüsseln, Assietten u. s. w.). Ihre Braten sind in der Regel die schmackhaftesten und ihre Gemüse die geschmacklosesten der Welt. Ihre Puddings sind zuweilen leidlich, ihre Obstkuchen dagegen essigsauer und mit einer Teigkruste von höchst

zweifelhafter Verdaulichkeit überdeckt. Kurz, ihr Speisereglement ist ideenärmer und konservativer als Lord Salisbury's Sozialpolitik und einförmiger als die englische Romanlitteratur. Eher würde sie ihre Stelle kündigen, als ein Kochrezept anwenden, das sie nicht von ihrer Urgrossmutter geerbt hatte. Sie ist mit einem Worte ein höchst einfach konstruierter Automat. — Das Küchenmädchen thut nichts anders, als dass sie scheuert, aufwäscht und das Gemüse zuputzt; das Hausmädchen nichts anders, als dass sie die Schlafzimmer in Ordnung hält; das Kindermädchen, die Kinderfrau und die Gouvernante sind ausschliesslich mit den kleinen und nicht majorennen Kindern des Hauses beschäftigt; das Kammermädchen hat die Aufsicht über die Garderobe der Herrin und über den Wäschevorrat des Hauses; das Hausmädchen Nr. 2 *(the parlourmaid* zum Unterschiede von *the house maid)* beschäftigt sich einzig und allein damit, Wohn- und Empfangszimmer zu stäuben und in Ordnung zu halten, den Tisch zu decken, beim Essen mit zu bedienen und das silberne Tafelgerät zu bewahren; der „Junge“ besorgt Aufträge ausser dem Hause, hilft mit bei Tische aufzuwarten, öffnet den Besuchern die Thür und meldet sie der Herrschaft an; der Kutscher ist eben Kutscher, ihm kommt es aber noch zu, das Schuhwerk zu reinigen und bei Bedarf in Dienerlivree aufzutreten; der Gärtner — wenn sich, wie gewöhnlich in London, ein umfänglicherer Garten an der Villa befindet — verrichtet noch einige schwerere Arbeiten im Hause, wie z. B. das Zutragen von Kohle u. dergl. Diese minutiöse Arbeitsteilung unter der Dienerschaft wird mit pedantischer Genauigkeit eingehalten. Da-

für sind aber auch alle für ihre Aufgabe vorzüglich trainiert und sowohl prinzipiell wie thatsächlich völlig untauglich für die geringste Beschäftigung, die nicht gerade zu ihrem Fache gehört. Wehe dem Fremdling, der so unverständig wäre, von der englischen *parlourmaid* eine Verrichtung zu beanspruchen, die einzig und allein *the house maid* zukäme! Oft genug wird ein Achselzucken und ein geringschätziges Lächeln die einzige Folge seines an die unrechte Person gerichteten Verlangens bleiben.

Diese kleine, wohl disziplinierte, in streng geschiedene Rangklassen geteilte Armee von Dienstleuten steht zu ihrer Herrschaft mehr in einem militärischen, als in familiärem oder patriarchalischem Verhältnisse. Jeder englische Diener trägt ein äusseres „Amtszeichen“, so lange er (oder sie) nicht einen freien Tag hat. Die Dienstmädchen haben stets ein weisses Spitzenhäubchen auf dem Kopfe. Am Vormittage treten sie in hellen Kattunkleidern von gleichmässigem, einfachem, doch recht kleidsamem Schnitte auf, und des Nachmittags erscheinen alle — mit Ausnahme des eigentlichen Küchenpersonals — in ebenso schlichter, schwarzwollener Tracht mit koketten weissen Schürzen. Der Junge hat stets seine kurze, eng anliegende Jacke, deren unzählige kleine, glänzende Messingknöpfe ihm den Spitznamen „*Buttons*“ eingegebracht haben.

Ein englischer Diener redet seine Herrschaft nie an oder antwortet nie, ohne ein „*Sir*“ oder „*Madam*“ hinzuzusetzen. Letzteres Wort wird allgemein zu „*Mam*“ (oder *Mum*) verkürzt, und dieses tonlose, mechanische „*Yes, Mum*“, womit ein englisches Dienst-

mädchen das geringste Wort und den kleinsten Auftrag der Frau des Hauses beantwortet, fasst ziemlich das ganze, zwischen Herrschaft und Dienerschaft in England bestehende Verhältnis zusammen. Es ist ein kühles, mechanisches, sozusagen ausschliesslich geschäftliches Verhältnis ohne die leiseste Spur höheren humanitären Geistes. Erkrankt eine Dienstperson, so wird sie augenblicklich nach dem Krankenhause geschickt, und findet bei ihrer Wiedergenesung in der Regel, dass ihre frühere Stellung schon definitiv von einer Nachfolgerin eingenommen ist. Eigentlich haben die englischen Frauen überhaupt die Gewohnheit, ihre Dienerschaft sehr oft zu wechseln. Wiederholt man seinen Besuch in einem vermögenderen Hause z. B. erst nach ein paar Monaten, so wird man unter der Dienerschaft in der Regel kein einziges von früher bekanntes Gesicht wiederfinden.

Keine Nation legt gewöhnlich so grossen Wert auf feines Tischzeug und eine geschmackvoll zugerichtete Tafel wie die englische. Besteck und Silberzeug erscheinen darauf stets mit äusserster Sorgfalt neu poliert. Alle gläsernen Gegenstände, die auf den Tisch kommen, werden in der letzten Minute noch einmal bestens abgerieben, so dass sie trotz Englands beständig feuchter, fast triefender Atmosphäre immer wie Krystall glitzern. An Blumen fehlt es auf einer englischen Tafel niemals, und oft finden sich, ausser den grösseren Schmuckpflanzen in der Mitte, noch ein paar kleine, reizende Vasen mit einigen besonders hübschen Blumen vor jedem einzelnen Platze. Ganz kleine, geschmackvolle Salz- und Pfeffergefässchen gehören ebenso zu jedem Gedeck. Die eleganten Hülfs-

mittel, um Fisch, Pudding, Dessert und Obst zu essen, sind in England stets von neuerem und pikanterem Schnitt als anderswo — denn gerade hier vollzieht sich die fortwährende „Verbesserung“ dieser Luxusartikel. Engländer waren es auch, die die „Fingerschüsselchen“ mit wohlriechendem Wasser erfanden, um darin die Fingerspitzen abzuspülen, wenn man Obst oder Konfekt gegessen hatte. Bier zu Mittag wird auch beim gewöhnlichen Mittagessen für vulgär gehalten, man trinkt dafür Rotwein mit Wasser. Eigentümlich ist es, dass man jetzt anfängt, den Genuss verschiedenartiger Weinsorten zu verschmähen. Oft hat man wohl bei Beginn der Tafel die Wahl zwischen Rheinwein, Bordeaux und Burgunder, nachher aber bieten weder Wirt noch Diener je Gelegenheit, mit dem Gewählten zu wechseln. Nur das Dessert wird mit einem halben Glase Sherry hinabgespült. Portwein kommt mehr und mehr ausser Gebrauch. Man kann Monate hindurch bei verschiedenen englischen Familien zu Gaste sein, ohne jemals im Ernst ein Glas Portwein angeboten zu bekommen.

Die satyrische Bemerkung, dass die englische Familie sich jeden Abend im Esszimmer niedersetzt, um anderthalb bis zwei Stunden lang ihr „Mittagbrot anzubeten“ *(worship their dinner)*, ist gewiss nicht ohne Berechtigung, man muss indes zugestehen, dass die Engländer unsrer Tage diesen materialistischen Kultus auf höchst verfeinerte Weise und mit würdiger Masshaltung betreiben. Wie bereits erwähnt, verweilen in London der Hausvater und die erwachsenen Söhne gewöhnlich von morgens zehn bis nachmittags fünf oder sechs Uhr in der City. Die Fahrt „hinein“

und „heraus“ erfordert auch je eine halbe Stunde oder noch mehr. Die Mittagsmahlzeit bietet also im Laufe des Tages nicht nur die einzige Gelegenheit zu wirklichem Familienleben, sondern auch die einzige ordentliche Pause in der täglichen Arbeit. Das *Dinner* der Engländer trägt also einen doppelten Charakter: es bildet ein wichtiges Moment im Familienleben des Hausherrn, ebenso aber die grosse Erholungszeit nach einem langen Tage brennenden „Kampfes ums Dasein“. Die beiden Wörter *Dinner* und *Home* vermischen sich in ihrem Sinne auf eigentümliche Weise. Das erstere erhält im Munde des waschechten Engländers einen Anflug von Sentimentalität, die doch eigentlich nur dem zweiten zukäme. Um zu begreifen, was es im Grunde bedeutet, dass die Engländer *a home loving people* sind, muss man wissen, was es sagen will, dass sie als *a dinner loving people* erscheinen.

* * *

Das Verhältnis zwischen Ehegatten, sowie zwischen Eltern und Kindern in England wird dem fremden Beobachter im allgemeinen weniger innig und warm erscheinen, als er es von seiner Heimat her gewöhnt ist. Man hört in einem englischen Hause selten oder nie ein zärtliches Wort oder bemerkt hier vertraulichere Blicke oder Geberden. Die gebräuchlichen Anreden und der Umgangston erscheinen uns auffallend formell und kühl. Eltern und Kinder verkehren mit einander in eigentümlich zurückhaltender Weise . . . mehr achtungsvoll als in tieferem Sinne vertraulich. Da man nun weiss, dass es dem eng-

lischen Charakter keineswegs an Sentimentalität gebricht, fühlt man sich unwillkürlich ein wenig betroffen, gerade da nicht eine Spur davon zu finden, wo man — nach festländischen Begriffen — dieses Gefühl in erster Linie durchbrechen zu sehen gewöhnt ist.

Ja, John Bull kann wohl sentimental sein, die Sache ist nur die, dass er es nie überwinden kann, in seinem Benehmen eine äusserste Gemessenheit zu bewahren. Sogar innerhalb der eignen vier Wände bevorzugt er es, seine weicheren Gefühle und urwüchsigen Neigungen unter einer ruhigen, hergebracht konventionellen Aussenseite sorgfältig zu verbergen. Es würde nach seiner Ansicht höchst *indelicate* sein, selbst im vertrautesten Familienkreise die innersten Regungen seines Seelenlebens zu verraten. Das Leben in einem englischen Hause ist deshalb frei von allen bewegteren, mehr störenden Auftritten; es verfliesst so ruhig und glatt, wie das Leben in einem Hotel ersten Ranges. In jeder Einzelheit zeigt es die deutlichen Spuren einer Einrichtung nach dem Grundsatze, dass minutiöser Komfort und eine möglichst weit getriebene Verfeinerung der konventionellen Aussenseite des Lebens die in erster Linie erstrebenswerten Dinge sind. Dann fällt einem schon jede andere gute moralische und geistige Gabe von allein zu . . . denkt der praktische Weltmann John Bull.

Er ist ungemein verwundert zu finden, dass der Ausländer seine Überzeugung nicht vollkommen teilt. Er begreift unmöglich den berechtigten Einwurf, dass sein häusliches Leben einförmig, um nicht zu sagen, inhaltsleer, dass es zu kühl und farblos ist. Noch weniger versteht er die Befürchtung des kontinentalen

Beobachters, dass jene Verehrung der Etikette und der konventionellen Selbstbeherrschung um ihrer selbst willen auf unsre Neigungen um Leidenschaften ebenso gut verderblich, wie veredelnd wirken kann. Es liegt dem englischen Volke im Blute, dass das Ignorieren des Schlechten und Widerwärtigen der erste und sicherste Schritt zur Vollkommenheit sei. Deshalb findet das Gerücht, dass John Bull ein Heuchler sei, so allerorten Glauben. Er ist auch ohne Zweifel ein Heuchler in hohem Masse; er heuchelt im allgemeinen aber mit der kindlichen Überzeugung, dass das, was wir seine Heuchelei nennen, die erste Stufe auf der Bahn aller Tugenden sei. *So much to good for virtue.* Kommt er auf der Bahn der Tugend auch niemals weiter, als bis zu dieser ersten Stufe, die nur in einem seelenlosen Nachäffen der äussern Formen der Tugend besteht, so gelangt er damit gleichwohl zum Genusse jener wichtigen sozialen Vorteile, die in einem hochzivilisierten Staate dem äusserlich „respektabeln" Mitbürger unbedingt zuteil werden müssen. *So much to good for social success.*

Dieses bis zum Äussersten getriebene Bestreben, im täglichen Verkehr die gute Lebensart höher zu stellen als die Innigkeit, sowie die konventionelle „Respektabilität" höher als ein wirklich gediegenes Seelenleben, wirkt indess in England weniger schädlich, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Der Engländer ist ein kraftstrotzender Arbeitsmensch, der praktische Thätigkeit und abhärtende Vergnügungen liebt. Was sein Seelenleben angeht, so ist dieses von wenig komplizierter Art. Er ist darum auch weniger starken Versuchungen ausgesetzt, wie

sie eine indolentere, weichlichere und mehr ästhetisch veranlagte Nation heimsuchen. Im Zusammenhang hiermit hat er auch die lobenswerte Neigung, allen Individuen, auch denen, die unmittelbar von ihm abhängen, ein reichliches Mass persönlicher Freiheit zuzugestehen, die im Grunde nur durch seine Vorstellung von dem „Respektabeln“ begrenzt wird.

Wer zu wenig Gefühlsinnigkeit in einem englischen Hause zu entdecken glaubt, wird einen gewissen Ersatz für diesen Mangel in dem frischen Geist von Selbständigkeit und von *non interference* finden, der das Verhältnis der verschiedenen Familienmitglieder unter einander auszeichnet. Ein Haus kann ja durch ein Übermass von Zärtlichkeit auch schwül werden. Eine sentimental falsch zielende Elternliebe kann die Individualität der Kinder ersticken. In dieser Beziehung begeht die typische englische Familie der Mittelklasse gewiss keine Sünde. Sobald die Söhne der Kinderstube entwachsen sind, werden sie aus dem Hause nach einer grossen Schule geschickt, die gleichzeitig Vollpensionat und Unterrichtsanstalt ist. Von seinem achten oder neunten bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahre lebt der Knabe in diesen gewiss komfortabeln, doch mehr kasernenartigen, als traulichhäuslichen Anstalten. Das Elternheim darf er nur als eine Örtlichkeit betrachten, die ihm dreimal des Jahres für einen mehrwöchigen Ferienbesuch offen steht. Die gebildeten Männer in England sind alle Erzeugnisse der Pension, nicht des Elternhauses. Entstammen sie einer besonders vermögenden Familie, so haben sie den ersten Teil ihrer Jugend in einer der berühmten grossen Schulen von Eton, Harrow, Rugby,

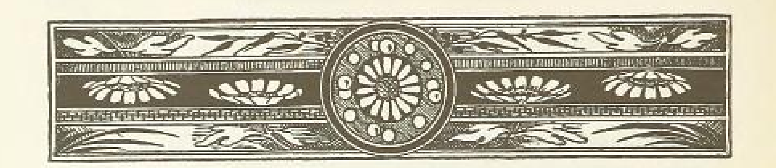
Winchester, Charter House und andern mehr zugebracht, die alle mehr als Akademien zur Herausbildung von „Gentlemen“, denn als Lehranstalten in unserm Sinne gelten können. Hier erfährt der Knabe schon frühzeitig, was es bedeutet, mit Seinesgleichen umzugehen, die durch keine Familienrücksichten gebunden sind, seines Charakters schwache Seiten besonders zu schonen. Gleich dem Soldaten wird er hier abgehärtet und, wenigstens hinsichtlich seines äussern Auftretens, nach gegebenem Muster strengstens modelliert. Dagegen beruht es fast allein auf seinem eignen Wissenstrieb, ob er während der Schulzeit auch etwas nennenswertes lernt, denn das Studieren steht in Englands *public schools* in zweiter Linie. Nicht entgehen kann er aber der eisenfesten Sportdisziplin der Schule, die den doppelten Zweck verfolgt, seine Muskulatur zu entwickeln und seine Aufmerksamkeit von verfehmten Gebieten abzulenken. Es kommt weit öfter vor, dass ein Knabe von einer der grossen Schulen Englands wieder weggeschickt wird, weil sein Körper den obligatorischen Sportübungen nicht gewachsen ist, als weil etwa sein Gehirn für die obligatorischen Studien nicht ausreichte.

Auch die Mädchen werden mit zehn oder elf Jahren grossen Vollpensionen anvertraut, wo sie unterrichtet und nach vortrefflichen, obwohl notwendiger Weise etwas stereotypen Methoden trainiert werden. Die Eltern suchen natürlich eine Anstalt zu erwählen, die in Übereinstimmung mit ihren eignen Grundsätzen geleitet wird; das Resultat gestaltet sich aber immerhin ganz anders, als wenn die Erziehung im Hause selbst erfolgt wäre.

Hiervon kommt es, dass man in einem vermögenden englischen Heim selten oder nie Kinder sieht, ehe diese nicht reifere Jahre erreicht haben. Vor der Schulzeit werden sie nämlich mit pedantischer Strenge in den geräumigen Kinderstuben des obern Stockwerkes gehalten. Während der Schulzeit aber sind sie fort . . . vielleicht in einem ganz andern Teile des Landes.

Verheiraten sich nun junge Leute, so richten sie ihre eigne Häuslichkeit nach denselben Grundsätzen ein: sie behandeln einander mit viel Hochachtung, doch mit wenig äusserer Wärme, und halten ihre Kinder immer in gewisser Ferne. Natürlich giebt es hiervon Ausnahmen. Man darf ja aber mit Recht sagen, dass Ausnahmen die Regel bestätigen, denn in keinem Lande bewegt sich das häusliche Leben der verschiedenen Gesellschaftsklassen in so gleichmässigen, bestimmten Formen, wie in dem modernen England.





Bilder aus dem Gesellschaftsleben.

Alles unter der Sonne ist dem Wechsel unterworfen, und wenn es sich nicht zum besseren verändert, pflegt es ins schlechtere umzuschlagen. Es wäre schwer zu sagen, warum das englische Gesellschaftsleben diesem für alle Dinge giltigen Gesetze nicht unterworfen sein sollte. In der That haben die mehr denkenden — oder beschränken wir uns darauf, zu sagen: die besonneneren — Mitglieder von Londons wildbrausendem Gesellschaftsleben eine zunehmende Neigung gezeigt, sich gegen die gar zu rasche Veränderung innerhalb des englischen Gesellschaftslebens zu schützen. Dieses hat sich während der letzten Jahrzehnte gar zu heftig verwandelt, und — setzt man mit einem Seufzer tugendhaften Jammers über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen hinzu — es ist leicht zu erkennen, dass diese Veränderung nur eine . . . Verschlechterung ist.

Früher waren jene Kreise von Umgangsfreunden unter den „Oberen Zehntausend", die man in England unter der Rubrik *Society* zusammenfasst, nach aussen und nach unten sorgsam abgesperrt, wenn man so sagen

darf. Die „Gesellschaft“ Londons war die exklusivste der Welt. *Society* und *select* in der aristokratischsten Bedeutung des Wortes, waren gleichartige Begriffe. Das ist in unseren Tagen ganz anders geworden. Die Gesellschaft Londons hat in den letzten zwanzig oder dreissig Jahren numerisch unerhört zugenommen, ist bis zu diesem Augenblick mit — wie der Mathematiker sagt — beschleunigter Geschwindigkeit gewachsen und hat infolge dessen alle Grenzen und Schranken gesprengt.

Die Gesellschaft in der riesenhaften Metropole des britischen Weltreichs besteht nicht länger mehr aus einer Sammlung aristokratischer Koterien, die den Thron gleich einer undurchdringlichen Ringmauer umgaben. Gleichwie die neuere Befestigungskunst die mittelalterlichen Wälle abgetragen und zu wesentlichem Teile durch einen Kranz niedriger detachierter Forts ersetzt hat, die sich bis weit in die Umgebung hinaus erstrecken und die wirklichen Grenzen der modernen Riesenfestungen ziemlich schwer bestimmbar machen, ganz so ist die aristokratische Ringmauer um den englischen Königsthron nivelliert worden und deren gesellschaftliche Funktion hat sich grösstenteils auf eine Menge Gruppen reicher oder in anderer Hinsicht hervorragender Leute übertragen, die im Grunde sehr verschiedenen sozialen Klassen angehören. Die Gesellschaft Londons ist jetzt ein brausendes Meer von Menschen, die sich unmöglich nur einigermassen gründlich zu kennen und im Auge zu behalten vermögen. Um Zutritt zu diesem Gesellschaftsleben zu erlangen, bedarf es nicht notwendigerweise hoher Geburt oder einer hohen politischen oder

offiziellen Stellung. Bei der Beförderung zum „Sozietätsrange“ machen sich jetzt eine Menge andre Ursachen kräftig geltend. Folglich erscheint das englische Gesellschaftsleben heutzutage mehr demokratisch, mehr gemischt; es entbehrt jeder scharfen Grenzlinie gegen die übrigen Volksschichten.

Dieser Demokratisierungsprozess hat unzweifelhaft gewisse Nachteile mit sich gebracht, obgleich er auch grosse Vorteile hatte, indem er die Welt von vielen widerlichen Formen eitlen Hochmuts befreite, die von dem alten Regime unzertrennlich waren. Das Endurteil über das englische Gesellschaftsleben der Gegenwart beruht darauf, welchen von obigen Gesichtspunkten man am nachdrücklichsten zu betonen liebt.

Unter dem alten Regime war „die Gesellschaft“ das Monopol des landbesitzenden Hochadels. Das Gesellschaftsleben gestaltete sich deshalb äusserst exklusiv und die Gesellschaftsmenschen zeichneten sich durch kaum glaublichen Hochmut aus. Vor den parlamentarischen Reformen von 1830 besass die englische Geburtsaristokratie in politischer und sozialer Hinsicht fast die alleinige Macht. Sie beherrschte das Unterhaus, sicherte sich alle wichtigen administrativen Posten und einflussreichen Ämter, hatte die Lokalregierung auf dem Lande, wie in den kleineren Städten völlig in der Hand und bildete in ökonomischer Hinsicht noch die unvergleichlich mächtigste Klasse im Lande. Eine so ungeheure Macht in den Händen einiger Hundert grosser Familien als eine Art gigantische Erbschaft gesammelt und streng bewahrt, erzeugte natürlich einen unbändigen Klassenhochmut, der selbst wiederum zu allerhand Mutwillen

und Cynismus Veranlassung gab. Der männliche Teil von Englands aristokratischer Gesellschaft zu Anfang des Jahrhunderts liebte es, sich von der steifen Etikette des Hofes und der blendenden Salons der adligen Paläste durch allerhand gegen die unteren Gesellschaftsklassen ausgeübte Roheiten zu erholen. Ja es erschien ganz und gar nicht unvereinbar mit dem guten Tone, sich, sobald keine Damen anwesend waren, völlig ungeniert, sogar brutal zu betragen. Junge Adlige betrachteten es als vornehmen Sport, in der Nacht gröhlend durch die Strassen Londons zu schweifen, Fensterscheiben einzuschlagen, Thüren zu erbrechen, Stakete und Laternen umzureissen, Vorüberkommende beiderlei Geschlechts anzurempeln und die Polizisten durchzuprügeln, wenn solche sich in die Sache zu mischen versuchten. Die noch bestehende englische Sitte, dass die Damen von der Mittagstafel früher weggehen und die Herren ihren Weinkrügen überlassen, stammt noch aus der Zeit her, wo die Herren der Schöpfung in der Regel nicht eher zu trinken aufhörten, als bis sie unter den Tisch fielen und die Diener sie fortschleppen mussten. Das scheint zu beweisen, dass die Gesellschaftsmenschen jener Zeit im Grunde vor sich selbst keine grössere Achtung hegten, als vor „den niedern Gesellschaftsklassen".

Alles das hat sich verändert, seitdem im englischen Gemeinwesen der Bürgerstand zum ersten politischen, ökonomischen und sozialen Machtfaktor geworden ist. Die ersten Generationen der englischen Fabrikanten und Kaufleute, die während der Napoleonischen Kriege und gleich danach sehr schnell enorme Reichtümer erwarben, waren noch mit puri-

tanischen Traditionen durchtränkt. Viele von ihnen waren Quäker und alle hatten etwas von dem ernsten, kämpfenden Arbeitsmenschen an sich. Notwendigerweise mussten also Geburtsstolz und Frivolität in gewissem Masse weichen, als diese *selfmade men* den Gesellschaftston anzugeben begannen. Da fortwährend zunehmende Mengen bürgerlicher Männer sowohl grossen Landbesitz, als auch Adelsdiplome erwarben und sich allmählich der ersten politischen Ämter bemächtigten, war es unmöglich ferner zu verhindern, dass dieses neue Element eine hervortretende Rolle im Gesellschaftsleben spielte. Ja, noch mehr: es zeigte sich unmöglich, diese Männer — diese *nouveaux riches* — von einer so gründlichen Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens abzuhalten, dass dieses schliesslich gar nicht mehr dem Sinne und den Überlieferungen der Geburtsaristokratie angepasst blieb, sondern dafür gänzlich den Geschmack und die Lebensanschauungen der Geldaristokratie wiederspiegelte. Wer hätte das in der That zu verhindern vermocht, da die Bourgeoisie — dieser gewaltige Aufkömmling des neunzehnten Jahrhunderts — sich gewachsen zeigte, langsam, aber mit eisenfester Konsequenz die uralte englische Konstitution umzuformen, so dass das britische Reich heute thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, zu einer grossartigen Bürgerrepublik geworden ist?

Die englische Bourgeoisie hat jedoch in ihrer stolzen, durch so glänzende ökonomische Fortschritte ausgezeichneten Karriere keineswegs die mehr puritanischen und soliden Lebensprinzipien beizubehalten vermocht, die sie, als sie zuerst zur Macht kam, aus-

zeichneten. Ihr Einfluss gründet sich auf den Gelderwerb, und der Einzelne kann ja auf vielfache, moralisch und ökonomisch sehr verschiedene Art „Geld machen“. Er kann durch Erfindungen und durch eifrige Anwendung seiner phänomenalen administrativen Talente die Produktion befördern und so ein ungeheures Vermögen zusammenraffen; er kann sich auch durch Spekulationen und Börsenkniffe die kleinen oder grossen Ersparnisse seines Nächsten erschwindeln, oder durch Monopole und Ringe die Mitmenschen bei ihrem Verbrauch der notwendigsten Lebensbedürfnisse brandschatzen und sich dadurch auf eine Weise bereichern, die zwar nicht gesetzwidrig, jedenfalls aber unmoralisch ist. Die wegen ihrer enormen, beständig wachsenden Reichtümer bewunderte englische Bürgerklasse hat nicht nur die Tendenz mit jedem Jahre zahlreicher zu werden, sondern auch einen mehr und mehr gemischten Charakter anzunehmen.

Diese Verhältnisse üben natürlicherweise einen bedeutungsvollen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben eines Gemeinwesens, das fast ausschliesslich von merkantiler und industrieller Thätigkeit lebt und sich ernährt, wie das mit dem England unsrer Tage der Fall ist. London ist das gigantisch-moderne Hauptquartier des Welthandels, und Londons Gesellschaft trägt den Stempel davon im Gesicht. Londons Gesellschaften sind zu riesigen Verhältnissen ausgewachsen, dass sie ebenso eine Gesellschaft von Gesellschaften, wie London eine Stadt von Städten genannt zu werden verdienen. Englands ältere Adelskreise — deren unermessliche Reichtümer noch von

keiner Revolution bedroht wurden — würden innerhalb dieser Riesengesellschaft sich nur noch den Anschein geben können, als ob sie eine für sich abgeschlossene Kategorie bildeten. Thatsächlich ist ihnen das aber unmöglich.

Das Fideikommiss-System macht Englands alten Hochadel notwendigerweise zu einer „offnen" Aristokratie, für die es Lebensbedingung ist, mit der Geldaristokratie eine Blutmischung einzugehen. Die jüngern Söhne der Herzöge und Grafen müssen nach reichen Erbinnen aus Bürgerfamilien oder dem niedern Adel angeln, um nicht zu einem Leben der *genteel poverty* verurteilt zu sein. Um demselben Lose zu entgehen — das desto widerwärtiger sein muss in einer Zeit, wo sich der Begriff des gesellschaftlichen Lebens eigentlich mit dem einer kolossalen, obligatorischen Geldverschwendung deckt — muss die hochgeborene schöne Lady, die wegen der Finanzehe ihres Standesgenossen ohne Mann bleibt, bereit sein, ihre Hand einem steinreichen Bürgerssohne mit oder ohne neubacknen Titel zu schenken.

Übrigens gehört es zur englischen Konstitution, dass grosser Reichtum grossen politischen Einfluss schafft, und dass grosser politischer Einfluss, wenn er nur in rechter Weise angewendet wird, nicht nur zu einfachem Adelsstande, sondern in vielen Fällen auch zur Pairswürde führt. Und ein Pair ist ein Pair, ob er nun Ahnen von Wilhelm des Eroberers Raubrittern her zählt, oder ob er hinter dem Kontorpulte der Porterbrauerei seines Vaters aufgewachsen ist.

Die Not kennt kein Gebot, in der Londoner Gesellschaft ebenso wie anderwärts. Es ist deshalb für

die Zugehörigen der hauptstädtischen Gesellschaft fashionabel geworden, *to know everybody and to go everywhere.* In Londons Salons und Empfangszimmern, die infolge des englischen Baustils im allgemeinen nicht etwa geräumig sind, herrscht deshalb bei Mittagsgastereien und *at home*-Abenden ein erstickendes Gedränge von Menschen mit den verschiedensten sozialen Traditionen, den widersprechendsten politischen Anschauungen und mit himmelweit voneinander abweichenden ästhetischen und intellektuellen Geschmacksrichtungen. Die allermeisten Gäste sind einander wildfremd, und nur zur Not kennt die Dame des Hauses ihre Gäste dem Aussehen nach. Verschiedne davon sieht sie vielleicht zum erstenmale. Es ist nämlich ganz gebräuchlich, dass eine Dame, die eine Einladung zu einem Gesellschaftsabend oder auch zu einem Balle erhält, indem sie ihren Dank dafür ausspricht, gleichzeitig um die Einladung einer oder einiger ihrer Freundinnen ersucht. Und es ist ein besondres Glück, wenn eine dieser Freundinnen nicht auch noch eine der ihrigen mitbringt.

In der That sind die englischen Gesellschaftssitten jetzt in das Gegenteil der Exklusivität des alten Regimes umgeschlagen. Alles, was dazu beitragen kann, die vermögenderen Klassen zusammenzuführen und zu vermischen, ist jetzt guter Ton. Sogar die Vorstellungen bei Hofe (*the Queen's drawing rooms,* wie die Bezeichnung dafür lautet) sind von diesem demokratischen Zuge stark angesteckt worden. Durchliest man die Listen der Herren und Damen, denen gestattet wurde, sich im grossen Empfangssaale des Buckinghampalastes vor ihrer britischen Majestät zu verneigen,

so erstaunt man zuweilen über die Menge von bürgerlichen Namen. Von den ehrlüsternen amerikanischen Millionär-Misses und Milliardär-Frauen ganz zu schweigen, kann man hier auch den Namen des neuesten Sensationsschriftstellers und den seiner Gattin finden. Vor einem halben Dutzend Jahren traf er, eine unbekannte Grösse, vielleicht aus entlegener Kolonie hier ein; er bemühte sich, einen Gallimathias mit kolonialer Lokalfärbung zu schreiben, das dem englischen, von dem Gallimathias mit Londoner Lokalfärbung ermüdeten Publikum höchst ergötzlich erschien. Seine Bücher erlebten unzählige Auflagen. Er wurde reich — und jetzt wird er samt seiner Gattin bei Hofe vorgestellt. Während der nächsten Jahre ist er der gesuchteste „Löwe“ der Gesellschaft, ein Löwe von mehr pikantem, exotischem Schlage. Die Dame, deren Einladung er anzunehmen geruht, kann sicher sein, dass es bei ihrem *at home*-Abende von Personen wimmelt, die sie niemals gesehen oder erwähnen gehört hat — von Individuen, die es als einen Genuss betrachten, in demselben Zimmer mit einem „Löwen“ zu sein, wenn sie auch bei dem furchtbaren Gedränge von dem merkwürdigen Phänomen kaum eine Spur zu sehen bekommen.

* *
*

Der Fremde braucht sich nicht lange in englischen Gesellschaftskreisen zu bewegen, um die Wahrnehmung zu machen, dass die betreffenden Leute in London es als beschwerliche Arbeit, nicht als erfrischendes Vergnügen betrachten, eine Unterhaltung zu führen.

Zwei gebildete Engländer können, wenn sie einander nicht förmlich vorgestellt sind, die einzigen Passagiere in demselben Eisenbahnkoupee von Edinburgh bis London sein, ohne ein höfliches Wort zu wechseln und ohne mit einer Miene zu verraten, dass sie sich ihrer gegenseitigen Anwesenheit bewusst sind. *Studiously to ignore one's fellows* (die Kunst, sich den Anschein zu geben, als wisse man gar nicht, das man einen sozial Gleichstehenden vor sich habe), das betrachtet der Engländer als eine höchst wertvolle Gesellschaftsanlage, die er mit wirklicher Sorgfalt ausbildet. Mit andern, als seinen nächsten Verwandten und Freunden zu plaudern, erscheint ihm nicht nur als eine Bürde, sondern er hält das geradezu für ein Übel, dem entgegen zu arbeiten eine besondre Pflicht des gesellschaftlichen Lebens ist. Seine Auffassung des Umgangslebens scheint zu sein, dass es die Menschen trainieren müsse, in Salons und Empfangszimmern zusammenzukommen, sich in Musik- und Rauchzimmern zu bewegen, neben einander und Auge in Auge bei Tische zu sitzen, sich aus denselben Schüsseln zuzulangen und sich Wein aus denselben Karaffen einzuschänken — ohne durch Blicke, Mienen oder Geberden zu verraten, dass man das geringste von andern Gliedern der Gesellschaft weiss, als, ausser der Herrschaft des Hauses, von den zwei oder drei Personen, mit denen man schon vorher vertrauter bekannt war. Die Frau vom Hause stellt einem keinen andern Menschen vor, wenn man sie darum nicht ausdrücklich ersucht oder man zufällig besonders deshalb eingeladen ist, um mit gewissen Personen Bekanntschaft zu machen. Gewiss ist es nicht absolut verboten, ein

Gespräch mit einem Herrn oder einer Dame anzufangen, die man nicht kennt, und ein Ausländer wird sich dieser Freiheit natürlich hundertmal häufiger bedienen, als der Engländer selbst; das schnurrige bei der Sache ist aber, dass es nicht, wie auf dem Kontinente guter Ton ist, im Gespräch bei passender Gelegenheit seinen Namen zu nennen und so auf nicht formelle Weise eine gegenseitige Vorstellung herbeizuführen. Nach englischem Umgangskodex muss ein Gespräch, das — verwegen genug! — ohne Vorstellung begann, auch ohne Vorstellung endigen. Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, dass die Damen hierin weit weniger konventionell und steif sind, als die Herren.

Das *at home* einer englischen Gesellschaftsdame ist deshalb himmelweit verschieden von dem *salon* einer französischen Weltdame. Der *salon*, mit seinem anregenden Konversationskultus und seiner starken Betonung des intellektuellen Elements im Umgange, hat in England sehr selten Nachahmung gefunden. Das englische Ideal von einem „Empfange“ besteht entweder darin, mit seinen allernächsten Verwandten und Freunden, doch auch nur mit diesen, zusammenzutreffen, oder unter grosser Zeremonie und möglichstem Pomp eine Unmasse teurer Gerichte zu vertilgen und sich an einer mehr oder weniger verfeinerten Variété-Unterhaltung zu ergötzen.

Die römischen Plebejer riefen nach „Brot und Schauspielen“. Der Feldruf der modernen englischen Gesellschaft lautet: „Delikatessen und Variété“. Um die männliche Jugend zu bestimmen, sich auf Bällen einzufinden, muss man sie hier durch die reichlichsten

und ausgewähltesten *suppers* anlocken. Und wo sich eine grössere Tanzveranstaltung nicht ausrichten lässt, ist es fast selbstverständlich, die junge vornehme Engländerin dadurch zum Erscheinen zu bestimmen, dass man der Gesellschaft amerikanische Negerkomiker, australische Kunstboxer, japanesische Jongleure, deutsche Virtuosen, italienische Sänger, englische Deklamatoren oder eine ähnliche, wohl vorbereitete und streng „professionelle“ Unterhaltung in Aussicht stellt. Die Überzeugung der englischen Gesellschaft, selbst absolut unfähig zu sein, bei Einladungen und Empfangsabenden für die eigne Unterhaltung zu sorgen, hat so tiefe Wurzeln geschlagen, dass *the society clown* jetzt eine der wichtigsten fashionabeln Erscheinungen des Inselreichs geworden ist.

Es giebt in London eine ganze Klasse von Menschen mit vorteilhaftem Äussern, korrekten Umgangssitten und mit tadellos geschmackvollen Kleidern, die es sich zum Beruf gemacht haben, in den Salons des Westends als bezahlte Lustigmacher aufzutreten. Der richtige Londoner Dandy ist glücklich dahin gelangt, sich den Anschein zu geben, dass er es für ebenso „professionell“ — das bedeutet in seiner Sprache: erniedrigend — betrachtet, im Salon für seine eigne und die allgemeine Unterhaltung zu sorgen, als wenn er sich etwa zur Bedienung bei der Tafel herabliesse. Sein Ideal des guten Tones ist, durchs Leben als seelenvolles Wesen zu wandern, das von verschiedenen Individuen, die für ihre wichtigen „Professionen“ sorgfältig trainiert sind, an- und ausgekleidet, gefüttert und angenehm unterhalten wird.

Bliebe diese Heranziehung berufsmässiger Lustig-

macher zur Zerstreuung eingeladener Gäste auf diejenigen Gesellschaften beschränkt, in denen man sich sonst unbedingt langweilen müsste, weil sie gar zu sorgfältig „ausgewählt" waren, so liesse sich im Grunde nicht viel dagegen einwenden. Dagegen wirkt es auffallend und störend, mindestens auf den Fremdling, sogar bei politischen und litterarischen Empfangsabenden die Konversation aller fünf Minuten durch eine Musik-, Deklamations- oder Gesangsnummer unterbrochen zu sehen, deren Inhalt mit dem Charakter der Gesellschaft auch nicht im leisesten Zusammenhange steht.

Sie erhalten z. B. eine Einladungskarte des Inhaltes, dass Mr. und Mrs. X. an einem bestimmten Tage um die Ehre Ihres Besuches bitten „zum Zweck des Zusammentreffens mit dem Exekutiv-Komitee für den oder jenen politischen Verein". Da Sie sich für besagten Verein lebhaft interessieren und schon lange auf die Gelegenheit gewartet haben, mit ein oder zwei Mitgliedern des Komitees zusammen zu treffen, antworten Sie umgehend, dass es Ihnen ein besonderes Vergnügen sein werde u. s. w. — Zu Tag und Stunde finden Sie sich an Ort und Stelle ein. Die Hausthür wird von einem Diener in Livree aufgerissen; auf der geräumigen Flur herrscht bereits ein grosses Gedränge von Gehenden und Kommenden; in der Garderobe haben Sie eine gute Weile zu warten, ehe der hier diensthuende Geist Ihnen Hut und Rock abnehmen und eine Nummer dazu ausliefern kann. Hierauf gilt es, sich nach dem Speisesaale im Parterre durchzuarbeiten und in einer surrenden Masse völlig unbekannter Menschen zum Buffet vorzudringen,

wo zwei oder drei weibliche Dienstboten bei der Theemaschine, dem kalten Aufschnitt und dem Obst beschäftigt sind. Erst nachdem man in dieser restaurantartigen Weise einige nötige, meist aber unnötige Erfrischungen zu sich genommen hat, denkt man daran, seinen Weg nach dem obern Stockwerke langsam und vorsichtig über die teppichbelegte Treppe einzuschlagen. Hier oben findet im Vor- und im Musikzimmer der Empfang statt. In Gesellschaft mit einem halben Dutzend andrer, gleichzeitig angelangter Personen befinden Sie sich endlich an dem mit Kunstwerken, Prachtpflanzen und Draperien geschmackvoll dekorierten Eingange zum Vorzimmer, wo die Frau vom Hause zwei bis drei Stunden lang geduldig ausharrt und mit den ein- und ausströmenden Gästen einen leichten Händedruck wechselt. Sie begrüsst Sie mit demselben kurzen „*How do you do?*“, wie jeden andern Besucher, und der nie aufhörende Gedrang um die Dame giebt Ihnen sofort die bedrückende Gewissheit, dass es jetzt ganz unmöglich sein wird, mit ihr ins Gespräch zu kommen.

Im Vorzimmer selbst befinden Sie sich wieder in derselben Lage wie unten im Speisesaale: ein imponierendes Menschengewimmel, unter dem sich gewiss verschiedene, Ihnen dem Namen nach bekannte Personen bewegen, mit denen Sie gern ein paar Worte gesprochen hätten, bekannte Gesichter giebt es dagegen verzweifelt wenige. Angenommen aber, Sie hätten wirklich einen Bekannten herausgeangelt, der Sie dem Komiteemitgliede, das Sie gern sprechen möchten, vorstellen könnte, und weiter angenommen, es wäre Ihnen geglückt, den betreffenden Herrn nach

einer Ecke zu lotsen, wo man plaudern kann, ohne einem andern im Wege zu sein . . . was dann? Ja, da entdecken Sie, dass Ihre Rechnung ohne den Lustigmacher der Gesellschaft gemacht war. Kaum sind Sie nämlich dazu gelangt, die erste der halben Mandel von Fragen zu stellen, auf deren Beantwortung Sie heut Abend sicher zählten, da werden Sie jäh unterbrochen, denn der Wirt klatscht verzweifelt laut in die Hände und meldet mit einigen humoristischen Phrasen den Anwesenden, dass Miss X. — Sie erinnern sich des Namens einer gefeierten, wenn auch nicht gerade weltberühmten englischen Konzertsängerin — der Gesellschaft das Vergnügen bereiten werde, ein Lied vorzutragen. Mit halb ersticktem, natürlich aber sorgfältig maskiertem Verdruss sitzen Sie stumm da, während Miss X. mit schwacher Stimme und wenig Feuer ein altes schottisches Liebeslied absingt, das mit den politischen Fragen, die Sie soeben im Kopfe haben, etwa ebenso gut harmoniert wie Blättergebacknes mit Festungsbaukunst. Ist der Miss X. Liebeslied glücklich vom Stapel gegangen und von den Anwesenden mässig beklatscht worden, so können Sie Ihre Fragen wieder aufnehmen — doch nur um zu grenzenloser Enttäuschung zu bemerken, dass Ihr neuer Bekannter seine ebenso eingehende wie interessante Auskunft abbrechen muss, da der grosse Konzertflügel dicht hinter Ihrem Rücken ohne vorgängige Warnung anfing, einen ganzen Orkan von Tönen loszulassen, die aus allen möglichen Oktaven auf einmal hervorstürmen. Jetzt ist es der unvergleichliche deutsche Klaviervirtuos, Herr Pumpernickel, der die Gesellschaft mit einer von Liszt's geräusch-

vollsten Rhapsodien erfreut. Hat Herr Pumpernickel endlich ausgehämmert, so haben Sie die lang ersehnte Gelegenheit zu jener Konversation unwiederbringlich verloren, denn Ihrem Komiteemitgliede ist inzwischen ein neuer Gast vorgestellt worden und hat den Herrn ohne Umstände nach einem andern Winkel verschleppt — um voraussichtlich an seiner Eroberung dieselbe Freude zu haben, wie sie Ihnen zuteil wurde.

Nach diesem Pröbchen bleibt Ihnen kaum etwas andres übrig, als stillsitzend der Dinge zu warten, die da kommen sollen. Sie werden nicht lange zu warten haben, die höflichen und umsichtigen Wirte haben dafür gesorgt, dass es nur wenige und kurze Augenblicke giebt, wo ihre Gäste vor die unheimliche Alternative gestellt wären, entweder selbst ein Gespräch zu führen oder einem solchen zuzuhören. Jetzt folgt schon eine Deklamation aus irgend einem alten, längst abgenutzten englischen Melodrama. Ein reizendes junges Mädchen ist die Vortragende und ihre Stimme klingt so rein und klar wie ein Silberglöckchen — sie beherrscht aber weder die schwere Kunst des dramatischen Vortrags, noch ist das gewählte Stück selbst ansprechender Art. Nach dem jungen Mädchen tritt, vermutlich des Kontrastes wegen, ein sehr hässlicher alter Herr auf, der einmal vor sehr langer Zeit ein mehr oder weniger grosser Schauspieler gewesen sein mag. Zahnlos und mit zischender Stimme giebt er uns etwas (wahrscheinlich einen Monolog) aus Julius Cäsar zum besten. O schreckliche Erinnerung! Es ist wahrlich notwendig, dass man selbst beobachtet, mit welcher Sorte von Deklamation die Engländer sich genügen lassen. Jede Beschreibung müsste den Ohren

des Uneingeweihten unbedingt wie eine „Schiffergeschichte“ erscheinen. Man kommt zuweilen zu dem Glauben, dass *the skeleton at the feast* in der englischen Gesellschaft noch fortlebt und dass gewisse „Spassmacher“ ganz besonders engagiert sind, die allerdüstersten Gedankenverbindungen bei denen zu erwecken, die noch denken wollen oder können.

Hierauf — und es ist wahrlich die höchste Zeit — folgen einige lustige Nummern. Einer der gesuchtesten Londoner *society clowns* bietet das beste aus seinen urkomischen, sogenannten „musikalischen Skizzen“. Es ist eine hübsche, von dem muntern, behäbigen Herrn selbst verfasste Parodie auf das höhere und niedere Gesellschaftsleben in einem englischen Badeorte. Er setzt sich ans Piano und beginnt mit fliessender Zunge und unzähligen Wortspielen zu beschreiben, wie er bei Gelegenheit seiner letzten Ferienreise nach dem berühmten Badeorte N—borough gekommen sei und dort Gelegenheit gefunden habe, in- und auswendig die Methoden kennen zu lernen, nach denen die verschiedenen Gesellschaftsklassen sich unterhalten und belustigen. Oft unterbricht er seinen Redestrom, um die Erzählung auf närrische Weise durch einige Akkorde oder Läufer auf dem Piano oder auch durch ein kleines zusammenhängendes und selbstkomponiertes Musikstück zu verdeutlichen. Zuweilen bildet die Musik die Parodie auf einen eben beliebten Gassenhauer, dann wieder ein höchst naturalistisches Tongemälde, das das Gesumme und Geräusch einer grossen Gesellschaft wiedergiebt oder in findiger Manier Redeweise und Benehmen der verschiedenen Snobb- und Gesellschaftstypen charakte-

risiert. Das ganze ist so harmlos und urkomisch, dass unsre lieben Engländer Thränen lachen und Beifall gröhlen — offenbar ohne einen Deut daran zu denken, dass sie höchstselbst den Stoff zu dem Scherze liefern mussten.

Nach zwei oder drei Stunden hat der letzte Spassmacher seinen Teil zur Unterhaltung beigetragen — und dann hat sich auch der letzte Gast des Hauses davon gemacht. Mr. und Mrs. X. haben, da es in London unerlässlich ist einen Empfangsabend zu veranstalten, eine ansehnliche Summe für *society clowns* zur Unterhaltung der zwei- bis dreihundert Menschen ausgegeben, die eingeladen waren, „um mit dem Exekutiv-Komitee dieses oder jenes politischen Vereins zusammenzutreffen“. Die Gäste sind dabei aber mit bestem Erfolge verhindert worden, unter einander oder mit dem Exekutiv-Komitee den geringsten intellektuellen Austausch zu pflegen.

Bei festlichen Gelegenheiten in den vornehmsten und reichsten Häusern ist alles aufs teuerste zugeschnitten, und da das Genie Geld — in unsern Tagen viel Geld — verdienen muss, um leben zu können, wie es einem Genie zukommt, geschieht es natürlich nicht selten, dass die ersten Primadonnen und Virtuosen „mitwirken“, um die Anwesenden zu unterhalten. In Prachtsälen, wo alles, was die Welt kostbares und seltenes bietet, einem vor den Augen glänzt und gleisst, wo die Luft mitten im Winter geschwängert ist von dem Dufte Tausender von Blumen, die noch tags vorher in einem Treibhause an der Riviera prangten, kann man wohl die Patti *„Home, sweet home“* singen, Paderewski Chopin spielen oder Sarasate das

schmachtendste Flageolett auf seiner weltberühmten Geige hervorzaubern hören.

Aber — immer ein Aber! — zu derlei Raritäten wird deshalb eingeladen, weil das teuerste in diesem Falle zufällig das beste ist, nicht aber deshalb, weil die reichen englischen Kostbarkeits-Matadore etwa ergebene und konsequente Verehrer des besten in der Welt der Kunst und des edlen Vergnügens wären. Dieselbe auserwählte Gesellschaft, die man bei einer grossen Soiree der Patti lauschen sieht, kann man am nächsten Tage bei „einem kleinen, frühzeitigen“ Empfange bei der Gräfin Y. ebenso eifrig finden, einem Paar Banjo-Artisten oder einer bekannten Operettensängerin oder Tänzerin vom *Gaiety Theatre* zuzuhören, resp. zuzusehen, oder — ja, warum nicht? — einem Paare wohltrainierter Preisboxer Beifall spenden zu hören.

Der Appetit der englischen Gesellschaft nach Lustigmachern ist indes zuweilen eher von pathologischem als von litterarischem Interesse. Wir thun also wohl gut, diese Seite der Erscheinung nicht weiter unter die Sonde zu nehmen.

* * *

Im Leben der englischen Gesellschaft spielen die Männer im allgemeinen die aus gewissen praktischen Rücksichten unentbehrliche Rolle des . . . Füllmaterials. Ein eigentlich lebendes und tonangebendes Element sind sie nicht.

Dieses für England so bezeichnende Verhältnis hat verschiedene, von einander mehr oder weniger ab-

hängige Gründe. Zunächst existiert kein Geschöpf auf Erden, dem die Natur jedes Umgangstalent so sehr wie dem Engländer, vorzüglich dem jüngeren Engländer, versagt hat. Wenn er so „ausgestreckt“ dasteht in seinem keineswegs gut sitzenden oder elegant zugeschnittenen *evening dress*, pflegt er die erstaunlichste Fähigkeit zu verraten, trotz vieljähriger Übung recht tölpelhaft, geistesarm und geniert auszusehen. Fällt es ihm einmal ein, sich nachlässig hinzustrecken, so erinnert er leicht genug an ein dressiertes Nilpferd in halbwegs guter Laune. Gleich diesem eigentümlichen Tiere ist es ihm von Natur schwer gemacht, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, ausser dass er seinem Auftreten einen für die Umgebung abstossenden Zug von Unbesonnenheit beimischt.

Die englischen Herren besitzen die ganz besondre und und für den männlichen Ausländer leider unnachahmliche Neigung, sich in einem Empfangszimmer hinter den Stühlen und Sophas der Damen aufzureihen und Stellungen und Mienen anzunehmen, die lebhaft an einen ländlichen Leichenbitter erinnern. Die, welche spät eintreffen und alle Plätze längs der Wände und vor dem Kamine und in den Thüren nach den Nebenräumen besetzt finden, verraten gewöhnlich eine entsetzliche Verlegenheit, denn sie müssen sich natürlich mitten im Zimmer aufstellen. Wir müssen jedoch anerkennen, dass ein englischer Kavalier nie in Verlegenheit ist, was er mit seinen Händen anfangen soll, denn diese stopft er stets so weit wie möglich in die Hosentaschen; ebenso scheint er niemals besonders unklar darüber zu sein, wie er seinen Körper halten

soll, denn er nimmt mechanisch, aus alter auf dem Kricketfelde erworbener Gewohnheit, eine breitbeinige, etwas nach vorn geneigte Stellung ein. Was ihn peinigt, wenn er sich pflichtschuldigst zu einem *at home* einfindet, ist die Frage, welchen Ausdruck er seinem kräftigen, wohlgeformten Gesicht mit dem stattlichen anglosächsischen Schnurrbart geben soll. Dieses kitzliche Problem zu lösen, übersteigt offenbar seine geistigen Kräfte, denn man kann an ihm den ganzen Abend über dieselbe Geberde peinlicher, fragender und verwunderter Selbstquälerei beobachten. Er ist ein Bild der stereotypen Ungewissheit und Geistesarmut, und mit knapper Not thaut er während der musikalischen und deklamatorischen Vorträge ein klein wenig auf. Wenn er sich bei den komischen Versen oder grotesken Monologen zu einem Verziehen des Mundes herablässt, so geschieht das stets mit süsssaurem Zögern, als fürchtete er sich zu kompromittieren, und er versäumt nie, seine verlegnen Beifallsäusserungen mit einem erzwungenen Hustenanfalle abzuschliessen, wonach er unmittelbar in den früheren Zustand schwermütiger Selbstbetrachtung zurücksinkt.

Kommt es aber so weit, dass der angelsächsische Salonheld ein Gespräch mit einer Dame anknüpft, so beugt er sich über ihren Stuhl in einer Weise, die an einen schlecht geschulten Lohnkellner erinnert, und seine Konversation klingt in einiger Entfernung wie ein unmutiges, halb unterdrücktes Knurren. Eine solche Unterbrechung seiner ungesellschaftlichen Selbstbetrachtungen dauert aber niemals lange an, denn teils gehören längere Zwiegespräche nicht zum guten Tone

und teils ist der junge Engländer in der Regel ein Opfer des sinnlosen Vorurteils, „es gebe überhaupt nichts, worüber man mit einem jungen Mädchen reden könne“.

Eine Ursache davon, dass der junge reiche Engländer es unterlässt, einige Umgangstalente zu entwickeln, die ihm in Damengesellschaft von Nutzen sein könnten, liegt einfach darin, dass er nach andern Seiten zu sehr in Anspruch genommen ist. Englands hochentwickeltes Klub- und Sportleben verleitet die männliche Jugend, neben der eigentlichen Gesellschaft noch eine ausschliessliche Herrengesellschaft zu bilden. Dank dem hier minder feinen Umgangstone kann der uneleganteste angelsächsische Athlet, ohne irgendwelche Selbstbeschränkung oder sonstigen Zwang, den richtigen, gentilen Dandy spielen — wenn dazu nur sein Geldbeutel ausreicht. Auch die Damen beteiligen sich jetzt allerdings mehr und mehr an jeglichem Sport, man beobachtet aber, dass sie vielmehr die sind, die die Umgangsmanieren der Herren annehmen, als dass letztere die ihrigen reformierten. Was aber die Klubs angeht, so ist jede Beeinflussung derselben durch die Damen der Gesellschaft absolut ausgeschlossen. Es ist für eine Dame ebenso unmöglich, den Fuss in einen grossen englischen Klub zu setzen, wie etwa in ein Mönchskloster. Die Selbstherrschaft der Klubs trägt das meiste dazu bei, den jungen englischen Dandy in Damengesellschaft zu einer vom bösen Gewissen verfolgten Jammergestalt zu machen. Der allzu einseitig maskuline Charakter der Unterhaltung im Rauchzimmer der Klubs flösst ihm die Vorstellung ein, dass es nichts gebe, worüber er mit

einem jungen Mädchen aus gleichem Stande, wie er selbst, reden könne.

Übrigens muss man zugestehen, dass auch geistig hochbegabte Engländer nur ausnahmsweise gute Umgangsmenschen sind. Sie sind Geschäfts-, Arbeits- und Sportleute, doch nur selten Weltmenschen. Hierzu fehlt ihnen die Mannigfaltigkeit des Interesses und der Reichtum an Talenten. Auch wenn der junge, wohlerzogene, mit Geld und sozialem Ansehen bestens ausgerüstete Engländer nicht in höherem Grade als jeder andre Sterbliche davon absorbiert wäre, sich selbst möglichst hoch zu schätzen, würde er im Umgange dennoch eine traurige Figur spielen. Besitzt er überhaupt Talent, so ist das doch selten mehr als ein einziges; er weiss gar nicht, was Vielseitigkeit bedeutet. Der leichte französische Esprit mit seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit anziehender, ja sogar bewundernswerter kleiner Talente, ist ihm vollkommen unfassbar, und persönliche Eigenschaften, die er nicht begreifen kann, weil er sie nicht an sich selbst entdeckt — die verachtet er natürlich. Der echte Londoner Snobb würde es als Beleidigung aufnehmen, wenn man von ihm sagte, er habe Talent für etwas andres, als seine eigne Talentlosigkeit zu bewundern. Sein tölpelhaftes Selbstbewusstsein in Damengesellschaft, seine Unfähigkeit, länger als höchstens zwei Sekunden ungeniert und angeregt auszusehen — das ist bei ihm *chic*.

* *
*

Für den, der unter politischen und sozialen Machtfaktoren lebende und wirksame Faktoren versteht und

nicht geneigt ist zu einer Überschätzung der praktischen Bedeutung künstlich bewahrter Rudimente von historischen Zuständen, die für uns unwiderruflich abgethan sind, ist es keineswegs leicht, anzugeben, welche Bedeutung im öffentlichen Leben den Königshäusern in manchen modernen Staaten gerechter Weise zuzuschreiben sei. Am schwersten gestaltet sich diese Aufgabe bezüglich des modernen England, denn hier trägt der unglaublich starke Schein-Konservatismus ungemein dazu bei, jene Verhältnisse in verwirrender Weise zu verwischen.

Der englische Schein-Konservatismus hat kein Gegenstück in einem andern Lande, was nicht zu verwundern ist, da er als legitimes Kind des in seiner Art einzig dastehenden englischen Konventionalismus zu betrachten ist. Der Engländer ist so eigentümlich konstruiert, dass er darauf besteht, alle epochemachenden neueren Gesellschaftsreformen, die er trotz aller Schwierigkeiten durchzusetzen immer der erste ist, unter allerlei konservativen Formalitäten zu verbergen. Sobald es ihm gelungen ist, irgend eine alte, staatliche politische Institution absolut ohnmächtig zu machen, wird er sofort zum fanatischen Anhänger ihrer nominellen Beibehaltung. Es ist charakteristisch für den Engländer, dass er seit der Zeit des Mittelalters niemals aufrichtigerer Royalist gewesen ist als jetzt, wo die Zeitungen mehrere Jahrzehnte lang nicht müde wurden, fast täglich zu wiederholen: *Queen Victoria reigns, but she does not govern.* John Bull hat glücklich herausgefunden, dass eine Republik in Form einer Schein-Monarchie in jeder praktischen Hinsicht ebenso republikanisch ist, wie eine Republik, die

diesen Namen führt, und dass jene ausserdem vielleicht ein gutes Teil stabiler und von manchem fortschrittsfreundlichen Standpunkte aus sogar leichter hantierlich ist. Er kann deshalb, von praktischen Skrupeln ungestört, seine Monarchie als eine rein konventionelle und gerade deshalb in jeder Hinsicht befriedigende Dekoration des stolzen britischen Staatsschiffs betrachten.

Was das politische Leben betrifft, befindet sich die britische Monarchie also in der normalen Lage, in dem Grade höher geschätzt zu werden, als sich höchstdieselbe sorgsam hütet, von ihrer veralteten Machtstellung Gebrauch zu machen. Nach der ungeschriebenen Konstitution des modernen England — die die Wahlmänner mächtiger macht als das Parlament, das Parlament mächtiger als das Kabinet und das Kabinet mächtiger als die Monarchie — gehört es für die letztere nicht zum guten Tone, überhaupt eine Spur von politischen Ansichten durchblicken zu lassen. Der Brite fordert also von seinem Staatsoberhaupte grössere politische Neutralität, als der Yankee-Republikaner jenseits des atlantischen Meeres.

Nicht — wenigstens in der Regel nicht — im politischen, sondern nur im gesellschaftlichen Leben kann die Königin Viktoria sich als Monarchin im eigentlichen Sinne geltend machen. Der britische Hof ist das Gesellschaftszentrum, hat mit Politik aber nicht das mindeste zu thun. Nicht einmal unter einem konservativen Ministerium — das, wie natürlich, stets eine mächtige Stütze in den hochadligen Landmagnaten findet — bemerkt man auch nur den Embryo einer Hofpartei. Der britische Hof mag bis zu ge-

wissem Grade aus Individuen bestehen, die politische Parteigänger sind — als Hof betrachtet, müssen diese aber jeder politischen Farbe entbehren.

Doch auch die gesellschaftlichen Funktionen des britischen Hofes sind heute auf ein Minimum zurückgeschraubt. Dank der mit den Jahren immer strengeren Zurückgezogenheit, die die Lebensweise der Königin nach dem vor dreissig Jahren erfolgten Ableben ihres Gemahls auszeichnet, hat die offizielle Führerin des englischen Gesellschaftslebens jetzt fast ganz aufgehört, persönlich selbst an den noch vorkommenden Hof- und Staatsfunktionen teilzunehmen. Das einzige öffentliche Auftreten im politischen Leben, das die Konstitution mit ihrem Amte verknüpft, nämlich, dass sie persönlich jedes neue Parlament vom Throne der Pairskammer aus eröffnet, hat sie jetzt scheinbar auch endgiltig aufgegeben, sodass die jährliche Chronik über ihrer britischen Majestät Leben und Thun sich durch ebenso überraschende Einfachheit, wie durch Gleichförmigkeit auszeichnet.

Die Königin Viktoria verlebt die kältesten Wintermonate stets auf der, wegen ihres milden Klimas berühmten Insel Wight, und hier finden wir sie im Schlosse Osborne gewöhnlich bis in den Februar hinein, wo es dann Zeit wird, die jährliche Wallfahrt nach Südfrankreich, nach der Riviera oder Norditalien anzutreten. Den Spätsommer bringt sie im Schlosse Balmoral oben im kühlen schottischen Hochlande zu. Eigentlich residiert die Königin Viktoria nur während der grossen Londoner Saison — Mai bis August — in dem prächtigen Windsor Castle nahe bei London, das thatsächlich als eigentlicher Sitz des englischen

Hofes zu gelten hat, obgleich dieser nach alter Überlieferung noch jetzt offiziell *the Court of St. James'* genannt wird. In dem altmodischen und verfallenen St. James-Palaste werden jetzt nur noch der Bankettsaal und einige Salons für kleinere Empfänge und Festlichkeiten in Benutzung genommen, während die grösseren Hoffunktionen sich im Buckingham Palace abspielen, wo die Königin übrigens nie mehr residiert.

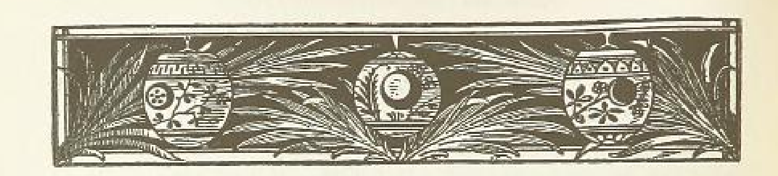
Ein gutes Teil der Hoffunktionen und die beschwerliche königliche Verpflichtung, Grundsteine zu öffentlichen Gebäuden zu legen, Bazare und Ausstellungen zu eröffnen, neue Bahnlinien, Kanäle und Brücken einzuweihen, bei den Jahresversammlungen humanitärer, wissenschaftlicher und künstlerischer Vereinigungen den Vorsitz zu führen, Empfänge in Form riesiger *garden parties* für ganz London abzuhalten, ausländische Potentaten zu empfangen und zu unterhalten, Einladungen von hochvornehmen oder steinreichen Leuten nach deren prachtvollen Landsitzen in verschiedenen Teilen des Landes gnädigst anzunehmen, durch seine Anwesenheit *in semi state* den grossen nationalen Sportsfesten von Ascot, Epsom, Newmarket u. a. erhöhten Glanz zu verleihen — mit einem Wort, die ganze wichtige Arbeit, die Krone zu repräsentieren und der thatsächliche Führer der Gesellschaft zu sein, hat nun schon seit Jahrzehnten auf den Schultern des Prinzen von Wales geruht.

Es ist also falsch, den Prinzen von Wales als den Inhaber einer Sinekure anzusehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach „arbeitet“ er für seine glänzende Apanage mehr als jeder andre Fürst unsrer Zeit. Sicher ist, dass er für eine Person in so hoher Stellung

ungewöhnlich viel mit den verschiedenen Volksschichten und mit den verschiedensten Seiten des Lebens in Berührung kommt. Natürlich verfällt eine königliche Persönlichkeit, die in dieser Weise lebt und ihren Aufenthalt sozusagen in der Öffentlichkeit hat, einer besonders lebhaften Kritik; und was den Prinzen von Wales angeht, unterliegt es keinem Zweifel, dass seine Lebensweise Stoff zu allerhand berechtigten Bemerkungen auch von Kreisen geliefert hat, die man keineswegs eines phantastischen Puritanismus beschuldigen kann.

In frischer Erinnerung hat man z. B. noch den grossen Baccarat-Skandal, wegen dessen sich Seine Königliche Hoheit als Hauptzeuge in einem ziemlich unangenehmen Falschspieler-Prozesse vor dem Richter einfinden musste.

Dem Prinzen von Wales ist der Vorwurf gemacht worden, dass er in hohem Grade die Demokratisierung des englischen Gesellschaftslebens befördert habe, von der wir im Anfang dieser Abteilung sprachen. Die Sache liegt wohl vielmehr so, dass dieser joviale Fürst viel zu sehr Weltmann in modernem Sinne ist, als dass er sich in eine solche Donquixoterie einlassen könnte, um sich dem einmal Unvermeidlichen querköpfig entgegenzustemmen.



Die Töchter Albions.

Wie bekannt, sind alle Ausländer ziemlich einig darüber, dass das englische Gesellschaftsleben etwa so steif, zeremoniös und geistesarm ist, dass es ein Festländer kaum noch ertragen kann. Dass es so ist, beruht zunächst auf der mystischen Erscheinung, die als „englischer Nationalcharakter" bekannt ist, und in zweiter Linie verschuldet es die englische Männerwelt. Dass es nicht noch schlimmer ist, hat man aber den englischen Damen zu verdanken.

Albions schöne Töchter unterscheiden sich nämlich, was Umgangstalente betrifft, ungemein von Albions mannhaften, doch allzu denkfaulen, täppischen und sich selbst überschätzenden Söhnen. So mancher im Reiche des Geistes hochstehende kontinentale Beobachter hat den Engländerinnen den Preis unter den europäischen Frauen zuerkannt, und es unterliegt keinem Zweifel, dass der Fremdling, wenn er das Glück hat, mit würdigen Vertreterinnen eines gewissen Schlages von englischen Frauen in Berührung zu kommen, manch ein Plauderstündchen in Londoner

Empfangszimmern als angenehmste Erinnerung seines Lebens bewahren wird.

Die englische Gesellschaftsdame hat wie das englische Gesellschaftsleben in den letzten Jahrzehnten eine grosse Umwandlung durchgemacht. Ein Teil weiblicher Kritiker von etwas veraltetem Typus hat ihr den, vorzüglich an die unverheiratete junge Dame gerichteten Vorwurf gemacht, dass sie die zimperliche Zurückhaltung, die ihre Grossmutter auszeichnete, abgelegt habe. *The girl of the period* tanzt mit Kavalieren, die ihr nicht von ihrer Frau Mama vorgestellt wurden, sie reitet im Hyde Park mit einem ihrer männlichen Bekannten, ohne einen Reitknecht — als „Schürze" hinter sich — auf den Fersen zu haben. Sie fährt durch London allein in einem *cab,* um Besuche oder Einkäufe zu machen, und zieht es vor, eignes Taschengeld zu haben, statt, wie es früher Mode war, „Mama" alles „auslegen" zu lassen.

Solche Anklagen erhebt man gegen sie. Sie findet aber auch ihre Verteidiger, Leute, welche meinen, dass die wertvollste Tugend nur in der Luft der Freiheit gedeihe, und dass erkünstelte Hilflosigkeit und gedankenlose Schüchternheit nicht gerade die Kennzeichen echter Weiblichkeit wären. Eine Thatsache ist es, dass die englischen Frauen, wie sie sich jetzt mehr und mehr zu zeigen beginnen, einen bessern Eindruck auf jeden Beobachter hervorbringen, der für die grössere intellektuelle und soziale Selbständigkeit der Frauen eingenommen ist. Meist sind es Skandinavier und Amerikaner, nicht Deutsche und Franzosen, die — John Bull selbst natürlich ausgenommen — geneigt scheinen, der modernen Engländerin zu hul-

digen. John Bull ist darin sogar noch etwas weiter gegangen. Er hat angefangen, für die im gesellschaftlichen, wie im bürgerlichen Leben noch freier auftretenden Amerikanerinnen zu schwärmen. Es ist notorisch, dass amerikanische Erbinnen auf dem Teile des britischen Heiratsmarktes, der gerade als *most select* zu bezeichnen ist, als siegesgewisse Mitbewerberinnen aufgetreten sind. Die Söhne des englischen Hochadels und auch in geistiger Hinsicht höher stehende Männer, nämlich englische Politiker und Schriftsteller ersten Ranges, haben in den letzten Jahren so häufig amerikanische Misses geheiratet, dass diese unerwartete Form „amerikanischer Konkurrenz" in den englischen Salons und den der „Gesellschaft" gewidmeten Zeitungen zum beständigen Gesprächsgegenstande geworden ist. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, dass die amerikanischen Millionen keineswegs immer das einzige oder das stärkste Zugmittel gewesen wären. Ja die selbstbewussten Amerikanerinnen lassen sogar durchblicken, dass es nicht zum wenigsten das von ihnen gegebene Beispiel war, das das mehr selbständige Auftreten der Engländerinnen, deren modernisierenden, mehr intellektuellen Gesellschaftston, sowie die Entwickelung ihres jetzigen Geschmacks in der Kleidung zustande gebracht hat.

Noch vor zehn oder fünfzehn Jahren standen die Engländerinnen mit Recht in dem Rufe, sich geschmackloser zu tragen, als andre europäische Frauen aus besseren Kreisen. Jetzt wäre das nicht allein ein unbegründeter Vorwurf, sondern man könnte diesen Satz nicht unberechtigter Weise sogar geradezu umkehren. Gewiss entbehren die Engländerinnen den

Chic der Französin, dagegen besitzen sie oft etwas weit besseres, nämlich einen gesunden, individuellen Geschmack. Die französischen Modeheldinnen erscheinen gar zu oft als Vertreterinnen wilden Wahnsinns ohne jede Spur ästhetischer Berechtigung. Die Engländerinnen lassen sich bei der Konstruktion ihrer Tracht häufig von vernünftiger Rücksichtnahme auf die Forderungen der Hygiene bestimmen, und es hat sich gezeigt, dass eine solche Grundfeste allein die Erreichung der höchsten ästhetischen Wirkung ermöglicht. Sie gehen davon aus, dass Haltung und Bewegungen des Körpers wirklich ansprechend erscheinen sollen — d. h. vor allem, dass sie natürlich sind und von gesunden, kräftig entwickelten Organen Zeugnis ablegen; folglich darf die Taille nicht ohne Not zusammengeschnürt, dürfen die Absätze nicht hoch und nach vorn verschoben, dagegen müssen die Kleider so zugeschnitten und faltenwerfend sein, dass sie die freie Körperbewegung nicht völlig maskieren und teilweise gar verhindern. Diese Grundsätze haben sich die Engländerinnen dadurch angeeignet, dass sie sich mit Energie immer in freier Luft bewegen, ob es sich dabei nun um Sport, Ballspiel, Promenaden, wirkliche Fusswanderungen oder um weite, abenteuerliche Reisen handelt. Um mit Lust und Ausdauer an einem solchen Freiluftleben teilnehmen zu können, bedarf es bequemen Schuhwerks mit niedrigen Absätzen und einfacher Kleidung, die Lungen und Gliedern volle Bewegungsfreiheit gewährleistet. Wird das kurze geschmeidige Sportkostüm modifiziert zu einer nicht minder hygienischen, jedoch langen und faltenreichen, sowie weich um Leib und Glieder fallenden Soirée-

oder Ballkleidung, angefertigt aus einem Stoffe, der der Farbe und Feinheit nach ein Kunstwerk an sich selbst ist — so kann man ein Totalbild gewinnen, das an Stilreinheit und Schönheit mit der Antike wetteifert.

Die Engländerinnen sind besonders geeignet, ein solches einfaches, den Körper mit natürlich fallenden Falten umhüllendes Kostüm zu tragen, denn sie sind meist lang und schmächtig — wenn ihre Formen auch für den kontinentalen Geschmack vielleicht etwas zu dürftig erscheinen. Ihr reiches und schönes, mit unglaublicher Sorgfalt gepflegtes Haar, ihre grossen, wohlgeformten Augen und feinen, vornehmen Gesichtszüge kommen in einer Tracht von ruhigem, noblem Stile entschieden am besten zur Geltung.

Freilich giebt es Gelegenheiten, wo diese reformierte, in England gewöhnlich „die ästhetische“ genannte Kleidertracht von den Damen der Gesellschaft nicht beliebt wird. Das ist z. B. der Fall bei den Empfängen am Hofe, wo die strenge Etikette bis aufs Pünktchen überm I vorschreibt, welchen Charakters die Kleidung sein muss. Die englischen Hofkostüme für Damen sind wohl höchst kostbar, doch nach orthodoxem Pariser Geschmack, ganz farblos und unschön in der Form. Will man dagegen kennen lernen, wie die vornehme englische Dame aussieht, wenn sie ohne Modezwang und Zeremonie selbst bestimmt, wie sie sich kleiden will, so muss man sie des Nachmittags zur Theestunde in ihrem eignen Empfangszimmer aufsuchen. Umgeben von künstlerischen Möbeln und lieblichen Schmuckgegenständen, die sie selbst mit Rücksicht auf die gedämpften, ästhetischen Farben der

Draperie, Möbelstoffe u. s. w. ausgewählt und arrangiert hat, empfängt sie am Theetische ihre Gäste in langem *tea gown* ohne Zierraten und Besatz, doch aus dem kostbarsten Stoffe und von ausgesucht künstlerischem Schnitt und Farbentone, einer Tracht, die von den Linien des Körpers gerade soviel verrät, dass jede neue Körperhaltung einen keuschen, plastischen Reiz gewinnt, von dem uns das Pariser Kostüm mit seinem sinnberauschenden *chic* niemals die leiseste Ahnung gönnt.

* * *

England ist *a women's country.* In keinem Lande Europas spielt der weibliche Unternehmergeist auf den Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens eine so hervortretende Rolle wie hier. Die jüngere Generation von Frauen der englischen Mittelklasse hat seit den letzten zehn bis fünfzehn Jahren angefangen, einen soliden Grund für die soziale „Emanzipation“ ihres Geschlechts dadurch zu legen, dass sie sich ernstlich an der professionellen und der öffentlichen Thätigkeit der Nation beteiligte. London zählt gegenwärtig etwa fünfzig weibliche Ärzte und weitere achtzig praktizieren in der Provinz, in Ostindien und in den Kolonien. Weibliche Journalisten giebt es in London schon sehr viele, und man bemerkt es Tag für Tag, wie eine zunehmende Anzahl von Frauen sich einem selbständigen Erwerbszweige — von der Börsenmäklerei bis zur Handelsgärtnerei — zuwendet. Damen von guter, ja von adliger Familie eröffnen und leiten feinere Verkaufsläden in London — z. B. Etablissements für dekorative Hausgeräte, für Kunst-

gewebe, Stickereien u. dergl. Es giebt in London speziell für Damen eingerichtete Restaurants, die im Besitz und unter der Leitung gebildeter Frauen sind. Viele junge Mädchen aus einer reichen Familie des Mittelstandes, die nach vollendeter Erziehung das gesellschaftliche Leben im Vergleich mit ihrem eignen Thätigkeitsdrange als allzu leer und äusserlich erkennen, widmen sich dem verantwortungsreichen und anstrengenden Berufe einer Krankenpflegerin. Es zirkulieren so manche pikante Geschichtchen von jungen Ärzten, die sich in einem Krankenhause in die schönen Wärterinnen verliebten und nach der Verlobung durch die Entdeckung überrascht wurden, dass die Auserkorene über ein grösseres Einkommen verfügte, als es ein gewöhnlicher Arzt je zu erringen hoffen kann.

London besitzt fünf Frauenklubs, von denen der grösste 850, der nächstgrösste etwa 650 Mitglieder zählt. Ausserdem giebt es im Westend grosse, durchweg aus kleineren Wohnungen bestehende Gebäude, die ausschliesslich für gebildete, unverheiratete Frauen bestimmt sind, die für sich selbst in völliger Unabhängigkeit leben wollen. Die Damen Londons haben also angefangen sich so einzurichten, dass sie dieselbe Lebensfreiheit wie die Männer geniessen können. In der That giebt es keine Stadt Europas, wo die Frauen der Mittelklasse sich so unbehindert bewegen, so ohne jede Beschränkung der hergebrachten Vorstellungen von der Unschicklichkeit, dass ein junges Mädchen sein eigener „Beschützer" sei. Zum Teil beruht das natürlich darauf, dass die Frauen in einer so ungeheuern Stadt wie London überhaupt darauf verzichten müssten, sich umherzubewegen, wenn sie sich

das nicht auf eigne Hand zu thun getrauten. Jedenfalls ist es doch dem Geiste der neueren Zeit zu verdanken, dass wir zwanzig- oder fünfundzwanzigjährigen Mädchen aus guter Familie noch um zehn Uhr abends in Londoner Vortragssälen, in politischen Versammlungen und sozialen Diskussionsvereinen ebenso begegnen, wie in den Konzertsälen und Theatern der Riesenstadt.

Bei der jungen Engländerin von modernem Typus findet man eine entzückende Mischung der britischen Selbständigkeit und Unternehmungslust und jener reservierten, seelenvollen Weiblichkeit, die zu den charakteristischen Zeichen geistiger Verfeinerung der britischen Nation gehört. Die Erfahrung hat sogar gezeigt, dass nicht einmal die strengsten wissenschaftlichen Studien den mädchenhaften Reiz der jungen Engländerin abzustreifen und zu verflüchtigen vermögen.

Für die höhere wissenschaftliche Ausbildung der englischen Frauen ist z. B. dadurch gesorgt, dass man — nach englischem Universitätsgebrauch — besondere „Kollegien" für weibliche Studenten eingerichtet hat, u. a. das Girton College und das Newnham College in Cambridge, sowie die Somerville Hall und die Lady Margaret Hall in Oxford. In Cambridge giebt es gegen 60 weibliche Studenten. Im Laufe des Studienjahres 1891/92 wurde an den Universitäten von London, Dublin, Cambridge und Oxford von zusammen fast 200 Frauen das Kandidatenexamen abgelegt. *The girl graduate* ist also eine keineswegs unwichtige Erscheinung im modernen Kulturleben Englands. Dass sie in der Regel eine ausnehmende anziehende Erscheinung ist, wird jeder gern bestätigen,

der sie näher zu beobachten Gelegenheit fand. Die junge Engländerin ist vielleicht mehr als jede andre europäische Frau für intellektuelle Ausbildung empfänglich, ohne deshalb im mindesten an echter Weiblichkeit Einbusse zu leiden. Die Weiblichkeit der Engländerin liegt im Blute und nicht im Gehirn. Ihr feines, weiches Wesen und ihr natürlicher Seelenadel treten nur in grösserer Vollendung hervor, wenn ihre Intelligenz sorgfältig geschult und mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet wurde. Die strengen englischen Umgangsgesetze behüten sie ausserdem vor jeder Versuchung, die Manieren des andern Geschlechts nachzuahmen — wie „männlich" ihr Wissen und Können auch sein mag.

Im öffentlichen Leben haben sich englische Frauen ausgezeichnet durch ihre wertvolle freiwillige Arbeit in kommunalen Angelegenheiten, sowie durch ihre energische Teilnahme an verschiedenen sozialen und politischen Bewegungen. In England sind z. B. vielerorts Frauen Mitglieder der Kommunalverwaltung und der Armenämter, und in manchen Landesteilen finden sich weibliche Volksschulen- und Fabrikinspektoren. Weiter giebt es in England zahlreiche, sehr grosse und einflussreiche Frauenvereine mit dem Zwecke, bestimmte Reformen in den Lebensverhältnissen des Volkes herbeizuführen. Hierher gehören die wohlbekannten englischen Frauenvereine zur Bekämpfung der Trunksucht und der öffentlichen Unsittlichkeit, der rohen Behandlung von Kindern und der Tierquälerei, sowie die von Frauen eifrig unterstützten Friedensvereine und die religiösen Missionsgesellschaften.

* *
*

Aus der bedeutungsvollen Thatsache, dass die englische Frau praktische Beweise dafür beigebracht hat, dass auch sie ihren Anteil an der Selbständigkeit und Thatkraft der angelsächsischen Rasse besitzt, darf man aber keineswegs schliessen, dass es England an einer sogenannten „Frauenfrage“ fehle.

Wie das Inselreich in allen Zweigen seiner nationalen Kultur ausserordentlich modern ist — d. h. in übergrosser Menge und weit vorgeschrittener Entwickelung alle für unsre Kulturepoche charakteristischen, angenehmen und widerlichen, politischen, sozialen, intellektuellen und ökonomischen Erscheinungen von Neuerungen aufweist — so ist es auch nur natürlich, dass es eine Frauenfrage mehr akuter und vorgeschrittener Art als die vielleicht jeder andern Nation besitzt. Der puritanische Zug im Nationalcharakter der Engländer, sowie deren berüchtigter Konventionalismus lassen freilich die hereinbrechende Umwälzung in den Anschauungen über die Stellung der Frau innerhalb und ausserhalb der Ehe äusserlich weniger scharf hervortreten. Bei näherer Beobachtung merkt man jedoch deutlich genug nicht nur die starken Ansätze zur politischen, rechtlichen, ökonomischen und intellektuellen Gleichstellung der Frau mit dem Manne, sondern auch eine beginnende Erschlaffung der alten puritanischen Vorstellungen von der Unantastbarkeit der bestehenden Ehe als religiöser und sozialer Institution.

Der Londoner „Daily Telegraph“ öffnete einmal, nach englischer Gewohnheit, seine Spalten für zwei diesbezügliche Diskussionsthemata — „Unsre Töchter“ und „Ist die Ehe verwerflich?“ — die während einiger

Monate tagtäglich zwölf bis fünfzehn Briefe und Eingesandts aus dem Publikum hervorriefen. Hier bot sich eine treffliche Gelegenheit, kennen zu lernen, wie John Bull über die Frau und die Ehe im allgemeinen und über die britische Frau und seine eigne Ehe im besondern denkt. Die Damen waren dabei übrigens nicht die mindest freimütigen Korrespondenten. Die Debatte über „Unsre Töchter" gestaltete sich ziemlich praktisch, die über die Verwerflichkeit der Ehe bewegte sich dafür desto ersichtlicher nur in theoretischen Gleisen.

Aus der erstgenannten Diskussion war in der That leider zu erkennen, in welch peinlichem Dilemma sich die Mehrzahl der mitgiftlosen Töchter des englischen Mittelstandes befindet. Die da überall von „Englands fabelhaften Reichtümern" reden, würden hier durch das Studium der einschlägigen Fragen nicht wenig abgekühlt werden. Der fabelhafte Nationalreichtum ist nämlich noch immer sehr ungleich verteilt, während die Ansprüche an eine einfache bürgerliche Existenz sehr hohe sind. Unlängst las man in einer grossen Monatsrevue eine Abhandlung über die Kunst, sich in London mit Familie mit 14000 Mark jährlich — „Dank einer klugen Berechnung und äusserster Sparsamkeit" — über Wasser zu halten. Dieselbe hervorragende Zeitschrift brachte auch Aufsätze über die Kunst, verheiratet mit 20 oder 30 Mark in der Woche leben zu können.

Die Ehelosigkeit ist im Wachsen. Es wird berichtet, dass grosse Geschäftshäuser ihren Angestellten — die sie nur mit 20 bis 30 Schilling (= Mark) wöchentlich bezahlen — geradezu verbieten, eine Ehe

einzugehen, bevor sie nicht eine gewisse, ziemlich hohe Lohnstaffel erreicht haben, denn ein Familienvater mit weniger als 10 000 Mark Jahreseinkommen könne in London nicht das elegante Äussere wahren, das auch von den niederen Kontoristen in einem feinen Geschäfte verlangt wird. Für Handelsgehilfen, die keine Aussicht haben, jemals eine „zur Ehe berechtigende" Lohnziffer zu erreichen, baut man grossartige Junggesellenpaläste — „moderne Klöster", wie sie mit treffender Satire getauft wurden — worin Hunderte von jungen Männern jeder in einer, zwei oder drei „Zellen" wohnen, ihre Mahlzeiten zusammen einnehmen, ihre Zeitungen in eleganten Rauchsalons lesen, Billard spielen u. s. w., wo sie aber von allem, was Familienleben heisst, nahezu abgesperrt sind. Man lebt in diesen gemeinsamen Heimstätten für Unverheiratete luxuriös für verhältnismässig billigen Preis, folglich kann man bei ziemlich geringem Jahreseinkommen „mit leben"; dafür entwöhnt man sich freilich des Gedankens, eine Familie zu gründen. Wer sich einmal an Luxus gewöhnt hat und weiss, dass er seine soziale Stellung einbüssen würde, wenn er nicht an einem gewissen Daseinsstandard festhielte, lässt sich sogar von dem natürlichen Ehe-Instinkt selten verlocken, auf einfacherem Fusse zu leben. Die Ansprüche steigen, und deshalb hört man an allen Orten und Ecken aussprechen, dass es immer teurer und beschwerlicher wird, in einer Ehe zu leben. Das ganze Volk gelangt schliesslich dahin, es für eine Menge Männer aus dem Mittelstande als zwingende Notwendigkeit zu betrachten, dass sie von einer Verheiratung gänzlich absehen.

Die hierdurch gleichfalls zum Cölibat verurteilten

jungen Mädchen der Mittelklassen müssen sich nun dem Arbeitsmarkte zuwenden, da sie für ihren Lebensunterhalt auf eine Ehe nicht rechnen können. Als notwendige Ergänzung zu den im „Kloster“ lebenden jungen Männern tritt der moderne englische Frauentypus *„the glorified spinster“* zutage.

Diese im vollen Ernste emanzipierte Jungfrau ist eine intelligente, oft sorgfältig gebildete, stets tüchtig arbeitende Frau. Äusserst sparsam und einfach in ihren Gewohnheiten ist sie gegen die Behaglichkeit häuslichen Lebens scheinbar gleichgiltig. Sie erscheint oft in höherem Grade als ihre männlichen Standesgenossen frei von allen Vorurteilen und erweist sich nicht selten mehr als jene zur Aufnahme neuer Ideen bereit.

Der Unterschied zwischen diesem neuen Kulturprodukt und der bekannten „alten Mamsell“ liegt nach der Aussage von Kennern darin, dass die letztere ein Weib ist *minus* etwas — nämlich eine männliche „Stütze“ —, während *the glorified spinster* ein Weib ist *plus* etwas — nämlich der „Selbständigkeit“, der ökonomischen und sozialen Unabhängigkeit vom männlichen Geschlechte. Wer da erforschen will, wie unsre modernen sozialen Verhältnisse die Menschen um- und neugestalten, thut wohl daran, sich nach England zu wenden. Es wird da nicht lange dauern, bis er Musterexemplare ebenso vom „Klosterjunggesellen“ wie von *„the glorified spinster“* entdeckt hat. Vorzüglich in London wimmelt es von beiden Sorten.

Die Frage bez. der Stellung der Frau und des Verhältnisses der bürgerlichen Ehe zur Gemeinde hat sich aber nicht nur aus einem Grunde, sondern aus

vielen solchen in den Vordergrund der Tagesfragen im modernen England gedrängt. So ist z. B. die Ehescheidung in England ein sehr schwer zugänglicher Weg, um häuslichem Unglück zu entgehen. Es erfordert nämlich bewiesene Untreue auf Seite der Frau, oder bewiesenen Treubruch sowie schwere Misshandlung auf Seite des Mannes, damit eine Ehe wieder gelöst werden kann. Die Folge davon sind jene staunenswert schamlosen Zeugenverhöre bei englischen Scheidungsklagen, die mit der gewohnten Prüderie des Engländers so merkwürdig kontrastieren. Liest man einzelne jener spaltenlangen Berichte über *divorce cases,* die in den Londoner Zeitungen fast täglich zu finden sind, so begreift man leicht, warum gar manche englische Ehefrau mit puritanischen Grundsätzen in ihrer Ehe lieber alles mögliche erträgt, als sich in einen solchen, für das Schamgefühl so äusserst verletzenden, gesetzlichen Zweikampf einzulassen, der allein zu einer rechtsgiltigen Scheidung führen kann. Kaum einen einzigen der vorerwähnten Einsender von Briefen an den „Daily Telegraph“ gab es, der nicht nachdrücklich eine Reform der englischen Ehegesetzgebung in der Richtung gefordert hätte, dass eine Scheidung leichter durchzusetzen sei. Ein Geistlicher wies hin auf „die erschreckende Menge von Selbstmorden, die infolge ehelichen Unglücks begangen werden, da eine nicht entehrende Scheidung jetzt unmöglich ist“.

Auch in andrer Hinsicht weisen die jetzigen englischen Ehezustände Seiten auf, die zu recht tiefen Reflexionen Veranlassung geben. Unter den englischen Arbeitern ist es die Regel, sich schon vor dem

zwanzigsten Lebensjahre eine Familie zu gründen, und in den niederen Klassen geht der Mann, oder richtiger, der Jüngling, eine Art „regelmässig unregelmässige“ Verbindung mit dem Mädchen ein, die er sich zur späteren Frau erwählt hat. Wird einer der Kontrahenten des andern überdrüssig, so verändert man sich mit ebenso wenig Formalität, wie die Verbindung eingegangen wurde. Sollte auch die gesetzliche Form beim Abschluss der Ehe beobachtet worden sein, so ist die Garantie für deren Fortbestand doch wesentlich geringer, als man nach der Schwierigkeit, eine Wiedertrennung zu erreichen, schliessen möchte. Wer die englischen Zeitungen aufmerksam verfolgt, der weiss, dass Bi- und Trigamie keineswegs unter der Fabrikbevölkerung allein häufig genug vorkommt. Getraut zu werden, ist nämlich in England ausserordentlich leicht: es erfordert nur, drei Wochen vor der Hochzeit, eine einfache Anmeldung bei einer kommunalen Registratur. Der arme Engländer, dessen Mittel es ihm nicht gestatten, einen stets teuren Scheidungsprozess anzustrengen, behilft sich deshalb in echt britischer Nonchalance mit einer höchst einfachen Kur gegen eine unglückliche Ehe. Er geht ohne gesetzliche Lösung der alten eine neue ein. Doch auch das hindert nicht, dass die Anzahl von Polizeisachen, die durch Unfrieden zwischen Mann und Frau entstehen, erstaunlich gross ist. Der Kleinbürger John Bull prügelt, verletzt und betrügt seine Gattin ungefähr ebenso oft, wie sein kontinentaler Bruder. Zu seiner Entschuldigung dient es aber, dass die Engländerin der ärmeren Klassen mit Recht berüchtigt ist, gar oft eine liederliche Hausfrau und nicht

selten daneben noch dem Trunke ergeben zu sein. In keiner andern europäischen Grossstadt sieht man so widerliche, verkommene Frauen wie die, die an den Eingängen zu Londons entweder ungemein prachtvollen oder entsetzlich schmutzigen Branntweinschänken umhertaumeln.

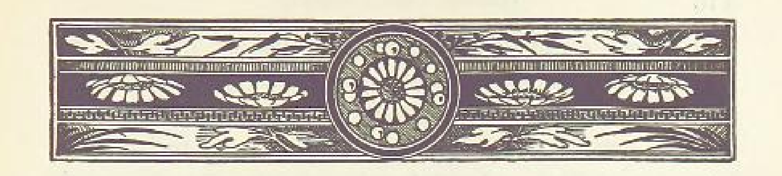
Um mit möglichstem Nachdruck derartige soziale Missverhältnisse bekämpfen zu können, die besonders das weibliche Geschlecht berühren, und um indirekt dessen soziale und ökonomische Emanzipation weiter zu befördern, haben die englischen Frauen eine sehr gut organisierte und kräftig betriebene Agitation für die Ausdehnung des politischen Stimmrechts und die Wählbarkeit auch der Frauen ins Werk gesetzt. Diese Bewegung vollzieht sich gegenwärtig in zwei, von einander etwas abweichenden Organisationen, wofür die *National Society for Women's Suffrage* und *Women's Franchise League* typisch sind. Die erstere trägt einen mehr einseitig politischen Charakter, indem sie blos verlangt, dass das Stimmrecht und die Wählbarkeit zum Parlamente den Frauen unter den nämlichen Bedingungen zugestanden werde, wie es den Männern zuerteilt wird oder werden wird. Die zweite Vereinigung hat dagegen ein mehr radikales, ebenso politisches wie soziales Programm. Sie schreibt auf ihr Banner nicht allein politische und kommunale Wahlberechtigung und Wählbarkeit der Frauen unter denselben Bedingungen wie für die Männer, sondern erstrebt auch die völlige Gleichstellung beider Geschlechter in allen politischen, juridischen und ökonomischen Beziehungen. „Wir fordern, dass Englands politische und ökonomische Gesetze für das Geschlecht

ganz blind seien.“ Diese Vereinigung ist nicht so kompromissfreundlich wie die erstere, sondern erklärt, halbe Massregeln nur so weit anerkennen zu können, wie sie sich als historische Notwendigkeiten erweisen. Dagegen hält sie es für krankhaft, für Kompromisse zu agitieren. „Ein grosses, klar erkennbares Ideal ist, selbst wenn es sich im Augenblicke nicht vollständig verwirklichen lässt, in jeder Hinsicht das beste Programm einer politischen Bewegung mit tiefernstem Ziele“ heisst es in einem der Manifeste dieses Vereines.

Beide weibliche Kampfgesellschaften veröffentlichen zahlreiche Flugschriften, die in Tausenden von Exemplaren über das ganze Land verstreut werden, und sie halten jährlich eine grosse Menge Agitationsversammlungen in London und in den grössern Städten der Provinz. Mehrere englische Zeitungen sind überdies ausschliesslich dieser Emanzipationsbestrebung gewidmet.

Im ganzen beweist diese interessante Bewegung, dass die Frauen Englands nicht allein die politisch reifsten in Europa sind, sondern auch, dass viele derselben unter sich das höchste weibliche Emanzipationsideal entwickelt haben, das wir in unserm Erdteil kennen. Man bemerkt bei vielen von ihnen eine frische Strömung moderner Freiheitsideen sowohl sozialer und intellektueller, wie auch politischer Natur. Sie sind, mit einem Worte, in ihren Anschauungen sehr vielseitig, ein Umstand, der auch für umfassendere Freiheitsbestrebungen als ihre eignen das beste verspricht.





Wie sich London belustigt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im englischen Leben während der letzten zwei Jahrzehnte ist die Umwandlung des dortigen Puritanismus von einer der Fröhlichkeit feindlichen, zu einer diese duldenden Lebensanschauung.

Diese Umwandlung begann sehr zögernd, fast unmerkbar. Dann schritt sie während der achtziger Jahre in beschleunigtem Tempo fort und hat in den letzten Jahren stark in die Augen fallende Verhältnisse angenommen. Man hört jetzt sogar Engländer von keineswegs philosophischem Temperament unwillkürlich verkündigen, dass der puritanische englische Sonntag — dieser Alp Europas — „nicht mehr dasselbe ist wie früher". Wenn der Ausländer bemerkt, wie freudlos und geistesarm der englische Sonntag noch heute ist, so entsetzt er sich bei dem Gedanken, wie er wohl früher gewesen sein mag. Museen, Theater, Konzertsäle und alle bessern Unterhaltungslokale sind geschlossen.

Der englische Sonntag ist ein zweischneidiges Schwert. Wen er nicht in die Kirche zu treiben ver-

mag, den ermuntert er indirekt, seine Zuflucht zu roheren und erniedrigenderen Formen der Zerstreuung zu nehmen. Durch eine Stadt zu wandern, in der alle Läden geschlossen sind und alle Geschäfte ruhen, kann ja am Ende erbaulich sein; gleichzeitig aber auch alles Leben erstorben zu finden, mit alleiniger Ausnahme des Lebens um die in ihrem Schmutz und ihrer Pracht gleich brutalen „Branntweinpaläste“ — das ist abschreckend und widerlich. Man bemerkt es niemals besser als am Tage der Ruhe, wie dicht London mit den geringsten Sorten von Schänken gespickt ist.

Wollen wir Londons öffentliche Vergnügungen studieren, so empfiehlt es sich also, einen andern Tag, am besten den Sonnabend, zu wählen, weil da die meisten Geschäfte schon um zwei Uhr nachmittags schliessen. Der Sonnabendnachmittag ist in England das einzige, was einem kontinentalen Sonntag ähnelt. Da strömen die jüngeren Handlungsgehilfen nach den Wiesen in der Umgebung der Stadt, um im Sommer Kricket, im Winter Fussball zu spielen; da wimmelt es von Leuten im British Museum, im South Kensington Museum, in der Nationalgallerie und den eben vorhandenen Ausstellungen; da eilt man scharenweise nach dem Krystallpalast, nach den Kew Gardens und andern, durch Natur oder Kunst anziehenden Punkten in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, und am Abend drängt man sich vor den Billetschaltern der Theater und „Musikhallen“. Der Engländer nennt das seinen „*half holiday*“. Er arbeitet fünfeinhalb Tage in der Woche, amüsiert sich einen halben und langweilt sich einen ganzen Tag nach Noten.

Es wäre schwer zu behaupten, dass der Londoner nicht eine reiche Auswahl von Vergnügungen hätte, wenn er am Nachmittage des Sonnabends von der Arbeit aufsteht. Höchstens könnte man hinzufügen, dass das eine grosse Auswahl von „*bosh*“ (Unsinn, Albernheit) ist. Daran trägt er ja aber selbst die Schuld. Wenn man sagen kann, dass jedes Land solche Juden hat, wie es sie verdient, so dürfte man mit noch grösserem Rechte behaupten können, dass jede Grossstadt diejenigen öffentlichen Vergnügungen aufweist, die sie verdient. London hat das beste und das schlechteste von nahezu allem. Man kann sich in der Weltmetropole an der Themse für wenig Geld vergnügen, sich vergnügen in veredelst verfeinerter Weise, und kann sich auch mit demselben pekuniären Opfer einen Überfluss seelenmordender und erniedrigender Art von Zerstreuung verschaffen. London ist in dieser, wie in so mancher andern Hinsicht typisch: es bietet alles, gutes und schlechtes, mit offner Hand. Auf das Unterscheidungsvermögen des einzelnen kommt es dann an, ob er von seiner Weltbürgerschaft Vorteil oder Nachteil hat.

Die ungebildeten Engländer — sie mögen nun der geistigen Verfeinerung infolge grosser Armut oder infolge grossen Reichtums ermangeln — zeigen eine unwiderstehliche Vorliebe für recht primitive Unterhaltung jeder Art. Früher spielte die Tierquälerei eine sehr hervorragende Rolle in den Belustigungen John Bulls. Katzen von Hunden zu Tode hetzen oder zwei Hähne einander zu Schanden hacken und kratzen zu lassen, gehörte zu den wichtigsten Volksbelustigungen. Noch heute ist es eine der privilegierten Zerstreuungen

des Hofes und der vornehmen Gesellschaft, zu Pferde einer Hundemeute zu folgen, die einen zahmen Hirsch jagt und schliesslich zerfleischt. Die Füchse, die in gleicher Weise behandelt werden, sind zwar nicht zahm, sie werden aber auf den grösseren Gütern mit besonderer Sorgfalt „präserviert", damit *the country gentleman* etwas zu Tode zu hetzen hat, wenn er sich durch einen scharfen Ritt einmal auffrischen will.

Seitdem die Tierquälerei-Belustigungen des ärmeren Volkes vom Parlament in Acht und Bann gethan wurden, hat man begonnen, mehr oder weniger verfeinerte Formen von Menschenquälerei auszubilden. Man erquickt sich daran, einen Mitmenschen sein Leben aufs Spiel setzen zu sehen. In welcher Weise das geschieht, darauf kommt blutwenig an. Einmal ist es ein Luftschiffer, der vom Kristallpalaste aus aufsteigt und sich, in zweitausend Fuss Höhe angelangt, mit geschlossenem Fallschirm herabstürzt, den er — wenn er's kann — eine Sekunde, bevor es zu spät ist, ausbreitet. Ein andermal ist es ein im „Royal Aquarium" auftretender Artist, der plötzlich aus fünfzig Fuss Höhe in einen Wasserbehälter herunterschiesst. Letztere Unterhaltung war im Grunde nur die Weiterentwickelung einer andern, sehr beliebten Vorstellung, bei der eine junge Dame aus hundert Fuss Höhe in ein, direkt über den Köpfen der Zuschauer ausgespanntes Schutznetz sprang. Ziemlich grotesk — *but very exciting, you know!*

Dank seines Landes düsterm Klima nimmt der spleenbesessene Engländer jede Art der Nervenreizung als ein Vergnügen auf. Es ist schwierig, ihm etwa zu viel „spannendes" zu bieten, so gefühlsstumpf ist

er in der Regel. Nirgends sonst sind z. B. die akrobatischen Vorstellungen so wahnwitzig halsbrecherisch, wie in London, und nirgends giebt das Publikum mit so naiver und gefühlloser Unüberlegtheit seinen stürmischen Beifall gerade in dem lebensgefährlichen Augenblicke zu erkennen, wo der Luftzug von einem offenen Fenster her hinzureichen scheint, die wackelnden, lose auf einander balancierenden Leitern mit der Menschenpyramide oben drauf über den Haufen zu blasen.

* * *

Zur grossen Erbauung für alle tier- und menschenfreundlichen Misses Englands sind doch die ungebildeten, wie die halbgebildeten Klassen in den letzten Jahrzehnten immer mehr „humanisiert" worden. Das bedeutet in diesem Falle, dass die britische Sensationslust um einige Grade komplizierter geworden ist, ohne deshalb völlig aus dem primitiven Stadium herauszukommen.

Hier ein Beispiel: In Piccadilly, geradeüber dem Burlington House, jenem stolzen, der Kunst und der Wissenschaft geheiligten Renaissancepalaste, finden wir ein merkürdiges, in blau, rot und gelb schimmerndes Bauwerk, dessen Mauerfläche mit allerhand mystischen Symbolen und Figuren bedeckt ist. Das ist nicht etwa, wie man glauben möchte, eine Nachahmung deutscher Spielsachenschachtel-Architektur, sondern ein Pröbchen altegyptischen, neuenglischen Verhältnissen angepassten Baustils. *„Englands home of mystery"*, liest man über dem Eingange, der von zwei augurenartig grinsenden Steinbildern bewacht

wird. Hier geben verschiedene berühmte „Zauberer“ seit zwanzig Jahren täglich zwei grosse Vorstellungen in der Fingerfertigkeit und der edlen Kunst, den Leuten die Köpfe zu verdrehen. Das geheimnisvolle Lokal für diesen Zweck ist ziemlich geräumig — etwa wie ein mittelgrosses Theater — und die auftretenden Künstler stehen zweifelsohne auf der Höhe der Geschicklichkeit unsrer Zeit. Einer derselben führt in der That wahre Wunder von Fingerfertigkeit aus. So lässt er z. B. auf kleinem eichenen Tische ein halbes Dutzend Porzellanteller und ein grosses Waschbecken sich rasend schnell um einander drehen, ohne dass ein einziger Zusammenstoss vorkommt und ohne dass auch nur ein Stück im Laufe mehrerer Minuten sich zu drehen aufhörte. Ein andrer von der mystischen Gesellschaft zeichnet sich in der Nachahmung „spiritistischer“ Experimente aus und hat es seit langen Jahren zu seiner Spezialität gemacht, in ebenso komischer wie schwererklärlicher Weise die letzten Sensationsneuheiten aus den Kreisen der Geisterseher und Theosophen zu karrikieren. Sobald ein Mitglied dieser Kreise öffentlich aufgefordert wird, den Besitz übernatürlicher Kräfte zu beweisen, ist der Zauberer in der *„Egyptian Hall“* allemal zuvorkommend genug, an Stelle des Spiritisten das Kunststück auszuführen — und das ohne erhöhtes Eintrittsgeld. Übrigens geben die berühmtesten kontinentalen „Professoren der höheren Magie“ regelmässig Gastvorstellungen in diesem Etablissement, das sich natürlich bei dem jungen London einer ganz besondern Popularität erfreut.

Nun ist es so bequem eingerichtet, dass der zerstreuungssüchtige Londoner alle diese imitierten Wun-

derthaten zwischen drei und fünf Uhr nachmittags anstaunen und von acht bis zehn Uhr abends einer für ihn ebenso verlockenden Vorstellung von imitierter Negerkomik und Negergesang in der schrägüber gelegenen St. James Hall beiwohnen kann. Zwischen den beiden Vorstellungen bleibt gerade Zeit genug, in einem der vielen, *bread shops* genannten Restaurants der Nachbarschaft eine Tasse Thee mit einem kalten Imbiss zu geniessen. Wer sich ausserdem etwas Bewegung machen will, hat dazu in dem kaum zehn Minuten entfernten Hyde Park die verlockendste Gelegenheit.

Das erwähnte negerkomische Etablissement liegt in demselben Gebäudekomplex wie der berühmte Konzertsaal, dessen Namen es mit benutzt, muss von letzterem natürlich aber wohl unterschieden werden. „Moore's und Burgess' Minstrels“ sind von ganz anderm musikalischen Schrot und Korn, als ein Sarasate oder ein Paderewski. Sie prahlen auf buntscheckigen Plakaten damit, dass ihr Etablissement „das älteste und erfolgreichste Vergnügungslokal der Welt“ sei und begründen diesen stolzen Anspruch damit, dass es (ihnen!) nicht bekannt sei, dass ein ähnliches Unternehmen in früherer Zeit „zwanzig Jahre hindurch ohne auch nur eine eintägige Unterbrechung habe offen und in Gang gehalten werden können“. Das Programm enthält Liedervorträge und Variétédarbietungen. Aus den Vorstellungen geht hervor, dass das Etablissement nur von der Züchtung peinlicher englischer Sentimentalität und grobkörnigen englischen Humors sein Leben fristet. Zu Anfang wird man durch einen Sängerchor und ein Orchester begrüsst,

deren Mitglieder alle im Gesicht geschwärzt und mehr oder weniger „negerkomisch“ aufgeputzt sind. Da werden ein Dutzend sentimentale Balladen und komische Lieder abgesungen, zwischen die man eine Menge Gallimathias in Form von Zwiegesprächen einschiebt. Weder „Banjo“ noch „Bones“ fehlen in der Begleitung. Hierauf folgen nicht weniger als drei melodramatische Burlesken, worin Verbrechen, Liebe und Luftgymnastik mit erstaunlicher Vorurteilslosigkeit gemischt sind. Obendrein wird man mit einigen Novitäten amerikanischer Musik mittels Harmonikas, Glocken, Pfeifen, Schellen u. s. w. traktiert. Nachher geniesst man wieder ein Sammelsurium von Banjo-Solo, „Clog“-Tanz, Akrobaten und pathetischer Deklamation. Die Zuschauer finden offenbar alles „ungeheuer amüsant“, denn sie lachen rein närrisch fast die ganze Zeit über — vorzüglich, wenn im Schlusstableau eine (ausgestopfte) Bulldogge einem schauerlichen Melodramaschurken an die Kehle fliegt, der einen Kassenschrank mit wohlgezieltem Pistolenschusse geöffnet hatte. Sinkt dann der Vorhang vor der Bulldogge herab, so wird *God save the Queen* gespielt, währenddem jedermann verzweifelte Anstrengungen macht, so schnell wie möglich der erstickenden Atmosphäre des kleinen Salons zu entfliehen.

Unser seinen Sonntag feiernder Londoner verdiente gewiss den Namen eines ungenügsamen Geschöpfes, wenn er mit einer so reichen Auswahl lustiger und empfindsamer, grässlicher und schöner Sachen nicht zufrieden wäre. In London ist indes alles in so grossem Stile zugeschnitten, dass auch der Anspruchvollste seine Erwartungen zuweilen weit übertroffen

sieht. Wer sich z. B. an einem zweiten Pfingstfeiertage an einer der grösseren Eisenbahnstationen Londons ein Fahr- und Eintrittsbillet zum Kristallpalast löste, wird finden, dass ihm daselbst mehr an Zerstreuung und Unterhaltung geboten wird, als ein Mensch in einem Tage zu konsumieren imstande ist, und wenn er auch von früh zehn bis nachts zwölf Uhr noch so angestrengt „arbeitete“.

Der Kristallpalast ist bekanntlich eines der grössten Vergnügungslokale der Welt. Der „Palast“ besteht aus einem ungeheuren Gebäude aus Glas und Eisen, errichtet aus dem, von der 1851er Weltausstellung herrührenden Materiale und belegen auf einer Anhöhe inmitten der herrlichsten Parkanlagen. Er bildet ein wichtiges Zentrum für das höhere Musikleben Londons. Sein grosses Orchester ist vorzüglich, seine Gesangschöre zählen bis zu viertausend sorgfältig geübte Mitglieder, und seine Orgel ist eine der grössten und schönsten von allen, die es giebt. Ausserdem dient der Kristallpalast mit seinen weitläufigen Anlagen als der beliebteste Volkspark der Hauptstadt, wodurch es sich leicht erklärt, dass sich die Anzahl der Besucher an Festtagen, wie dem zweiten Oster- und dem zweiten Pfingstfeiertage, oft auf achtzig- bis hunderttausend beläuft. Einem so vielköpfigen Publikum lohnt es sich ja, vieles und das auch billig zu bieten. Der Palast ist reich an interessanten Sammlungen. Er enthält Londons bestversehenes Museum für das Studium der Baustile und der ornamentalen Skulptur — bestehend aus einer Reihe ausgezeichneter Nachbildungen von Meisterwerken der Baukunst aus fast allen Zeiten und Ländern. Weiter beherbergt er

eine moderne Bildergallerie, ein naturhistorisches Museum, ein Industrie-Museum von allgemeinem Interesse, zwei Theater, jedes mit 4000 Plätzen, Lesesaal und Bibliothek, eine Anzahl beständig wechselnder Ausstellungen, Hunde-, Katzen- und Vögel-Ausstellungen, sowie eine Menge Restaurants verschiedener „Klassen“. Im übrigen ist der gewaltige Mittelgang des Palastes mit guten Marmorbildwerken, hübschen Springbrunnen und geschmackvoll angeordneten Gruppen exotischer Pflanzen angefüllt. Draussen im Park mit seinen Terrassen, Riesenfontänen und saftigen Rasenflächen, die zu betreten nicht verboten ist, mit seinen schattigen Hainen, malerischen Felspartien und „Seen“, zwischen denen unheimliche Modelle antediluvianischer Tiere lauern, findet man eine andre Art von Unterhaltungen: ein grosses Panorama, einige Rutschbahnen, ein Labyrinth, ein überbautes Schwimmbad, Veloziped- und Pferdewettrenn-Bahnen nebst Musikpavillons. Das sind etwa die beständigen Lockmittel des Kristallpalastes. An einem bürgerlichen Festtage — *Bank holiday* — treten in diesen Theatern berühmte „Zauberkünstler“, Akrobatentrupps, sowie musikalische und dramatische Humoristen auf, und im Parke selbst werden Luftballons aufgelassen und Sportwettkämpfe zwischen bekannten Spezialisten veranstaltet, während ein ganzes Heer von Karussellen, Schaukeln, Schiessständen u. dergl. in einer Ecke des Parkes ein Jahrmarktsbild von rein internationalem Typus hervorruft. Mit Anbruch der Dunkelheit wird dann eines der Riesenkunstfeuerwerke abgebrannt, deretwegen der Kristallpalast europäische Berühmtheit erlangt hat.

Hauptsächlich ist es die Arbeiterbevölkerung des Eastends und des südlichen Londons, die die aller zehn Minuten nach dem Kristallpalast abgehenden Eisenbahnzüge zum Erdrücken füllt. Da geht es lustig zu in den Koupees III. Klasse: Gesang, Musik und Lachen auf dem ganzen Wege. Besonders zeichnen sich die mit bunten Kleidern und Halstüchern, sowie mit grossen, federgeschmückten Hüten herausgeputzten Fabrikmädchen durch ihre schrankenlose Ausgelassenheit aus. Die ganze Szene bildet den grellsten Kontrast gegen die steife, konventionelle Zurückhaltung, die für das englische Bürgertum so charakteristisch ist, ob es sich nun um eine Vergnügungsfahrt, eine gewöhnliche Reise oder um irgendwelche Zusammenkunft handelt. Diese Arbeitermassen, umgeben von den Herrlichkeiten des Kristallpalastes, zu beobachten, wird ein wirkliches Studium für jeden Kulturforscher. Anfänglich scheint alles das neue und fremdartige auf die Besucher etwa denselben Eindruck zu machen, wie ihn der erste Stadtbesuch einem Bauerjungen einflösst. Es währt indes nicht lange, bis unsre Londoner Kinder ihre Wahl getroffen haben. Sie irren flüchtig durch die Bilder-, Architektur- und Skulpturensammlungen und finden deren Inhalt offenbar unverständlich und deshalb ungeniessbar. Die naturgeschichtlichen und industriellen Sammlungen interessieren nur eine kleine Minderzahl. Dagegen sammeln sich alle andächtig bei den Musikpavillons. Auf „die Kunst unsres Jahrhunderts" verstehen sich die Leutchen. Schweigt die Musik, so strömen sie Mann für Mann nach den Akrobatenvorstellungen, den Karussellen und zu einer Ruderfahrt auf dem „grossen See", oder

nach den Teilen des Parks, wo Wettrennen abgehalten werden oder Luftballons aufsteigen.

* * *

Besser als alles andre zeugen jedoch die Variété-Theater für den primitiven Geschmack des erholungsbedürftigen Engländers — für seine naive Sensationssucht und den erschreckenden Mangel alles künstlerischen Instinktes. Das Londoner Variété ist das richtige Erzeugnis des Londoner Lebens, wie sich dieses seit den Tagen Elisabeths entwickelt hat; man kann deshalb seinem Zeugnis über den Volkscharakter gewiss Vertrauen schenken. Nicht weniger als vierzehn Millionen Eintrittskarten zu den grösseren Londoner *Music Halls* werden alljährlich abgesetzt.

Das englische Variété-Theater ist eine äusserst konservative Einrichtung — was mit Notwendigkeit daraus folgt, dass es zu John Bulls nationalen Institutionen gehört. Ob im Westend oder Eastend, ob im südlichen oder im nördlichen London, nirgends findet man einen besondern Unterschied zwischen den Lokalen und den Programmen der Variété-Theater. Auch auf diesem Gebiete des Londoner Lebens eine tötliche Einseitigkeit!

Man tritt in einen mehr glänzend als schön ausgestatteten Theatersalon, dessen Parkett und Wandelgänge so eingerichtet sind, dass die Zuschauer essen und trinken, rauchen und umhergehen und doch immer ein Auge auf die Bühne haben können. Im Eastend ist die Pracht eitel Imitation, im Westend ist sie echt. Das ist der ganze Unterschied, denn im übrigen sind

die Etablissements fast alle in dem wohlbekannten internationalen Variétéstil gehalten. Der Zuschauerraum ist für ein Etablissement dieser Art oft sehr gross. Im südlichen London giebt es eine Musikhalle, die fünftausend Personen fasst, und im westlichen London haben wir das ebenso grossartige, wie prachtvolle „*Palace Theatre*", das ursprünglich zur Heimstätte der nicht existierenden englischen Oper bestimmt war. Die Sitzplätze sind im allgemeinen recht bequem. Die Lokale im Westend haben stets luxuriöse Logen mit zugehörigen prachtvollen Vorsälen und Treppenhäusern, denn das Variété-Theater ist der Aufenthaltsort für die *Jeunesse dorée* in England ebenso wie auf dem Kontinente.

Das Programm umfasst oft nicht weniger als vierundzwanzig Nummern, und die Vorstellung dauert von acht Uhr abends bis Mitternacht. In der Hauptsache serviert man da Kuplets, Deklamation und Mimik von einer unendlichen Reihe männlicher und weiblicher „Artisten". Dazwischen treten Jongleure auf, ferner Tanzkünstler und Akrobaten beiderlei Geschlechts, dressierte Hunde und gelehrte Ferkel, boxende Känguruhs und kämpfende Löwen, starke Männer und starke Damen in ihren „sensationellen Kraftleistungen", Gedankenleser, humoristische Mesmeristen, Rechenkünstler und allerlei Zauberer von mehr oder weniger neumodischem Zuschnitt.

Die Vorstellungen zerfallen in zwei, von einander scharf getrennte Teile: die konventionellen und die sensationellen. Die ersteren sind deshalb beliebt, weil sie ebenso bekannt und abgetreten sind wie die Gasse; die zweiten deshalb, weil sie das wahnsinnigst Ausser-

ordentliche bieten. Ein solches Doppelgeschöpf ist John Bull — wenn er sich amüsieren soll.

Die Kupletsänger leiden — mit sehr wenigen Ausnahmen — an völliger Stimmlosigkeit, und zwar nicht nur, weil sie ausgesungen wären, sondern auch, weil sie gar keine Stimme besessen haben. Es ist schwer erklärlich, wie eine so grosse Nation wie die englische mit solch mechanischer Regelmässigkeit Legionen „musikalischer Artisten" und „Musikliebhaber" ohne eine Spur musikalischer Begabung zu erzeugen vermag. Auf diese Eigentümlichkeit des Londoner Variétéwesens wollen wir jedoch nicht weiter eingehen. Wenn wir es lieben, uns zu verwundern, so giebt es dafür noch andres, als jenes unsinnige nasale Abschnarren eines oder höchstens zweier Töne, das in London *Music-hall*-Gesang genannt wird. Man beachte nur die Gesten und Bewegungen dieser stets im Frack auftretenden Sänger oder der stets in Trikot erscheinenden Sängerinnen, wenn sie auf dem Podium auf und ab stolpern, schreiten oder sich wiegen; dazu versuche man den Inhalt der Kuplets aufzufangen. Welch fanatischer Kultus des Affektierten und des Blöden! Ganz als ob sich in John Bulls unverstellter Menschennatur nicht das geringste Material für ein Spürchen leichter Komik und melodiösen Scherzes vorfände.

Der gewöhnliche *Music-hall*-Artist ist ein traurig-lustiges Produkt seiner nach uralten Überlieferungen geleiteten Dressur. Auf der englischen Variétébühne haben sich allmählich eine gewisse Anzahl eng begrenzter Rollen, Typen oder „Charaktere" stereotypiert, die nun niemals fehlen dürfen, denn das liebe Publi-

kum hat sich einmal an sie gewöhnt. In diese Rollen werden die Artisten hineingepresst und diesen Rollen werden die neuen Kuplets angepasst. Da erscheint der fashionable Snobb, der Frack, Hut und Zigarette niemals ablegt, sich nie mit etwas anderm als Mädchenjagd beschäftigt und nie anders, als in leicht angetrunkenem Zustande zu sehen ist. Er hantiert mit Hut und Zigarette auf allen fünfunddreissig Londoner Variétébühnen in ganz gleicher Weise, und von allen herab prahlt er mit seinen Eroberungen und seiner Trunksucht in absolut der nämlichen Melodie, begleitet von denselben Beinverrenkungen, demselben Augenblinzeln und derselben Orchestermusik. Sein weibliches Pendant ist eine Dame im kürzesten polizeilich erlaubten Röckchen. Sie stemmt stets die Hände in die Seiten und bemüht sich angelegentlichst, uns von ihrer peinlichen Unfähigkeit, Oberkörper und Kopf in natürliche Haltung zu bringen, vollgiltig zu überzeugen. Ihre Abenteuer, die sie uns vorplärrt, entstehen unwandelbar dadurch, dass sie bei einer ihrer gewöhnlichen Abendspaziergänge den Hausschlüssel vergessen hatte. Schliesslich unterlässt sie niemals die Erklärung, wie schmerzlich sie es beklage, dass die Damen nicht dieselbe unbeschränkte Freiheit geniessen, zu rauchen, zu trinken und sich „herumzutreiben“, wie die Herren im Frack, mit dem Klapphut und der Zigarette.

Das waren einige der „unmoralischen Klischees“ aus dem englischen Variététreiben. Nun ein oder zwei „moralische“, denn was wäre ein englisches Vergnügen ohne „Moral“. Hier marschiert gleich nach der missvergnügten und abenteuerlustigen Dame im kurzen

Röckchen ein Beispiel dafür auf die Bühne. Es ist ein alter Invalid mit roter Uniform, Orden und hölzernem Bein. Er ist von einigen, ihn anstaunenden Enkeln umgeben — denn seine Spezialität ist eine innige Mischung des Mordspatriotischen und des Rührenden. Mit grabähnlicher Stimme deklamiert er eine Räubergeschichte von Tel el Kebir, und alle Soldaten im Zuschauerraume nehmen den Refrain mit heller Begeisterung auf — unter dem stürmischen patriotischen Jubel sämtlicher Zuhörer, die in der nächsten Minute dem Clown Snuff mit seinen etwas fettleibigen Ferkeln oder „*The two Macs*“ wie tolle Wölfe Beifall gröhlen. Die letzteren sind nämlich zwei als Herumlungerer kostümierte Herren, die einander auf den Magen pochen, dass es im ganzen Lokale wiederhallt, Ohrfeigen austeilen, nach denen der Empfänger drei Saltomortale macht, einander achtlos durch Gitterwände werfen und sich noch mit ähnlichen Rücksichtslosigkeiten belustigen, welche nichts kosten, wenn man einen festen falschen Bauch und einen falschen Schädel aus Kautschuk hat.

Ein andres beliebtes moralisches Klischee der Londoner Variétébühnen ist der melancholische Herr im schwarzen Mantel und Schlapphute der vierziger Jahre. Er hat unlängst einen Raubmord begangen — um eine Spielschuld zu decken — und ist deshalb besonders geeignet, gesunde Lebensgrundsätze zum Vortrag zu bringen, die das Publikum unter atemloser Spannung einsaugt. „Spannung“ — denn man lauert auf den Schlusseffekt, den in moralischer, musikalischer und variétéistischer Hinsicht so ausserordentlich befriedigenden Pistolenschuss.

Unter den zahlreichen konventionellen Programmnummern dürfen auch Anspielungen auf wohlbekannte politische und fashionable Erscheinungen nicht fehlen — sie müssen aber leicht verständlich sein und sich in konservativer Richtung bewegen. Auf der Variétébühne wird Gladstone stets ausgepfiffen und Salisbury stets applaudiert. Das ist einmal alte Gewohnheit. Mit Politik hat es nichts zu thun. Es ist nur wiederum ein Klischee.

Nun zu den sensationellen Tageslockspeisen des Londoner Variététheaters. Von diesen verlangt man nur, dass sie extravaganter Art seien. Es kann allerdings vorkommen, dass man dazwischen recht künstlerischen Darbietungen begegnet, obgleich die einfach exzentrisch sinnlosen Nummern sicher die Mehrzahl bilden. Hierher zählt z. B. das schauderhafte „*Ta-ra-ra-boom-de-ay*“, eine wilde Beinverrenkungsarie, die zu sehen ganz London nach den Variétés stürmte. Die Tänzerin, Miss Lottie Collins, die Erfinderin dieser Verrücktheit, trat längere Zeit jeden Abend auf fünf oder sechs Variétébühnen Londons damit auf, und gab ausserdem Matinees in den Salons des vornehmen Westends vor *the most select company*. Ein Variétéartist im Eastend — Herr Chevalier — kam auf den Gedanken, den wohlbekannten Grünwarenhökertypus zu parodieren. Er hatte Talent, machte seine Sache mit humoristischer Verve, und wurde ebenfalls ein Löwe der Londoner Saison. Ein andermal nahm sich eine Variétésängerin vor, etwas sensationelles in den jetzt in England so beliebten Tänzen in langen, dünnen und faltenreichen Röcken, den sogenannten „*Step dances*“, zu bieten. Sie zwängte sich von oben

bis unten in Trikots, umhüllte sich mit einigen grossen Draperien von prachtvollem, durchscheinendem Seidenmusselin, der an den Kanten mit Schrotkörnern beschwert war, und tanzte, wobei sie die langen flatternden Draperien in tausend phantastischen Weisen um sich wirbeln liess. Um das Malerische des Eindrucks zu erhöhen, trat sie auf dunkler, nur mit einem Strahle elektrischen Lichtes erhellter Bühne auf, wobei der helle Schein allen ihren Bewegungen folgte und in der Farbe unaufhörlich wechselte. Einmal bildete sie eine sich wiegende marineblaue Wolke oder einen rosenroten, sich drehenden Korkzieher, und dann wieder einen smaragdgrünen Schmetterling, der mit seinen ungeheuern, durchscheinenden Flügeln flatterte.

Glänzende und grossartige Balletvorstellungen in ähnlichem Stile gehören in zwei der grössten Londoner Variététheater — „Empire“ und „Alhambra“ am Leicester Square — zur Tagesordnung. Die „Alhambra“ ist in maurischem Stil dekoriert. An Vergoldungen, lebhaften Farben und Glasmosaiken ist hier nichts gespart. Verschiedene altpuritanische (weibliche) Seligkeitsapostel haben zwar gegen die leichten Kostüme des Balletkorps weidlich Zeter geschrien und eine heftige Zeitungsfehde darüber entfacht — das hindert aber Damen von zweifelloser Ehrbarkeit nicht im mindesten daran, sich in den luxuriösen Logen der „Alhambra“ hinter den roten Plüschgardinen ein Plätzchen zu suchen. Die Ballette hier sind eben so prachtvoller Art, dass man sich das Vergnügen, sie mit anzusehen, nicht gern versagt . . . wenn man sich eine Loge für drei Pfund Sterling leisten kann. Das Programm bietet in der Regel ein Dutzend gewöhnliche

Variéténummern und ausserdem zwei vollständige Ballette. Um nur den letzteren beizuwohnen, braucht man sich erst nach zehn Uhr abends einzufinden. Eine eigentümliche Zeit, mit den „Vergnügungen des Tages“ anzufangen. In London muss man aber die Nacht zu Hilfe nehmen, denn am Tage hat man vor Geschäftstrubel keine Zeit dazu.

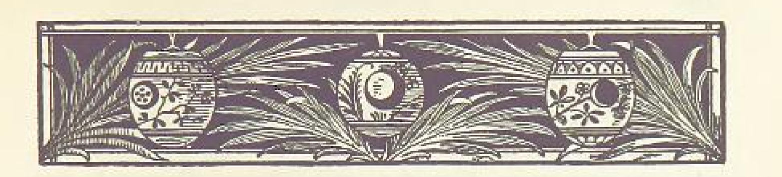
Gewöhnlich ist es eine morgen- oder abendländische Sage, die den Stoff zu den berühmten Tanzspielen am Leicester Square liefert. Die Erfinder sind klug genug, den Zuschauer gar nicht erst mit einem „Inhalt“, der nur stören würde, zu belästigen. Aus dem mit breiten Goldkanten und hübschen Vignetten geschmückten Programm erfährt man, dass die Anordnung des Balletts von einem Italiener, die Musik dazu von einem Franzosen herrührt, dass die Kostüme die Frucht gemeinschaftlicher italienischer und französischer Arbeit sind, dass die Prima Ballerina assoluta eine italienische Signorina und der erste Tänzer ein leichtfüssiger Franzmann ist. Was man auf dem Gebiete der Kunst in England Schönes findet, ist gar zu oft ausländischen Urprungs. Und diese Tanzspiele sind oft wirklich sehr schön. Einige zwanzig entzückende Tanznummern jagen einander in rascher, blendender Folge, und dazu thut das elektrische Licht in jedem Bilde traumhafte Wunder. Den Rahmen der Szene bilden ein Dutzend konzentrische Bogen mit Tausenden kleiner Glühlampen, deren Strahlen sich in unzähligen Prismen brechen. Nach dem himmelblauen Hintergrunde zu verdichten sie sich zu einer mächtigen, sonnenartigen Konstellation, die in allen Farben des Regenbogens glitzert. Und dieses Meer vielfarbigen

Lichtes fällt auf einen Urwald phantastischer Blumenguirlanden und auf zweihundert künstlerisch und kühn gruppierte Tänzerinnen. Ihre Kostüme, ebenso wie die Dekorationen, sind in heitern lichtsatten Farben gehalten, sprühen Funken von Theaterjuwelen und schimmern von Gold und Silber. Bei solchen Orgien bunter Augenweide fordert die Natur ihr Recht — das Recht der in berussten Grossstädten und in prosaisch zugeschnittener, schmutzfarbiger täglicher Tracht sonst unterdrückten und gequälten Menschennatur.

Nach dieser Feerie treten noch einige abscheuliche Kupletsänger auf und schliesslich — so gegen nachts halb zwölf — folgt das letzte Ballett. Dessen Hauptanziehungskraft liegt darin, dass es die Militäruniformen und die Nationalgesänge der ganzen Erde bietet und mit einem irländischen Walzer, einem schottischen Hochlandsfackeltanz, mit Kriegsspielen und dem „*Rule Britannia*" abschliesst.

Dabei ist Mitternacht herangekommen und man beeilt sich nun, seine vielleicht zwanzig Kilometer entfernte Wohnung zu erreichen — ein Kunststück, das, wenn man gerade den richtigen Bahnzug trifft, etwa in einer Stunde ausgeführt werden kann.





Sportbilder.

Wer sich nur einige Zeit in England aufgehalten und seine Beobachtungen nicht ausschliesslich auf die City Londons beschränkt hat, der muss auch einen nachhaltigen Eindruck erhalten haben von den jetzt beliebtesten Spielen im Freien — Kricket, Fussball, Lawn tennis und Golf, denn diese werden mit brennendem Eifer und in ungeheurem, geradezu nationalem Massstabe betrieben. Was insbesondere die zwei ersten angeht, so spielen diese eine so wichtige Rolle in der Erziehung und Ausbildung der Jugend aus dem Mittelstande und überhaupt der ausser dem Hause gesuchten Zerstreuung der einigermassen besser situierten Klassen, dass man „sein England eigentlich gar nicht kennt“ wenn man damit nicht etwas nähere Bekanntschaft gemacht hat. Der schlimmste Fehler des Durchschnittsengländers als Gesellschafter liegt in seiner unleidlichen *selfconsciousness*, und fast das einzige Mittel, unser Urteil über ihn in dieser Hinsicht etwas zu mildern, besteht darin, dass man mit ihm auf dem Kricket- oder dem Fussballfelde verkehrt. Der gut-

gewachsene, kräftige Jüngling, der im Empfangzimmer und in Damengesellschaft beim besten Willen sich nur selten höher als zur Würde eines arglosen Tölpels zu erheben vermag, erweist sich auf dem Kricketfelde als ein muntrer Bursche mit einem Dutzend ansprechender, moralischer Eigenschaften und in der Regel mit der einen oder der andern intellektuellen Spezialität ausgerüstet, die ihn über den Verdacht, ein Dummkopf zu sein, zweifellos erhebt.

Eine englische Landschaft ist nie vollständig ohne Ballspieler — es mag Herbst, Sommer oder Winter sein. Schweifen wir umher durch die saftgrünen, heckenbegrenzten Wiesenauen des niedrig-hügeligen Südengland, so treffen wir hier und da unfehlbar auf eine Ballspielergesellschaft, mag die Stätte auch mehrere englische Meilen von einer Stadt oder einer Schule entfernt liegen. Auf jeder Sommerwanderung über Land bemerken wir eine Schar von Jünglingen und Männern, die auf einer geräumigen Wiese lose Gruppen bilden. Die weissen oder streifigen Flanellanzüge mit ihrer leichten Eleganz, das Anschlagen der harten Bälle gegen die energisch geschwungenen Schlaghölzer, die unaufhörlichen, doch methodischen Bewegungen der Spieler, der milde, heitre Sonnenglanz auf Wiese, Baum und Hügel — alles fügt sich zu einem reizenden Bilde zusammen, das, ungewöhnlicherweise, niemandem einfallen könnte verbessern zu wollen. Unternehmen wir dieselbe Promenade im Herbst oder schneefreien Winter, so finden wir das Feld von Fussballspielern belebt. Zwei Jünglingsgruppen in verschiedenfarbigen Flanellkostümen manövrieren da gegen einander wie zwei feindliche Heere

vor Erfindung des Schiesspulvers. Es ist ein unaufhörliches Hand- — oder hier richtiger: Fuss- — gemenge. Da schnellt ein wohlgezielter Stoss mit dem Fusse den Ball hoch in die Luft und in langem Bogen über die Wiese hin. Sofort stürzt — offenbar nach einer Menge verzwickter Spielgesetze — die ganze Schar ihm nach, um da, wo der Ball niederfiel, das Fussgemenge voll glühenden Eifers fortzusetzen. Der Himmel ist grau, die Luft trieft von fallendem Nebeldunst, der Erdboden ist durchweicht und jeder Mitspieler von oben bis unten mit Schmutz bespritzt. Dieses Bild ist freilich nicht so anziehend, wie das Schauspiel, das das Kricket bietet, und das Fussgemenge hat zuweilen den Anstrich von Rohheit; es käme indes auf ein Vorurteil hinaus, wollte man die flotte Stimmung dabei nicht bewundern und nicht die ungekünstelte Vorliebe würdigen, womit die jungen Leute sich an frischen, kalten Herbsttagen stundenlang auf einer schmutzigen Wiese in eifrigem Spiele herumtummeln.

Das Kricket ist der grosse englische Nationalsport, der wahrscheinlich von einer grössern Anzahl von Individuen, als irgend ein andrer Sport sonstwo in der Welt betrieben wird. Was den Namen „Kricket“ betrifft, scheint etwas bestimmtes über dessen Herkunft oder ursprüngliche Bedeutung nicht nachweisbar zu sein. Das Spiel selbst ist so alt, dass es schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast vollständig in seiner heutigen, verwickelten Gestalt existierte. Im Grunde bildet es ein Spiel zwischen zwei Personen.

Wie leicht dieses Spiel auf den ersten Blick auch erscheinen mag, erfordert es doch grosse Muskelübung,

scharfes Aufpassen und gute Nerven. Da es ferner schlimme Folgen haben kann, wenn der mit gewaltiger Muskelkraft geschleuderte Ball Bein und Hände trifft, sind der Schlagholzmann und der, der unmittelbar hinter dem „Male“ steht, durch gepolsterte Beinschienen und dicke, zweckmässig gestaltete Handschuhe geschützt.

Eine der Ursachen, dass das Kricket zum wirklichen Nationalsport wurde, liegt darin, dass es gelang, sich über dessen Spielregeln zu einigen, indem das Reglement eines der Londoner Kricketklubs im ganzen britischen Weltreiche allgemein angenommen wurde. Dasselbe gilt jedoch nicht für den Fussball, der an allen höheren Schulen und in verschiedenen Landesteilen auf abweichende Weise gespielt wird. So hat z. B. das Fussballspiel der Schule von Rugby fünfzig Regeln, während das der populären „Fussball-Vereinigung“ sich mit deren fünfzehn behilft.

Fussball ist in England eine sehr alte Volksbelustigung, die ursprünglich darin bestand, dass die Männer aus zwei Nachbardörfern sich mitten zwischen diesen trafen, an der betreffenden Stelle einen grossen Ball niederlegten und diesen nun mit allen Mitteln des Ringkampfs in das Dorf der Gegenpartei zu treiben suchten. Wem das glückte, der war der Sieger. Das Spiel hat sich erklärlicherweise im Sinne einer Beschränkung des früher oft fünf Kilometer langen Kampfplatzes entwickelt, sowie in dem einer Abschaffung der lebensgefährlichen Schlägereien, die von dem früheren Systeme fast unzertrennlich waren. In letzterer Hinsicht steht das Spiel in Rugby noch immer auf recht primitivem Standpunkte, indem bei

ihm noch eine Menge Ringkämpfe und Fusstritte zulässig sind, die aus den Regeln der „Fussball-Vereinigung“ ausgemerzt wurden. Die Zahl der Unfälle beim Fussballspiel ist in der That bedauerlich gross; ja es kommt vor, dass ein Teilnehmer durch einen gewaltsamen, falsch gerichteten Fussstoss auf der Stelle getötet oder lebenslang zum Krüppel gemacht wird.

Schon durch Beachtung der Tagespresse kann man den hervorragenden Platz erkennen, den Kricket und Fussball im Interesse der Engländer einnehmen. Die grössten Städte besitzen täglich erscheinende Sportszeitungen; der Wochenblätter, die sich mehr oder minder einseitig den grossen Nationalspielen und dem Zeitvertreib ausserhalb des Hauses widmen, giebt es eine wahre Legion. Kein politisches Journal — ob gross oder klein — darf seine Sportsspalten mit langen Berichten über das „Kricket“ oder den „Fussball“ des Tages vermissen lassen. Sportsangelegenheiten werden überhaupt ebenso ernsthaft, wenn nicht immer ebenso gründlich behandelt, wie die Politik; und es dürfte schwer zu bestimmen sein, ob es für manchen Engländer einen wesentlichen Gradunterschied zwischen dem Interesse giebt, womit er die Nachrichten über eine hochwichtige Parlamentsdebatte aufnimmt, und dem, womit er den jährlichen grossen Kricket-*match* auf „Lords Kricketground“ oder auf dem „Kennington Oval“ in London verfolgt.

Zuweilen wird man wirklich zu glauben versucht, dass die Politik gar zu sportsmässig und der Sport gar zu politisch behandelt wird. Hier haben wir es in der That mit einem der grössten Gebrechen des englischen Sportsbetriebs zu thun. Dieser wird oft

zum wilden, sinnlosen Wettkampf verwandelt, durch den der Körper, statt gestärkt und verschönt zu werden, ruiniert oder auch abnorm entwickelt wird. Der Grundgedanke des Sports — physische Erholung und Entwickelung, Ruhe nach einseitiger Berufsthätigkeit und Umgang mit der Natur — geht allzu sehr verloren und wird zur nervösen Konkurrenzmanie verwandelt, die eine keineswegs erquickende Unterbrechung bildet gegen die nervöse Konkurrenzmanie, welche der tägliche Kampf ums Dasein dem Engländer unsrer Zeit so wie so aufnötigt. Übrigens sind Kricket- und Fussballspiel nicht verschont geblieben, zu einer Art Zirkushandwerk herabzusinken, das von „Professionals“ ausgeübt und von einer mehr sensationslüsternen als sportfreundlichen Menge bewundert wird. Ein schöner und für den inneren Zusammenhalt des grossen Kolonialreichs offenbar nützlicher Umstand ist es dagegen, dass englische Kricket- und Fussballklubs oft weit übers Meer reisen, um sich mit solchen in den Kolonien (in Australien, Neuseeland, Canada u. s. w.) zu messen, sowie dass die Sportklubs dieser Länder zu gleichem Zwecke nach dem Mutterlande kommen. Diese Sitte ist eine Weiterentwickelung des alten Gebrauchs, nach dem die englischen Universitäten und Provinzen jährlich in allerhand körperlichen Übungen mit einander in Wettbewerb treten.

* * *

Unter den mancherlei Überraschungen, die John Bulls Insel für den wissbegierigen Fremdling in Bereitschaft hat, ist die „Kunst“ oder „Wissenschaft“,

sich mit den Fäusten zu bearbeiten, gewiss nicht die mindest wichtige. Nichts bezeichnet gewisse Züge im englischen Nationalcharakter in erbaulicherer Weise, als die warme Hingebung, womit Edelmann, Bürger und Proletarier die „edle Kunst der Selbstverteidigung" umfassen, und das vorzüglich, weil diese in ihrer höchsten und künstlerischsten Form — des Preisboxens mit blossen Händen — in den letzten Jahren als ein Vergehen gegen das geschriebene Gesetz gilt.

Was die britischen Anhänger dieses Sports über seinen „Nutzen", seine „erzieherische" und „wissenschaftliche" Bedeutung auch sagen mögen, ist es doch sonnenklar, dass seine grösste, wenn nicht einzige Anziehungskraft in dessen brutalem Elemente liegt. Das kraftvolle, doch wenig feinfühlige englische Temperament kann in dem eleganten ungefährlichen Floretfechten, desgleichen auch in dem weniger eleganten und weniger gefahrlosen deutschen Schlägerfechten keinen Genuss finden, sondern huldigt dafür dem vom ästhetischen Gesichtspunkte anwidernden Faustkampfe, dem Mürbeklopfen, dem Ohrenzertrümmern und dem Augen- und Naseneinschlagen. Ausserdeutsche Völker sind der Meinung, dass unsre Studenten nicht besonders anziehend erscheinen, wenn sie, das Gesicht mit Pflasterstreifen beklebt und durch Schmarren entstellt, vom „Paukboden" kommen; was soll man aber erst über den englischen „Pugilisten" (Klopffechter, Boxer) nach stattgefundenem Kampfe sagen? Die Vorderseite seines Kopfes, bei andern Leuten Gesicht genannt, ist eine unförmliche, nicht zu erkennende Masse von Anschwellungen, blauroten Flecken und ekelhaften Quetschwunden. Ein Anblick, vor dem der

einfältige Ausländer mit Abscheu entflieht, den der des Boxens kundige englische Patriot aber betrachtet: „als ehrenhaften Beweis dafür, dass ein harter Strauss in mannhafter Weise nach den Regeln der Kunst ausgefochten worden ist“. Wenn man beobachtet, wie die Zeitungen mit kaltblütigster Regelmässigkeit lange, eingehende Berichte über die Ausübung dieses nationalen Sports zu bringen, wie die Vergnügungslokale ihr Publikum durch Vorstellung eines „Preisboxers“ des Tages heranlocken; wenn man hört, wie Edelleute und andre Mitglieder der vornehmen Gesellschaft bis zu 1000 Pfund Sterling zeichnen als Belohnung für den Sieger im nächsten „Preiskampfe“, und wie die Leute tausendfach hinzuströmen, sobald sie die Inszenesetzung eines (gesetzlich verpönten) Faustkampfes in irgend einem verborgenen Winkel des Landes gewittert haben, und wenn man sieht, dass die Schaufenster der Buch- und Kunsthandlungen ebenso oft mit dem Porträt eines hervorragenden Boxers, in Kleidung und Haltung treu nach den Regeln der „Kunst“ geschmückt, prunken, wie mit den Photographien berühmter Gelehrter, Schauspieler und Künstler — was soll man da über britische Verfeinerung urteilen? „Dass sie aus dem oder jenem Grunde in gewissen Beziehungen etwas zurückgeblieben ist“, wie ein englischer Autor unlängst in einem wehleidigen Artikel „über den moralischen Wert des Faustkampfes“ offenherzig zugestand.

Ehe wir weiter auf die Bedeutung des Faustkampfes im britischen Leben eingehen, erscheint es am ratsamsten, erst kurz zu schildern, wie die edle Kunst von den kampflustigen Briten geübt wird. Die

anfängliche Stellung dabei ist ja bekannt: der linke Fuss stemmt sich gegen den Boden, der rechte wird um einen halben Schritt zurück mit etwas erhobener Ferse und die Zehen in einer Linie mit dem linken Fusse gehalten; der rechte Arm liegt zur Verteidigung so vor der Brust, dass die geballte Hand ungefähr die linken falschen Rippen schützt, der linke Arm ist ebenfalls gebogen, doch mit der zum Angriff vorgestreckten Faust. Das Kinn darf nicht so hoch gehalten werden, der Mund muss fest geschlossen sein und die Augen sollen alle Bewegungen des Gegners scharf beobachten, während der Boxer selbst auf geeignete Angriffsmethoden sinnt. Die Ausgangsstellung soll so frei und ungezwungen wie möglich sein, die Muskeln der Hände und der Gliedmassen dürfen sich nur im Moment des Angriffs und der Abwehr anspannen. Es giebt nicht weniger als fünfunddreissig verschiedene Tempos beim „Fechten“ selbst, und dieses erfordert schnelle, geschmeidige und doch kräftige Bewegungen, die das Ergebnis schlauer Berechnung und völliger Selbstbeherrschung sind. Soweit entspricht das Boxen ja einer nützlichen Gymnastik, etwa gleich dem Floret- und Schlägerfechten, und verdankte „die edle Kunst der Selbstverteidigung“ ihre ausserordentliche Popularität in England nur diesem Umstande, so wäre ja kaum etwas dagegen einzuwenden. Leider ist ein Mann mit meisterhafter Beherrschung seiner geschmeidigen und kräftigen Glieder etwas gar zu abstraktes, um das Interesse eines gewöhnlichen Sportsfreundes zu erwecken; dieser will unbedingt ein „praktisches Resultat“ von der Ausübung des Sportes sehen. Und da das praktische

Resultat des Boxens in eingehämmerten Nasen und „zugemauerten“ Augen, ausgeschlagenen Zähnen, aufgespaltenen Lippen, gebrochenen Rippen und in lebensgefährlicher Erschütterung des Nervensystems besteht, hegt der Engländer für die Sache ungeheucheltes Interesse. Gewiss könnte nicht einmal ein Nilpferd bei Betrachtung eines Sports mit solchen Resultaten von einem gelinden Nervenkitzel frei bleiben — oder, weniger materialistisch ausgedrückt, ihm sein lebhaftes Interesse vorenthalten. Obwohl die Verteidiger des Boxens behaupten, dasselbe wäre zur Entwickelung des Mutes bei jungen Leuten höchst notwendig, dürfte doch anzunehmen sein, dass das physische Unbehagen, das die notwendige Folge seines Betreibens ist, dahin geführt hat, diesen ganz spezifisch englischen Sport zum Gewerbe zu erniedrigen; und seit das Boxen mit blossen Händen verboten wurde, ist wieder dieses Gewerbe selbst zum Teil zu einem Zerrbild dessen, was es sein sollte — das Boxen mit gepolsterten Fausthandschuhen — und zum Teil zum heimlich betriebenen, gesetzwidrigen Handwerk herabgesunken.

Betrachten wir nun einen Augenblick unsern professionellen Preisboxer, der mit kolossalen gepolsterten Handschuhen auftritt, wenn er seine Kunst in London öffentlich zeigt, doch die blossen Fäuste benutzt, wenn seine freigebigen und spielsüchtigen Bewunderer eine grosse Summe für einen wirklichen Preiskampf an einem für die Hüter des Gesetzes unzugänglichen Orte gezeichnet haben. Der Kampfplatz, *the prize ring* genannt, ist ein fünf bis sechs Meter langes und zwei bis drei Meter breites Rechteck, das von einem aufgespannten Seile abgeschlossen wird. Die beiden

Gegner dürfen, so lange der Kampf dauert, nicht über dieses Seil hinaustreten oder sich dahin drängen lassen. Sie betreten die Arena barhäuptig und mit nacktem Oberkörper, nur in eng anschliessenden Beinkleidern, Strümpfen und hohen Schuhen. Jeder hat zwei Sekundanten, einen Schiedsmann und einen „Bouteillenhalter“. Der letztere hält einen Schwamm und eine Flasche mit Wasser bereit, um während des Kampfes dem Helden das Blut aus dem Gesichte zu wischen; wirft der „Bouteillenhalter“ den Schwamm in die Höhe, so bedeutet das, dass sein Kämpfer sich für besiegt erkennt. Ausserdem hat einer der Anwesenden die Aufgabe des Referenten, d. h. er muss alle Einzelheiten des Kampfes genau niederschreiben, und noch ein andrer dient als „Zeitnehmer“. Der Kampf erfolgt nämlich in einer Reihe kurzer Gänge, *rounds,* deren Dauer vom „Zeitnehmer“ je nach dem Verlauf der Katzbalgerei von einigen Sekunden bis zu wenigen Minuten bemessen wird. Ist z. B. der eine Boxer durch einen Stoss zwischen die Augen zu Boden geworfen, so ruft der „Zeitnehmer“ *„Time!“* Die Sekundanten befördern die Kampfhähne jeden in seine Ecke der Arena; hier werden sie mit dem Schwamme oder mit Sodawasser und Limonade gekühlt, können kurze Zeit auf einem vorgestreckten Knie ausruhen oder werden — je nach ihrem Zustande — von den betreffenden Sekundanten unterstützt. Wird nach einer Pause von zuvor bestimmter Dauer wieder *„Time!“* gerufen, so müssen sie in der Mitte der Arena erscheinen und den Kampf fortsetzen. Der Kämpe, der unfähig ist, diesem Rufe augenblicklich zu folgen, wird als geschlagen angesehen.

Wenn sich der Leser nun vergegenwärtigt, dass die Kämpfenden ihr Gewerbe wahrscheinlich auf Grund herkulischen Körperbaus und lebhafter Rauflust gewählt, dass sie sich gewöhnlich viele Jahre geübt und zum Boxen ausgebildet, auch unmittelbar vor dem Kampfe ein mehrwöchiges athletisches Training durchgemacht haben, dass die Verletzungen, denen sie sich beim Kämpfen aussetzen, höchst widerlicher Art sind, aber ihre Kampffähigkeit nicht oder doch nur langsam beschränken, so dass es bis zu hundert Einzelgängen kommen kann, und endlich, dass der Streit fortgesetzt werden muss, bis einer der Kämpen absolut nicht mehr auf den Beinen stehen kann, um noch weitere Misshandlungen auszuhalten — so wird man uns gewiss entschuldigen, wenn wir bei den Einzelheiten dieses unerhört rohen Schauspiels nicht so eingehend verweilen, wie das die englischen Zeitungen zu thun lieben. Diese wetteifern nämlich, mit peinlichster Genauigkeit jeden *round* zu schildern, anzugeben, wo die Faust des einen Kämpfers den andern traf — ob die Nase dabei ganz oder nur halb eingeschlagen, ob dabei ein oder zwei Backzähne gelockert wurden, ob das Opfer durch des Gegners Stoss in die Magengrube im Gesicht blau oder weiss wurde u. s. w. in Unendlichkeit.

Da es einen Menschen nun schwerlich veredeln kann, sich zu stellen, um einem andern auf Gesicht, Brust und Magen zu hämmern, bis dieser das Bewusstsein nahezu verliert, müssen wir den Schluss ziehen, dass dieser Sport für die Ausübenden wenig erhebend zu wirken vermag — vorzüglich, da die Boxer Englands sich nicht für die Ehre in Gestalt

eines Lorbeerkranzes, wie einstmals die alten Griechen, sondern für hohe Geldsummen schlagen und zuweilen „bestrebt sind, diese ohne Rücksicht auf die anzuwendenden Mittel zu gewinnen", wie eine englische Zeitung ganz offenherzig erklärte. Die grossen Preise, die das Handwerk der Boxer zu einem sehr einträglichen machen, werden oft von Zugehörigen der ersten Gesellschaftskreise Englands gezeichnet. Gar häufig kommt es in gewissen aristokratischen Klubs Londons vor, dass sich „Scharen von Edelleuten und Gentlemen in tadelloser Gesellschaftstracht" versammeln, um unter eifrigem Verwetten grosser Summen einem „Boxen mit Fausthandschuhen" zwischen zwei berufsmässigen Preiskampfhähnen zuzusehen. Wären die Handschuhe etwas andres als ein Mittel zur Umgehung des Gesetzes, so würden sie den Kampf nahezu ungefährlich machen, d. h. ihn seines „praktischen Resultats" berauben; die bewussten Edelleute und Gentlemen würden aber schwerlich so grosse Summen aussetzen und spät in der Nacht zum Wetten zusammenkommen, wenn so etwas wirklich der Fall wäre. Nach Aussage von Kennern sind die Handschuhe im allgemeinen jedoch keineswegs so dick gepolstert, wie das Gesetz es vorschreibt, und folglich haben sie nur die Wirkung, den Kampf noch brutaler zu machen, als wenn dieser gleich mit blossen Händen ausgefochten würde. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist ein Boxen mit Handschuhen, das in einem der vornehmen Londoner Sportklubs zwischen einem Engländer und einem Neger stattfand. Der erstere erhielt schon im Lauf der ersten zehn Minuten so furchtbare Schläge ins Gesicht, dass er seine Selbstbeherrschung ganz

verlor, sich auf seinen Gegner stürzte und eine wilde, gar nicht „kunstvolle" Schlägerei begann. Das verstiess indes gegen die Vorschriften, und so machte man diesem Auftritte, den sogar die englischen Zeitungen „schimpflich" nannten, ein baldiges Ende!

Die offizielle Geschichte der englischen Preisboxerei hebt mit dem Jahre 1719 an und zählt bis heute wohl ein halbes Schock Kämpfer erster Klasse. Einer davon ist besonders berühmt, weil er nie eine Niederlage erlitt. Ein andrer ist zu grossem Rufe gekommen, weil er anfänglich Schlächter war, dann als Preisboxer ein grosses Vermögen erwarb und schliesslich 1835 ins Parlament gewählt wurde. In den letzten Jahren und vorzüglich in allerjüngster Zeit hat man sich eifrig bemüht, den alten Glanz des Preisboxens wieder aufzufrischen, und es ist berichtet worden, dass keine Preiskämpfer jemals so unerhörte Summen verdient haben, wie die vier, die jetzt den ersten Platz in der Boxerwelt einnehmen. Die Londoner Polizei hat diese Herren und deren Beschützer in der letzten Zeit mehrfach ertappt, als sie ein Preisboxen mit unbedeckten Händen ausführten. Verlassne Kapellen, Möbelwagen u. dergl. werden für die Ausübung der edlen Kunst aufgesucht. In letzer Zeit ist es Sitte geworden, dass die Kämpfer nach Frankreich oder nach Belgien übersetzen, um sich dort zu bearbeiten. Die ersten Sportszeitungen senden dann Spezialkorrespondenten nach dem Schlachtfelde und „ganz England" spricht ein paar Tage nachher von nichts anderm, als von den Details und den Resultaten der Boxerei. Im Dezember 1887 boxten ein Engländer und ein Amerikaner auf einer kleinen

Seine-Insel um den Preis von 40000 Mark und den Titel eines *champion of the world.* Im Juli 1889 schlug sich ein englischer Boxer mit einem amerikanischen in der Nähe von New Orleans um den subskribierten Preis von 85000 Mark! Der Kampf verlief in nicht weniger als fünfundsiebzig Einzelgängen und zeichnete sich, nach den Berichten der Presse, durch „aussergewöhnliche Brutalität" aus. Der Sieger im Streit liess sich nachher für Geld sehen. Für den ersten Abend seines Auftretens in der St. James Hall in London wurde er mit 18000 Mark bezahlt, und bei einer darauf folgenden Tournee durch England hat er jeden Abend mindestens 2000 Mark eingeheimst. Englische Pairs tauschten mit ihm einen Händedruck, und die Oxforder Studenten veranstalteten Festessen ihm zu Ehren, denn er hatte einen „harten Kampf" gewonnen!

* * *

Gegen Ende des März, wenn die Universitäten Cambridge und Oxford ihr grosses Wettrudern auf der Themse abhalten, hat man in London oft schon das herrlichste Frühlingswetter. Es ist oft einer der ersten Tage des Jahres, wo der Londoner Himmel wolkenlos und rauchfrei ist und Englands bleiche Sonne nach den Nebeln und dem Schneeschmutz des Winters wieder warm herunterscheint. Kein Wunder also, dass man in der Regel an dem für das Wettrudern bestimmten Tage ein selbst in London fast beispielloses Drängen von Menschen nach dem Teile der Themse erlebt, wo die sechzehn Studenten am Nachmittag um fünf Uhr um den Preis im edeln Rudersport kämpfen sollen.

Dass dieser Wettbewerb das allgemeinste Interesse erweckt, erkennt man schon daran, dass einem in allen Ecken und Winkeln der Stadt hell- oder dunkelblaue Bandrosetten entgegenleuchten. Die Damen tragen sie an den Hüten, die Herren am Knopfloch, die Kutscher an den Peitschen, die Pferde an den Scheuledern und die Hunde am Halsband. Hellblau ist nämlich die Farbe von Cambridge und Dunkelblau die von Oxford.

London ist unter dem gewöhnlichen Geschäftsverkehr geräuschvoll genug; wenn seine fünf Millionen Einwohner aber plötzlich von einem, alles so stark absorbierenden Interesse, wie von einem der vielen „Nationalsports“ belebt werden, dann konzentriert sich der Lärm zu einem betäubenden Gedröhn. Hiervon gewinnt man eine recht klare Vorstellung, wenn man um ein Uhr des Mittags am Wettrudertage einige Minuten beim Piccadilly Circus, dem Brennpunkte des Westendverkehrs, stehen bleibt. Omnibus auf Omnibus rollt zu dem schönen Platze heran von Camden Town im Norden, von Islington im Nordosten, vom Eastend und von der City im Osten, sowie von Westminster und Southwark im Süden. Nach Westen braust dann ein ununterbrochener Strom von Wagen. Die meisten sind bereits vollgestopft mit lustigem, sich mehr oder weniger laut geberdendem Volk. Alle strömen über Piccadilly nach Hammersmith hinunter, und alle verlangen einen Schilling für die wenigen noch freien Plätze, während der gewöhnliche Fahrpreis für die noch zurückzulegende Strecke bis zum Wettkampfplatze zwei bis drei Pence (17 bis 25 Pfennige) beträgt Parallel mit dem sich schwer fortwälzenden

Omnibusstrome rollt eine endlose schwarze Prozession von Droschken und Equipagen dahin. Auf dem Trottoir wogen die Scharen der Fussgänger in dichteren, gleichmässigeren Gliedern als gewöhnlich. Man schlägt sich um die Plätze auf den Omnibusverdecken, und das Privileg, dieses Schauspiel von so erhöhtem Standpunkte aus zu geniessen, ist heute ein paar Ellbogenpüffe — *plus* dem Extraschilling — wirklich wert.

Es giebt wenig Punkte auf der Erde, die ein so eigenartig majestätisches Bild modernen Weltstadtlebens bieten, wie diese prächtige, meilenlange Londoner Strasse mit ihrem Gewimmel der lärmenden, sportlustigen Menge. Nähern wir uns dem Hyde Park und Kensington, so gesellen sich Tausende glänzender Privatequipagen und eleganter Reiter zu unsrer tumultuösen Völkerwanderung. Unten in West Kensington ereignet sich etwas, was sogar in London selten vorkommt: der Verkehrsstrom teilt sich freiwillig und fliesst in verschiedne mehr oder weniger versteckte Seitenstrassen ab. Die gewöhnlichen Verkehrswege sind nun so vollgestopft, dass Tiere und Menschen nur noch Schritt für Schritt vorwärts kommen. Endlich haben wir nur noch eine englische Meile bis zur Hammersmithbrücke, die gerade in der Mitte der Wettruderstrecke liegt. Bis zur Brücke zu fahren, ist jedoch eine zu arge Geduldsprobe. Eine Verkehrsstockung weit vor uns verursacht gar zu häufig *a dead stop* auf der Fahrbahn; man klettert deshalb lieber von seinem Omnibus herab und lässt sich von den Trottoirströmen forttragen, die sich etwas schneller bewegen.

Der Ausblick von der Hammersmithbrücke ist recht anziehend und naturschöner, als man von seinem lieben London erwartet hätte. Der Fluss hat hier eine ansehnliche Breite und verläuft nach Osten wie nach Westen zu in zierlichen Windungen. Der Himmel strahlt der Festlichkeit zu Ehren fast in reinem Blau, und auf dem grauen, von einer frischen Westbrise gekräuselten Themsewasser glitzert so schön eine breite Sonnenstrasse, die sich über das wellenförmige Wiesenland im Westen fortzusetzen und direkt in die lichtgesättigte, englisch nebelverhüllte Unendlichkeit zu führen scheint. Die Ufer sind in der Nachbarschaft nicht eben mit schönen Werken der Architektur geschmückt. Arbeiterwohnungen, Fabriken und Lagerhäuser nehmen den grössten Teil des Raumes ein. Nur hier und da schimmern einige Villenquartiere bescheidener Art hervor. Augenblicklich besitzt dieses Panorama aber doch den Anstrich einer gewissen Majestät, denn so weit das Auge reicht — nach London hinein und nach dem Lande hinaus — drängen sich auf beiden Uferwegen dichte, schwarze Massen schaulustiger Menschen. Wie viele Hunderttausend weisse Gesichter jetzt längs der über sieben Kilometer langen Wettfahrbahn dem Wasser zugewendet sind, dürfte schwer zu raten sein.

Wir verlassen die stattliche Hammersmith-Hängebrücke, die heute zu einer gewaltigen Zuschauertribüne verwandelt ist, und wandern ein Stück am nördlichen Strande des Flusses hinauf. Natürlich kann man sich da nur schrittweise vorarbeiten. Ein Platz an einem Fenster kostet 2½ Schilling, und ein solcher vor einer Planke unten am Ufer wenigstens 6 Pence.

Von dem Fenster eines zweiten Stockwerkes aus überschauen wir fast die ganze Wettfahrbahn. Obgleich die Uhr bereits halb fünf Nachmittag zeigt, d. h. die für den Beginn des Wettruderns angesetzte Zeit angiebt, wälzen sich nach der Hammersmithbrücke und nach den Ufern noch immer neue Massen von Zuschauern heran. Die Rennstrecke auf dem Wasser ist noch nicht klar gemacht, sondern bietet ein Schauspiel der buntesten Verwirrung. Da kreuzen zahllose Ruder- und kleinere Segelboote mit Damen in eleganten Frühjahrstoiletten und Herren in hellen Flanellkostümen um einander herum. Flaggengeschmückt fliegen kleine, äusserst zierliche Dampfjachten — einer der speziellen Luxusartikel der reichen Londoner — vorüber, die von Zeit zu Zeit einen Festsalut aus ihren kleinen, blankpolierten Messigkanonen abgeben. Ein ganzes Heer von Bugsierbooten ist heute von minderbemittelten, deshalb aber nicht weniger interessierten Bewundrern des „grossen alljährlichen Wassersportfestes“ gemietet. Ein Teil grösserer Fahrzeuge ist offenbar „nicht nur zum Vergnügen“ auf der Bildfläche erschienen, denn sie flaggen mit gewaltigen Annoncen-Plakaten und feuern dann und wann grosse Bomben aus Pappe ab, die in der Luft krepieren und auf Wasser und Ufer tausendfach Zettel mit Anzeigen aller Art niederregen lassen. Hoch oben schweben einige riesige Ballons, die in roten Buchstaben verkündigen, dass Pillen, Seife, Fleischextrakt in unvergleichlicher Güte von Herrn Soundso fabriziert werden. Der arme Londoner, der heutzutage in, mit, über und unter Annoncen lebt und wohnt, der Annoncen isst und solche trinkt, der auf Annoncen geht

und auf solchen liegt, wird bei festlichen Gelegenheiten wie dieser bis zur Themse hinaus von dieser widerlichen Spottgeburt britischen Unternehmungsgeistes, dem modernen englischen Annonceur, aufs grausamste und unerbittlichste verfolgt.

Endlich dampfen einige Polizeibarkassen den Fluss hinauf und geben sämtlichen Annonceurs und deren Opfern auf dem Wasser das Signal, sich nun längs der Ufer zu halten. Man heftet den Blick hinaus nach Osten, wo sich der Start befindet und hört schliesslich den schwachen Knall einer Pistole, der das Zeichen zum Beginn des Wettkampfes giebt. Atemlose Spannung — doch noch ist nichts zu sehen. Ein rythmisches, stetig anwachsendes Gebraus aus zahllosen Menschenkehlen dröhnt von der Stadtseite zu uns her. Es wird mit jeder Sekunde lauter, und nach Verlauf von sieben Minuten sehen wir endlich zwei über das Wasser hinschiessende Dinger, die uns an dünne Insekten mit langen, sperrigen Beinen erinnern. Sie schiessen in gleicher Linie aus der Mittelwölbung der Hammersmithbrücke hervor, und wenn die unglaublich schnellen, taktfesten und kräftigen Ruderschläge uns die Boote zutreiben, steigert sich der Beifallsjubel der Volksmassen zum betäubenden Hurrahrufen, das mit Hut- und Taschentuchschwenken begleitet wird. *It is a neck and neck race,* nicht ein einziges Mal kann man von den Ufern aus das Tageslicht zwischen den beiden Booten schimmern sehen — die Spannung wird dadurch bis zum äussersten getrieben. Die hellblauen Ruderblätter des Cambridger Bootes bewegen sich mit geradezu wunderbarer Schnelligkeit. Man zählt bis zu vierzig Ruderschlägen

in der Minute. Die dunkelblauen Ruder der Oxforder tauchen in ruhigerem Takte in das Wasser und daraus hervor, dafür aber in noch grösserer Gleichmässigkeit und Zusammenwirkung. Man lärmt und treibt Cambridge an, man hurraht und reizt Oxford, und wenn die Boote hinter einer Biegung des Flusses verschwunden sind, dann gehts ans lustige, lebhafte Wetten.

Die beiden flachen, schmalen „Achtriemer" mit ihren kräftigen, halbnackten Jünglingsgestalten werden dicht auf der Ferse von einer ganzen Dampferflottille verfolgt, die die Preisrichter und die speziellen Sportberichterstatter der englischen Presse, sowie eine Auswahl sportliebender Studenten und Lehrer der beiden rivalisierenden Universitäten am Bord haben. Ist der Wettkampf vorüber, so kehrt der Zug in umgekehrter Ordnung wieder zurück. Erst einige Dampfschaluppen, die in weissen Buchstaben auf grossen roten Tüchern das Resultat verkündigen — natürlich unter donnerndem Jubel derjenigen, die ihr Geld gerade für die Sieger eingesetzt hatten; endlich die beiden Bootsgesellschaften in brüderlichem Verein an Bord eines der grösseren Dampfboote. Nach altem Gebrauch wird der athletische Wettkampf mit einem glänzenden Bankett beschlossen. Früher war es der Londoner Lordmayor, der dieses Fest im Mansion House ausrichtete. Jetzt ist es Sitte geworden, dass die besiegte Partei nach einem der elegantesten Restaurants Londons zum Mittag einladet.

Das Interesse der Allgemeinheit an einem sportlichen Kampf dieser Art beschränkt sich natürlich nicht auf das Wettrudern allein. Für die Gesellschaft

ist *the university boat race* das erste Zeichen zum Anbruch der Frühlingssaison, denn der Wettkampf findet stets vor Ostern statt. Die Damen beeilen sich, die schweren dunkeln Winterkostüme gegen leichtre und heitre Frühlingstoiletten umzutauschen. Was den Bewohner Londons im allgemeinen angeht, nimmt er die langen, zeremoniösen Vorbereitungen zur Regatta der Universitäten auf der Themse zum Vorwand, einen guten Teil seiner Aufmerksamkeit athletischen Angelegenheiten, Wetten und Ausflügen „den Fluss hinauf" zuzuwenden. Die sechzehn Studenten, die bei dieser Gelegenheit die Blicke der Nation auf sich vereinigen, lassen sich nämlich einige Wochen vor dem angesetzten Entscheidungstage dicht an der Themse häuslich nieder, unterziehen sich da den letzten Stadien ihres Trainings nach allen Regeln der Wissenschaft und Kunst und unternehmen tägliche Übungsfahrten auf dem Flusse. Ihr Körpergewicht und die Erfolge des Trainings werden täglich in allen Zeitungen bekannt gegeben, und Tausende begeben sich Tag für Tag nach dem Flusse, um die Übungen zu beobachten und sich nach deren Resultat bei den später einzugehenden Wetten zu richten. Oxford hat bis jetzt (1893) sechsundzwanzig von den neunundvierzig Wettkämpfen gewonnen, die ununterbrochen jedes Jahr auf der Themse ausgefochten werden. Die kürzeste Zeit, in der die viereinhalb englische Meilen (7240 m) lange Wettfahrstrecke jemals von einem Boote zurückgelegt wurde, betrug 19 Minuten 21 Sekunden — eine achtunggebietende Probe für die hohe physische Ausbildung des englischen Studenten-Athleten. Dass seine intellektuellen Kraftproben nicht

immer den gleichhohen Standpunkt erreichen, scheint nicht so sehr ins Gewicht zu fallen. Ein guter Sportsmann zu sein, ist an und für sich schon völlig ausreichend, meint John Bull. Es verlautet, dass kein Examinator in Oxford oder Cambridge es „wagt“, einen Studenten durchfallen zu lassen, der in dem auf der Themse siegreichen Boote mitgerudert hatte. Da man nun weiss, welch lächerliche Formalität die „Graduierung“ in Oxford und Cambridge in der Regel ist, fühlt man sich kaum veranlasst, die innere Wahrheit dieses Universitätshistörchens zu bezweifeln.

* * *

Ausser diesen männlichen Übungen, die eine athletische Körperentwickelung verlangen, um in hervorragender Weise betrieben zu werden, widmen sich die Engländer noch einer Menge von Freiluftspielen, unter denen das Ballspiel *lawn tennis* ganz besonders beliebt ist. Es bildet jetzt das bevorzugteste Gesellschaftsspiel im Freien, denn es erfordert nicht besonders grossen Raum und bedingt keine so gewaltsamen Körperbewegungen, dass sich nicht auch Damen noch daran beteiligen könnten. Wohl hat man auch „*lady cricketers*“ gesehen, und in London giebt es grosse Mädchenschulen, die den Kricketsport pflegen, diese athletischen Damen und jungen Mädchen bilden aber doch seltnere Ausnahmen. Neben dem Reiten, der Fusswanderung und dem Bergsteigen dürfte das *lawn tennis* der athletischste Sport sein, an den die junge Engländerin sich heranwagt.

Lawn tennis ist die Vereinfachung eines alten, früher vom englischen Hofe und der höchsten Aristo-

kratie vielgeübten Ballspieles, Tennis genannt. Es konnte nur auf einer, dazu besonders eingerichteten Fläche gespielt werden und hatte sehr verwickelte Regeln, wogegen Lawn tennis nur einen freien Platz von etwa 25 resp. 12 Meter Länge und Breite erfordert. Quer über die Mitte eines auf den Erdboden gezeichneten Parallelogrammes von genannten Abmessungen wird ein meterhohes Netz ausgespannt; die Spielteilnehmer, gewöhnlich zwei Herren und zwei Damen, haben dann den Ball nach bestimmten Regeln innerhalb der Quadrate jeder Seite hinüber und zurück zu treiben. Zum Spielen werden kleine harte Gummibälle nebst Schlaghölzern mit breitem, abgerundetem Blatt verwendet, deren Innenfläche mit dicht geflochtenen Darmsaiten überspannt ist. Das Spiel, das hauptsächlich darin besteht, mit dem Schlagholze den Ball zurück zu treiben, wenn er von der Gegenpartei an der andern Netzseite geflogen kommt, erfordert eine Menge geschmeidige und schnelle Bewegungen und ist nicht so leicht, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag. Daneben hat es den grossen Vorzug, zu einer ebenso intensiven wie unschuldigen *flirtation* Gelegenheit zu bieten und wird deshalb von Müttern mit heiratsfähigen Töchtern besonders hoch geschätzt.

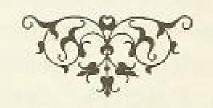
Überhaupt spielt der Sport eine unendlich wichtige Rolle im englischen Gesellschaftsleben. Man könnte sich nur schwer vorstellen, was die englische Gesellschaft beginnen sollte, wenn sie nicht ihre fortwährenden Wettrennen, Fuchs- und Hirschjagden, ihre Schiessbelustigungen in den Haiden und Mooren des nördlichen England, ihre Fischereiexpeditionen nach den

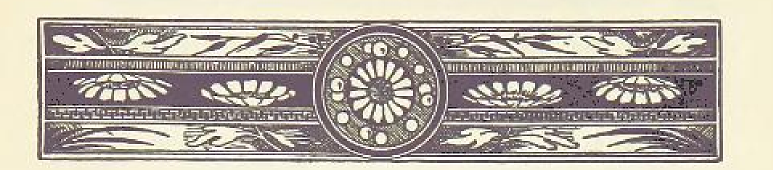
Bergströmen des schottischen Hochlands, ihre Fahrten mit *four-in-hands* und — *last not least* ihre regelmässigen Ausflüge auf den grossen, prachtvoll ausgestatteten Lustjachten hätte, die für Englands Geburts- und Geldaristokratie gleich notwendige Luxusartikel geworden sind, wie die nur selten und flüchtig besuchte Villa an der Küste.

Sobald der glückliche Eigentümer eines von Englands unzähligen, oft über alle Beschreibung schönen Herrensitzen nach demselben übergesiedelt ist — ob im Spätsommer nach der Londoner Saison oder gegen Ende des Winters nach einer Reise durch Südeuropa oder das Morgenland — lässt er sich's die erste Sorge sein, einen Stamm von Gästen um sich zu sammeln, *to make a house party*, wie das heisst. Und wenn die Gäste da sind, muss ihnen natürlich Unterhaltung geboten werden. Womit aber kann man Engländer besser unterhalten, als mit irgend einem Sport? Folglich wird auf die eine oder die andre Weise „gesportet“, wie es zur betreffenden Jahreszeit gerade zum guten Tone gehört. Ein Politiker, der sich im dumpfen Westminsterpalaste überanstrengt hat, sagt nicht, dass er eine Woche aufs Land geht, um Lord und Lady Soundso zu besuchen; er sagt, er werde dort verweilen, um sich bei Lord Soundso's Sport zu erholen. In der That ist das Leben des englischen Gesellschaftsmenschen vom Anfange bis zum Ende des Jahres mit strenger, fast militärischer Genauigkeit in eine sich stetig wiederholende Reihe von Sportssaisons geteilt. Nicht einmal die dem Leben in London gewidmete Sommersaison — Mai, Juni und Juli — macht hierbei eine Ausnahme von dieser Regel, denn in den

Anfang des Juni fällt der *Derby day* mit seinen endlosen Nachzüglern nationaler und reichswichtiger Wettrennen in Newmarket, Epsom, Ascot u. s. w. Auf diesen Rennbahnen findet man die Blüte der englischen Gesellschaft lückenloser vertreten, als selbst zu den Empfängen bei Hofe. Der Prinz von Wales ist als einer der unermüdlichsten Besucher der Rennbahnen bekannt, und in seiner Umgebung sieht man bei den grossen Pferderennen stets eine Schar Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Geblüte.

Die Worte „Gesellschaftsleben“ und „Sportleben“ gehen bezüglich ihrer Bedeutung bei den Engländern so weit in einander über, wie das in jedem andern Lande unbekannt ist.





Der Westminsterpalast und die parlamentarischen Zeremonien.

London besitzt gewiss sehr wenige architektonische Schönheiten. Es giebt aber doch einen Punkt in der ungeheuern Häuserwüste, der den Wandrer unwillkürlich durch seine kräftige und eigenartige, wenn auch keineswegs harmonische und einheitliche Stimmung fesselt — und dieser ist das nördliche Ende der breiten Westminsterbrücke. Sind wir an einem warmen und nach Londoner Begriffen klaren Sommertage bei einem Spaziergange gegen Sonnenuntergang hierher gekommen, so begegnen wir einem Panorama von packender Farbenpracht.

Die grosse, träge Oberfläche der Themse ist nicht undurchsichtig grau wie gewöhnlich, sondern glänzt in warmem, goldgelbem Tone, denn gerade über ihr versinkt im Westen die Sonne und sendet der wunderlichen britischen Metropole als Abschiedsgruss ein Raketenbündel purpurroter und orangefarbener, strohgelb und matt gelbgrün abgetönter Strahlen. Die Luft ist so dunstgeschwängert, dass es aussieht, als schimmerten tausend gigantische Prismen zwischen unsern

Augen und dem untertauchenden Feuerballe. Die Wolken sind zu bizarren Guirlanden und grottenähnlichen Aushöhlungen zerteilt, so dass alle Farben wie in einem indischen Schmucke durch einander schimmern. Es ist ein Geschützfeuer von Farben und die Wirkung entschieden grossartig.

Auf der Südseite des illuminierten Flusses sehen wir eine lange Reihe, durch elegante Sandsteinarkaden verbundene Pavillonbauten in ziemlich heitrer Spätrenaissance. Die Sonne zaubert blendendrote Reflexe auf den unzähligen Rundbogenfenstern hervor und lässt die unberappten Ziegelmauern gleich mattglühendem Eisen erstrahlen. Das ist das St. Thomas-Hospital, das zweitgrösste und modernste Krankenhaus Londons, das von Bewunderern des Renaissancestils als das feinste monumentale Bauwerk der Hauptstadt betrachtet wird. Etwas weiterhin an demselben Ufer treten hinter lauschigen Baumkronen düstre mittelalterliche Zinnen und Festungsmauern hervor: Lambeth-Palast, seit siebenhundert Jahren die Residenz des Erzbischofs von Canterbury. Und wo die Ufer sich scheinbar berühren, denn der Strom macht eine Biegung, da gleiten unsre Blicke nach dem nördlichen Ufer mit dessen längs des Wassers sich hinziehenden, weitgestreckten Gebäudekomplexe, dem gotischen Parlamentshause hinüber. Hunderte von Spitzbogenfenstern nebst ebenso vielen zierlichen Spitztürmchen und einem Dutzend Türmen, deren einige Riesenverhältnisse zeigen, beleben die ungeheure, geschwärzte, nach dem „perpendikulären“ Stile geriefelte Mauerfläche. Der Eindruck ist bei dieser herrlichen Beleuchtung wunderschön — obwohl eine nähere Be-

sichtigung bei hellem Tagesscheine eine einförmige mechanische Wiederholung von Details erkennen lassen würde, die der besten Gotik fremd ist. Wem das moderne Parlamentsgebäude auch ungemischte Freudenthränen nicht zu entlocken vermag, dem ist hier dennoch ein Weilchen reinen Genusses gewährt, denn wenn er sich noch mehr nach Norden wendet, begegnen seine Blicke dem Bauwerke, das die Liebhaber der Gotik als eins der allerschönsten Englands preisen: der aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert stammenden Westminster-Kathedrale nebst der Westminster-Hall.

Letztere gilt als eines der schönsten und grössten gotischen Hallengebäude, die es überhaupt giebt. Das Äussere sieht infolge einer unlängst beendeten Restaurierung etwas fleckig aus, ist aber so vornehm in seinen Verhältnissen und so tadellos edel in seinen Details, wie nur ein Bauwerk aus den besten Tagen der Gotik sein kann. Das Parlamentshaus, dessen grosser Burghof die Westminster-Hall umschliesst, sieht unbedingt etwas vulgär herausgeputzt aus, da der Blick zuerst die Hall streifen muss. Hinter dem grossartigen Gebäudekomplex erhebt sich majestätisch, in der prunklosen Schönheit der Frühgotik, das turmhohe Schiff der Kathedrale. Dieses wendet sein zierliches spätgotisches Aussenchor der Themse, und die schwere unharmonische Fassade aus dem siebzehnten Jahrhundert der Stadt zu. Die Langseite mit ihren gewaltigen Fenstern und den soliden Strebepfeilern, sowie vor allem das uns zugewendete nördliche Seitenthor mit seinem reich geschmückten, hoch zum Himmel weisenden Skulptur-

schirm bietet einen imposanten und unvergesslichen Anblick.

Das Bild ist wohl schön, doch der Rahmen . . . der besteht aus zahllosen russigen, kleinen, schlicht viereckigen Ziegelkasten, die in ihrer einfältigen Weise um den Preis der Hässlichkeit streiten. Die grellfarbigen Annoncen-Plakate, die ihre ganze Brandmauer und manchmal sogar die Fensterseite bedecken, machen die Sache auch nicht besser. Und das schwerfällig geschäftsmässige, wild tosende Strassenleben erfreut ebenfalls niemanden . . . .

Wir erhalten uns daher lieber in der eben genossenen Mittelalterstimmung und marschieren geraden Wegs durch das breite, phantastisch skulpturgeschmückte Portal der Westminster-Hall. Hier herein fällt das Licht nur spärlich durch kleinscheibige, in Blei gefasste Fenster, der Strassenlärm dringt nur schwach durch die ellendicken Mauern, und der Blick verliert sich in geheimnisvollem Dunkel an der herrlich geschnitzten, aus Tausenden einander kreuzender und stützender Eichenbalken hergestellten Decke.

Wir stehen hier in dem gewaltigen Vorsaale des britischen Parlaments, dessen vom Alter geschwärzte Wände Karl I. zum Tode verurteilen und Cromwell den königlichen Purpur tragen sahen.

Eine neunzehn Meter breite Treppe führt uns hinauf unter ein ungeheures Fenster mit Glasmalereien in einen kleineren gotischen Saal, der mit vergoldeter und gemalter Decke glänzt und an jeder Seite die Marmorstatuen von sechs britischen Staatsmännern zeigt. Von hier aus betreten wir einen geräumigen, achteckigen Turmsaal, der mit freigebiger Hand ge-

schmückt ist. Die sehr grossen Bogenfenster haben prächtige Glasmalereien, die Wandpfeiler dazwischen sind mit venetianischer Mosaik verziert, minutiös ausgeführte Bildhauerarbeiten begegnen uns auf allen Seiten, der Fussboden ist aus prachtvollen Kunstziegeln hergestellt, die Kronleuchter und Kandelaber sind Meisterstücke der Metallbearbeitungskunst. Das ist die Mittelhalle, das Herz des gewaltigen Palastes. Von hier aus verlaufen lange Korridore nach jeder Richtung hin, auf der einen Seite nach dem Unterhause, auf der andern nach dem Oberhause, sowie nach Wartesälen, Komiteezimmern, Privatarbeitszimmern für die Minister u. s. w. Überhaupt verfügt das Unterhaus mit seinem grossen Sitzungssaale, seinen luxuriösen Vorzimmern, seinem Restaurant, seiner Bibliothek und seinen Dienstwohnungen über die Nordseite von dieser Halle, das Oberhaus über die Räumlichkeiten an deren Südseite. Der einzige Unterschied besteht darin, dass auf der Oberhausseite alles noch prachtvoller geschmückt ist als auf der Unterhausseite. Hinter der Pairskammer liegen noch einige geräumige, der Königin vorbehaltene Gemächer.

Spät des Nachmittags ist die geeignetste Zeit, die gesetzgebenden Körper Englands bei der Arbeit zu sehen. Da kann man hier draussen in den Vorhallen Menschen in Menge, Gesetzgeber und gewöhnliche Mitbürger bunt durcheinander, auf und ab eilen sehen. Ein Heer von Konstablern und befrackten Portiers hält die Ordnung aufrecht.

Wir begeben uns nach dem Oberhause. In dem zuerst betretenen Korridore fallen uns acht Freskogemälde mit Szenen aus der Geschichte Englands ins

Auge; leider sind sie aus unbekanntem Grunde verglast. Ein paar künstlerisch gearbeitete Messingthüren öffnen sich nach dem Vorzimmer der Pairs, und von hier aus gelangen wir endlich in deren Sitzungssaal und dürfen auf Stühlen ganz unten an den Gitterthüren Platz nehmen.

Luxus, reichlich aufgewendeter Luxus, dies ist der erste Eindruck des nicht übertrieben grossen Saales. Dunkelbraune, verschwenderisch geschnitzte Panele bedecken die Wände bis zu halber Höhe, und darüber erheben sich grosse Spitzbogenfenster mit kostbaren Glasmalereien; malerische heraldische Skulpturarbeiten schmücken die dazwischen liegenden Wandflächen. An der Schmalseite uns gegenüber steht unter einem Baldachin und mit Messingstangen umschlossen der prachtvoll geschnitzte und vergoldete Königsthron, neben dessen Seiten sich je ein grosser vergoldeter Kandelaber mit zahlreichen Wachskerzen erhebt. Hoch über dem Throne, im Halbdunkel der verschwenderisch geschnitzten Decke gewahren wir ein paar schöne Wandgemälde in grossem, dekorativem Stile — natürlich nach Motiven aus der Geschichte Englands.

In diesem kostbaren Raume finden wir ein Dutzend Herren in Strassentracht mit überlegen gleichgiltiger Miene halb hingestreckt auf den roten Lederpolstern, die zur Aufnahme von vierhundertachtzig erblichen Gesetzgebern eingerichtet sind. Die meist weissköpfigen adligen Herrn debattieren in so langweiliger, schläferiger Weise, dass wir uns schon nach kurzer Zeit zum Rückzuge gedrängt fühlen . . . doch nicht ohne noch unserm Bekannten aus der englischen

Grammatik einen Blick zu schenken: wir meinen dort jene pittoreske Gestalt, die in einsamer Majestät auf rotem Sofa mitten vor dem Throne in halbem Schlummer dasitzt. Das ist der „Lord High Chancellor" auf dem berühmten „Wollsack", bedeckt mit weiter Perrücke und bekleidet mit langem Talar, schwarzen Seidenstrümpfen und Schuhen mit silbernen Spangen. In anbetracht der ausserordentlich gemessenen und aristokratischen Art, womit die Pairs ihre Pflichten als erbangesessene Gesetzgeber erfüllen, gereicht es uns zum besondern Vergnügen, konstatieren zu können, dass sich hinter dem breiten Körper des grossen Staatswürdenträgers noch eine gepolsterte Rückenlehne verbirgt. Damit ist also ausgeschlossen, dass er etwa von seinem „Wollsack" herunterpurzelte, wenigstens für so lange, wie seine eigne Partei die Zügel der Regierung in der Hand hält.

Wollen wir nun *the House of Commons* besuchen, so weist man uns über endlos lange Treppen und Korridore hin, wo sich die Dekoration auf einen notdürftigen weissen Wandabputz beschränkt. Das macht einen geschäftsmässigen Eindruck, wie der Engländer sagen würde, und den macht auch das Unterhaus, wenn wir die beschränkte Zuhörertribüne betreten. Der Saal ist wohl recht elegant ausgestattet — obwohl er mit dem Prachtraume der Pairs keinen Vergleich aushält — und er präsentiert sich uns gedrängt voll von debattierenden Herren mit und ohne Cylinderhut auf dem Kopfe. Hier wird nicht mit der aristokratischen Nonchalance wie im Oberhause, sondern mit bürgerlich britischer Energie und Geschäftsmässigkeit verhandelt. Schon die unzähligen Papierstücke

auf dem Fussboden und der mit Akten, Büchern, Tintenfässern und Hüten in wilder Unordnung bedeckte Tisch der Schriftführer zeugen im ersten Augenblick dafür, dass man hier wirklich Gesetze ausarbeitet.

In der Mitte der einen Schmalseite sitzt auf einer Art Thron Mr. Peel, *the Speaker*, der jüngste Sohn des bekannten Staatsmannes Sir Robert Peel. Vor sich auf beiden Seiten hat er die parallel der Langseiten angeordneten Sofareihen. Rechts von ihm sitzen die Mitglieder der Regierungspartei, links die der Opposition. Die beiden feindlichen Parteien sind hier also einander zugewendet — etwa wie zwei in Schlachtordnung aufgestellte Heere — woran man sich erinnern muss, wenn man in den Zeitungen von den wütenden *cheers* und *contracheers* liest, womit die Parteisoldaten im britischen Reichsparlament ihre kämpfenden Offiziere anzufeuern pflegen. Wer erfahren will, wie es klingt, wenn ein paar Hundert wohlerzogene Gentlemen ein paar Hundert andern wohlerzogenen Gentlemen gerade ins Gesicht mit Hohnlachen oder lautem Gebrüll ihre Meinung verdeutlichen, der darf nicht versäumen, eine lebhaftere Sitzung in *the House of Commons* zu besuchen. Gerade vor dem Sprecher des Hauses steht der bereits erwähnte Schriftführertisch, geschmückt mit grossen, metallbeschlagenen Dokumentenkasten und einem ungeheuren, vergoldeten Zepter, *the mace*, dessen Vorhandensein bedeutet, dass das Haus Sitzung abhält. Eine Fahne auf dem Victoriaturme oder, des Nachts, eine elektrische Sonne auf der Spitze des himmelhohen Uhrturmes des Palastes verkündet dasselbe für die Aussenwelt.

Handelt es sich um eine wichtige Frage der hohen Politik, so bietet das Unterhaus einen besonders lebhaften, fast tumultuösen Anblick. Hinter dem Stuhle des Sprechers und überall in den Zwischengängen stehen Gruppen von Parlamentsmitgliedern, Anhängern und Gegnern des Ministeriums in brüderlicher Eintracht — alle so in Beschlag genommen von dem historischen Schauspiele, dass sie es ganz vergessen, einander mit parteifeindlichen Mienen und Blicken zu bombardieren. Doch nicht genug mit diesem aussergewöhnlichen Gedrang im Saale. Auch oben auf den Galerien pflegt bei solchen Gelegenheiten ein reines Gewimmel von *honourable members* zu herrschen. Mindestens hundert Volksvertreter flüchten sich da hinauf, wo sich sonst nur neugierige Fremde und Journalisten aufhalten.

All dieser zwanglose Eifer birgt jedoch keineswegs, wie man auf den ersten Blick glauben möchte, die Gefahr einer Unordnung und Vermischung. Trotz aller äusserlichen Nonchalance giebt es in der Welt kaum eine Institution mit minutiöseren Regeln, als das englische Parlament. Hier beachtet man sogar fünf verschiedene Rangordnungen der Zuschauertribünen. Zuerst ist der bedeutsame politische Rangunterschied zwischen Mann und Frau dadurch hervorgehoben, dass Damen in die geheiligten vier Wände des Sitzungsraumes keinen Zutritt haben. Was mit zuweilen missverstandener Ironie die „Damentribüne" genannt wird, ist ein hoch oben unter dem Dache befindlicher Korridor, durch dessen kleine, vergitterte Fenster es den Damen gnädigst gestattet ist, einen Schimmer von ihren gesetzgebenden Herren und Ehe-

gesponsten aufzufangen. Wer da kennen lernen will, wie bunte Sommertoiletten und hübsche Gesichter durch ein Netzwerk dicker schwarzer Eisenstangen gesehen sich ausnehmen, der braucht nur dem Parlament des ritterlichen John Bull einen Besuch abzustatten. Unterhalb des Damenkorridors befindet sich die von der Presse monopolisierte Tribüne, und dieser, auf der andern Schmalseite des Saales gegenüber sind wieder zwei Tribünen angebracht, deren vordere dem diplomatischen Korps und besonders eingeladnen, hervorragenden Gästen vorbehalten, die hintre allen mit Eintrittskarten versehenen Personen freigegeben ist. Die an den Langseiten des Saales verlaufenden Galerien dagegen haben parlamentarischen Rang, das heisst sie dürfen nur von Gesetzgebern selbst betreten werden, wenn diese sich einmal so zahlreich einfinden, dass der Raum unten nicht ausreicht.

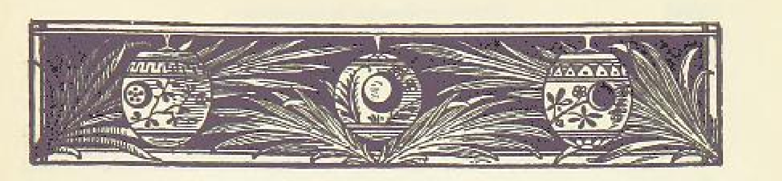
Bei einer solchen Gelegenheit, wenn Saal und Galerien bis zum letzten Platz gefüllt sind und jedes Gesicht den Stempel gespannter Erwartung trägt, ist es gar nicht zu leugnen, dass der Beratungssaal der britischen Volksvertretung ein höchst stimmungsvolles Bild darstellt. Die gotische Architektur verleiht dem Raume eine gewisse Würde ohne die mindeste Beimischung jener steifen und kalten Vornehmthuerei, die von den klassischen Anspielungen des Renaissancestils unzertrennlich ist. Die spitzbogigen, mit den Wappen der Provinzen und heraldischen Emblemen in kecken Farben gemalten Fenster, die reichgeschnitzten Deckenbalken, Wandverkleidungen und Treppengeländer, nebst den zahlreichen Proben von Metallarbeiten in gotischem Stil wirken zu einem

malerischen und anheimelnden Totaleindruck zusammen. Dass eine so mächtige politische Versammlung sich in einen verhältnismässig kleinen und anspruchslosen Sitzungssaal verstauen lässt, erinnert daran, dass man sich hier dem *business* und nicht hohlem Prunke widmet. Soll eine Debatte geschlossen, mit praktischem Nachdruck und möglichster Zeitersparnis geführt werden, so darf die Stimme nicht vom Deckensims widerhallen oder für den Redner eine besondere Tribüne nötig sein.

Gleichwohl fehlt es hier nicht an Symbolen der Macht und des hochpolitischen Ernstes. Man betrachte nur das gewaltige, vergoldete Zepter des Sprechers, das auf dem Schriftführertische zwischen den Gesetzbüchern, Dokumentenkasten, Papierrollen und den Cylinderhüten der Minister herausblinkt. Dies ist von unverkennbar parlamentarischer Symbolik. Es scheint ja aus einer prachtvollen, auf der Spitze eines Liktorenstabes befestigten Königskrone zu bestehen — ein sinnreiches Arrangement, bei dem das Ganze die Form einer Herkuleskeule erhält. Zu gross und zu schwer, um von einem einzelnen Manne in der rechten Hand getragen zu werden, ist es ja das richtige Ideal des Zepters für eine Demokratie! Und als welch prächtiges Muster von puritanischer, bürgerlicher Autorität, von einer Macht ohne Gepränge, mit der immerhin nicht zu spielen ist, erscheint nicht der, dessen Amtsabzeichen wir eben betrachtet haben. Bedeckt von majestätischer Perrücke, die bis über die Schultern herabwallt, und bekleidet mit schwarzem Talar, langem weissen Halstuch, enganliegenden Kniehosen, Seidenstrümpfen und Spangenschuhen lehnt sich *the Right*

Honourable the Speaker voller Würde in seinem thronähnlichen Amtsstuhle zurück, dessen hoher Baldachin mit dem in Eiche geschnitzten Reichswappen und ähnlichem mehr geschmückt ist. *Speaker* Peel mit seiner langen, geraden Nase, seinen dünnen, juristenmässig zusammengekniffenen Lippen und dem etwas borstigen, graumelierten Kinnbarte, den er auf Seemannsart geschnitten und rasiert trägt, ist in seinem Wesen so streng und so abgeschlossen, dass er in der heiklen Eigenschaft eines Zeremonienmeisters des britischen Grossbürgertums dessen Prestige aufrecht zu erhalten versteht, wenn die überlieferten Zeremonien an sich auch sinnlos oder geradezu lächerlich erscheinen.





Einige politische Schattenrisse.

Der alte, liberale Parteiführer, der im August 1892 das britische Staatsruder zum vierten Male ergriff, würde eine der anziehendsten Persönlichkeiten im modernen England sein, auch wenn er nicht einer der genialsten Parlamentsleiter der neueren Zeit wäre. Er hat auf seine Zeitgenossen — und nicht allein auf die Bevölkerung der britischen Inseln — einen mächtigen Eindruck gemacht, und dieser war stets zum grossen, wenn nicht überwiegenden Teile der Eindruck seiner Persönlichkeit *pure and simple*. Er gehört nicht zu denen, die der Welt durch hohe Geburt oder unermessliches Vermögen imponieren. Ein nieversiegender Überfluss geistiger Energie, eine staunenswerte intellektuelle Vielseitigkeit und eine fast unglaubliche Fähigkeit, alle Seelenkräfte bald auf den einen, bald auf den andern Gegenstand zu konzentrieren — das sind die Naturgaben, ohne die Gladstone's Volkstümlichkeit undenkbar wäre. Dank diesen Eigenschaften ist er nicht nur der siegesgewisseste der jetzt lebenden Redner Englands, sondern auch ein vielseitiger Essayist und eines der meist be-

wunderten Konversationstalente der englischen Gesellschaft.

Die Engländer, sonst eine physisch und moralisch kräftige Rasse, sind in intellektueller Hinsicht doch sehr schwerfällig und langsam. Geistvolle Engländer sind so selten, dass man beim Zusammentreffen mit einem derartigen Londoner Kinde stets mit Recht den Verdacht hegen darf, dass der Mann keltisches oder kontinentales Blut in den Adern hat. Gladstone ist schottischer Abkunft, und dieser Umstand lässt es schon leichter erklären, dass Gladstone's Konversation stets mehr Leben und Eindringlichkeit zeigt, als das etwas banale und formelle Geschwätz, dass man im englischen Gesellschaftsleben gewöhnlich zu hören bekommt. Seine tiefe, klangvolle Stimme mit beredtem Tonwechsel und majestätischem Rhythmus ist gleich sympathisch fessend, ob sie nun gedämpft im Salon ertönt oder in voller Stärke im Parlament donnert. Die Fähigkeit, mit glühendem Ernste und erschöpfendster Sachkenntnis auch die allerunbedeutendste Einzelfrage zu behandeln, dieses Talent für feierlichen Ernst und allwissende Gründlichheit, die Gladstone zum ersten Debatteur seiner Zeit stempeln, verlassen ihn keinen Augenblick, weder im Bankettsaale noch im Empfangszimmer — sie passen sich nur den jeweiligen Verhältnissen an und machen den begeisterten Parteiführer zum liebenswürdigsten Plauderer. Es ist z. B. vorgekommen, dass er bei einem langdauernden Bankett seine Nachbarin mit einer eingehenden Erörterung der Frage über das Eigentumsrecht des Verfassers an seinen Geistesprodukten, und über die Schwierigkeiten internationaler Abmachungen zum

Schutze des Verlagsrechts, unterhalten hat. Die Tischnachbarin war eine junge, hübsche Weltdame, die in ihrem Leben dem nationalen, noch weniger dem internationalen Eigentumsrechte keine halbe Minute Nachdenkens gewidmet hatte — sie lauschte seinen Worten aber mit dem lebhaftesten Interesse, als würde sie dadurch in die spannendste Ballheimlichkeit eingeweiht. Das ist ein Konversationstalent der gediegenen Art: das Vermögen, im formlosen, zufälligen Gespräch, im zur Unterhaltung dienenden Gedankenaustausch ein lebendiges Interesse für menschliche Angelegenheiten alltäglicher und prosaisch praktischer Art zu erwecken. Alle, die Gladstone öfter im Umgange beobachtet haben, sagen, dass seiner Konversation, wie den Versen der philosophischen Barden, eine besondre Kraft innewohnt, dem Gemüt neue Sympathien einzuflössen und ihm neue Anschauungen über den Zusammenhang und die innere Bedeutung kleiner und grosser Dinge zuzuführen.

Dieser Reichtum und die Spannkraft der Seele, die Fähigkeit, in der eifrigsten Beschäftigung mit etwas neuem Erholung zu finden, waren es, die Gladstone seine unglaubliche Arbeitsausdauer verliehen und ihn noch im Alter von dreiundachtzig Jahren geeignet machten, an der Spitze der Regierung eines Weltreichs zu stehen, „über dem die Sonne niemals untergeht“. Wurden ihm Regierungssorgen zu drückend, so warf er sich auf griechische Mythologie oder christliche Religionsphilosophie, studierte die neueste soziologische und pädagogische Abhandlung oder vertiefte sich in den letzterschienenen berühmten Roman, und das Ergebnis dieser intellektuellen Erholung war stets

die Niederschrift eines Essay für eine der grossen englischen oder amerikanischen Revüen. Ein solcher Artikel ist stets voll Gelehrsamkeit, Wohlredenheit und sittlichen Ernstes — wenn der theoretische Standpunkt auch zuweilen veraltet erscheint. Hatte sich *the Grand Old Man* auf diese Weise mit etwas gestärkt, was die meisten Menschen eine recht anstrengende Arbeit nennen würden, so war er sofort bereit, das politische Schlepptau da, wo er es abgeworfen hatte, mit neuer Kraft wieder aufzunehmen. Ereignete es sich, dass die politische Lage einmal mehr Ansprüche machte als sonst, dann konnten Gladstone's Freunde zu ihrem Entsetzen öfters beobachten, dass er plötzlich eine ganz besondre Neigung zeigte, seine Aufmerksamkeit mit brennendem Eifer Gegenständen zuzuwenden, die der politischen Schablonenarbeit so fern wie möglich lagen. Gerade in solchen, für den Politiker Gladstone kritischen Augenblicken trat der Umgangsmensch Gladstone in vollstem Glanze hervor. Seine Konversation wurde für mehrere Stunden noch fesselnder, noch mehr jedes Interesse absorbierend als gewöhnlich, und der gewöhnliche Beobachter hätte unmöglich erraten können, einen Staatsmann vor sich zu haben, der binnen vierundzwanzig Stunden einen Beschluss zu fassen hätte, welcher, wenn er sich als unklug erwies, ihm eine erdrückende Verantwortlichkeit zuziehen musste.

Ein solcher kritischer Augenblick soll im Sommer 1881 dagewesen sein — zur Zeit also, wo Gladstone zum zweiten Male Premierminister war. Der Krieg im Sudan hatte eine bedenkliche Wendung genommen und es sah für den Augenblick so aus, als hinge

das Schicksal des Kabinetts an dem Erfolge des Versuchs, den General Gordon zu retten. Eines Nachmittags trafen höchst beunruhigende Telegramme von Egypten ein. Gladstone war eben zum Besuch auf einem grossen Gute in Schottland und umgeben von einem ganzen Stabe von Politikern und eingeladenen vornehmen Gästen. Man setzte sich, wie gewöhnlich, spät am Abend zu Tische und kein Mensch konnte an Gladstone's Worten oder Benehmen merken, dass er je in seinem Leben etwas von den Unglücksfällen im Sudan oder von dem missglückten Zuge des Generals Gordon gehört hätte. Da liess jemand ein Wort über die farbigen Dämmerungserscheinungen fallen, die in jenem Sommer die öffentliche Aufmerksamkeit erweckten, und ein andrer Tischgast sprach einige zusammenhangslose Worte von der Theorie, nach der die farbigen Abenderscheinungen mit den vorjährigen vulkanischen Ausbrüchen auf Java in Verbindung stehen sollten. Das war für Gladstone völlig hinreichend, um sich in eine von statistischen und technischen Details wimmelnde Erörterung über die Erdbeben einzulassen. Er erinnerte daran, dass die holländische Regierung eine besondre Kommission entsendet habe, um über das Erdbeben in Java Bericht zu erstatten; seitdem wären achtzehn Monate verflossen, ohne dass etwas von einem Berichte ruchbar wurde; nur mit grösster Mühe könnte er seine Ungeduld beherrschen, in den Besitz des holländischen Regierungsberichtes über das Erdbeben in Java zu kommen; er wollte eine vollständige Darstellung des Sachverhalts haben und es wäre von höchster Bedeutung, zu hören, welche Theorien die wissenschaftlichen Spezialisten auf diesen

unschätzbaren naturhistorischen Thatsachen begründen würden. Ausserdem verlangte er unbedingt eine Statistik über den Schaden an Leben und Eigentum, den das Erdbeben verursacht hätte. Die holländische Regierung hätte zwar eine solche Statistik versprochen, doch auch von dieser wäre noch nichts zu hören gewesen; könnte einer der Anwesenden vielleicht angeben, wie bald der Veröffentlichung jener Statistik entgegen zu sehen sei oder ob man sie vielleicht von andrer Seite her erlangen könnte? Die kritische Lage des Kabinetts, Englands verworrene äussere Politik, die egyptischen Komplikationen und die Hiobsposten aus dem Sudan waren aus dem Ideenkreise des grossen Staatsmannes für eine Zeitlang offenbar gänzlich verbannt. Dagegen konzentrierten sich alle seine Seelenkräfte auf das vor achtzehn Monaten stattgefundene Erdbeben in Java. Ein uneingeweihter Beobachter hätte zu dem Schlusse gelangen können, dass der Ehrengast an der Tafel — der schmächtige, lebhafte Graukopf mit den grossen, feurigen Augen, den nervösen Lippen, der klangvollen Stimme und den beweglichen Geberden — fest davon überzeugt sei, dass das javanische Erdbeben augenblicklich die wichtigste von allen Fragen der Menschheit wäre. So lange es Gladstone beliebte, über Erderschütterungen und Vulkane zu sprechen, konnte keiner der Anwesenden thatsächlich Interesse für etwas andres haben. Die unzähligen Thatsachen, die er aus der Schatzkammer seines wunderbaren Gedächtnisses hervorholte, die neuen Ideenkombinationen, die er mit dem ungewöhnlichen Gesprächsthema verflocht, sein lebensfrischer Enthusiasmus und die fliessende Redeweise — alles

das, was Gladstone's Konversation immer so besonders auszeichnet, übte einen unwiderstehlichen Zauber auf die Zuhörer. Es war nicht notwendigerweise der Gesprächsstoff selbst, der hier das Interesse wach hielt, es war Gladstone's Behandlung desselben, die jedermann fesselte.

Die politischen Gegner des liberalen Ministers versuchen sicherlich den Wert seines Konversationstalents herabzusetzen, indem sie hervorheben, dass er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden gar zu gern monopolisiere. Thatsache ist aber, dass viele von denen, die darauf angewiesen sind, Zerstreuung in Englands geistesarmem Gesellschaftsleben zu suchen, gar zu gern zuhören, wenn Gladstone spricht. Übrigens brauchte man ihn bloss im Parlamente zu beobachten, um wahrzunehmen, dass er, weit besser als seine meisten politischen Kollegen, die Kunst zu lauschen versteht, wenn andre reden — zu lauschen mit dem Maximum von intellektuellem Nutzen.

* * *

The Grand Old Man ist jetzt bleich und zusammengefallen, sieht aber doch unendlich geistvoller aus, als die vielen Photographien ihn darstellen. Er hat eines der Gesichter, die gleichzeitig energisch und entschlossen, sowie ungewöhnlich ausdrucksvoll sind und denen die photographische Kunst nie völlig gerecht zu werden vermag. — In einer privaten Gemäldeausstellung sah ich einmal ein Porträt Gladstone's aus dessen Jugendzeit, gemalt von dem grossen Kraftgenie G. F. Watts. Den Eindruck, den es auf mich

machte, werde ich nimmer vergessen: das war der Typus einer Feuerseele mit grossen, ausdrucksreichen Augen, weiten Nasenlöchern, einem nervösen, ausserordentlich fein geformten Munde und hervortretendem, von Thatkraft zeugendem Kinn.

Schon wenn er den Verhandlungen lauschend auf seinem Platze im Unterhause sass, stach er von seiner steifen, wenig geistvollen Umgebung vorteilhaft ab. Das gewöhnliche englische Parlamentsmitglied — mit oder ohne den Rang eines Ministers — weiss einen guten Teil der in der Kammer zuzubringenden Zeit nicht besser, als mit weit vorgestreckten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, das Kinn in den Brustlatz des Hemdes eingebohrt und den Hut über die Augen niedergeschoben wirklich oder scheinbar unaufmerksam abzusitzen. Anders der alte Gladstone. Er lauschte stets voller Spannung, drehte sich unaufhörlich hier- oder dorthin, um den Sprechenden im Auge zu haben, legte die Hand ans Ohr, um besser zu hören, machte sich fleissig schriftliche Anmerkungen oder wandte sich seitwärts, um seinem Nachbar einige Worte zuzuflüstern. Sah man bei einer Parlamentssitzung Gladstone mit den Achseln zucken, gähnen, sich austrecken, ungeduldig das eine Bein über das andre schlagen, während er die Arme kreuzend wie abwesend nach der Decke blickte, so waren das Vorzeichen, dass er sich sehr bald seinen Hut angelte, einige Augenblicke das Futter darin betrachtete, dann sich rasch erhob und hinter dem Stuhle des Sprechers hin durch die Thür marschierte.

Doch auch wenn der alte Führer der Liberalen eine seiner grossen Reden halten wollte, pflegte er,

gegen sonstige Gewohnheit, unbeweglich und in Gedanken versunken dazusitzen. Verkündigte dann der Sprecher des Hauses den Schluss der einleitenden Verhandlungen und den Beginn der Debatte, so erhob sich Gladstone mit gewohnter Elastizität und schritt dem Schriftführertische zu. Hier legte er ein kleines Blatt Papier mit Anmerkungen auf die Dokumentenschatulle, umfasste deren nächste Ecke mit den Händen und wandte das von den Jahren gefurchte Antlitz, das nun den Ausdruck tiefen, ja feierlichen Ernstes trug, dem Sprecher zu. Dieser Ausdruck verschwand keine Sekunde aus seinen Zügen, obgleich es immer längere Zeit dauerte, ehe der kampflustige Begrüssungsjubel von den Bänken der Liberalen und der Irländer ihm zu sprechen gestattete.

Er begann dann mit tiefer, sympathischer Stimme, deren charakteristischer Zug ein kräftig vibrierender Brustton war. Trotz zeitweiligen Belegtseins der Stimme infolge beständiger Anstrengung derselben, konnte man sich doch nur schwer vorstellen, dass der markige, in der entferntesten Ecke der Galerien verständliche Vortrag von einem Achtzigjährigen kam, der sich von politischer Agitation, öffentlicher Thätigkeit und intellektueller Arbeit niemals Ruhe gönnte. Hier herrschte keine trockne, seelenlose Eintönigkeit, wie in den rhetorischen Leistungen so vieler jüngerer englischer Parlamentarier, sondern ein merkwürdiger Reichtum an Stimmungen und Ideen, sowie eine beneidenswerte Fähigkeit, ohne scheinbares Zögern oder ohne Anstrengung das und jenes sofort zu formulieren, wie es der Gelegenheit entsprach. Jetzt wechselte das Gesicht jede Minute seinen Ausdruck und

gerade dadurch behielt dieses kräftige, zuweilen leidenschaftliche Gesicht den unverkennbaren Schimmer sittlichen Ernstes und begeisterter Hingebung an die Sache, für die der Mann kämpfte, und dadurch gelang es dem Redner Gladstone so wunderbar, seine Zuhörer mit sich fortzureissen und deren Sympathien zu erwecken.

Wäre Gladstone nicht so selbstloser Natur gewesen, hätte sein Antlitz, wenn er sprach, nicht dafür Zeugnis abgelegt, dass er der Sache gegenüber mit seiner Person gänzlich zurücktrat, so wären seine oratorischen Triumphe nicht denkbar, denn seine Reden an sich gehörten keineswegs immer zur „guten Litteratur“. Seine Sätze waren oft zu lang und zu verwickelt, weil der „alte parlamentarische Praktikus“ den leitenden Gedanken immer höchst sorgfältig modifizierte und mit Bestimmungen umgürtete, um den unzähligen praktischen Bedenklichkeiten getreuen Ausdruck zu geben. Diese, mit dem Alter zunehmende Eigentümlichkeit war es, die das Urteil veranlasste, dass Gladstone's Reden in der letzten Zeit etwas nebelhaft unklar gewesen seien. Die Engländer wollen ihre intellektuelle wie ihre materielle Kost in grossen, ganzen Stücken serviert haben, denn sie sind, wie allbekannt, von Natur keine Liebhaber logischer Finessen.

Immerhin muss man anerkennen, dass es ein himmelweiter Unterschied war, ob man Gladstone sprechen hörte oder nur die Stenogramme seiner Reden las. Gladstone besass nicht nur die biegsamste, ausdrucksvollste Stimme, sondern war auch ein Meister in der Kunst, seinen Worten durch lebhafte, zuweilen

dramatische und leidenschaftliche Gebärden Farbe und Nachdruck zu verleihen. So hämmerte er einmal mit der rechten Hand rhythmisch auf den Tisch, um im Gedächtnis der Zuhörer die verschiedenen Punkte einer langen Aufzählung konservativer Sünden und liberaler Verdienste festzunageln, ein andermal faltete er die Hände und hob sie langsam bis zur Brust — ja wenn die oratorische Leidenschaft überschäumte — bis über den Kopf empor und liess sie dann blitzschnell mit dröhnendem Geräusch auf den Tisch niederfallen, um einer Anklage gegen die gewaltthätige Taktik der Konservativen in Irland vernichtenden Nachdruck zu geben; dann wieder streckte er den rechten Zeigefinger in die Höhe, um einen Appell an die Selbstbeherrschung und die höheren moralischen Instinkte der Zuhörer zu unterstützen, oder er schwenkte die linke Hand nach der Seite hin, während sich der Oberkörper mit feierlicher Würde vorwärts beugte zur Hervorhebung einer wohlgemeinten Warnung an die Konservativen, nicht mit demagogischem Leichtsinn den schlummernden Löwen, den Herrn der Situation, d. h. die Demokratie, gegen sich wachzurufen.

* * *

Merkwürdigerweise bildet Lord Salisbury gegen seine Umgebung im Oberhause einen ähnlichen Kontrast, wie früher der rührige, geistvolle Gladstone gegen die phlegmatischen und trocknen Schönredner, die im Unterhause die Mehrzahl bilden.

Der Unterschied zwischen Salisbury und den übrigen Pairs springt schon in die Augen, wenn man

die nervöse Unruhe beobachtet, womit jener einer Debatte zuhört. Bei den Oberhausmitgliedern ist es guter Ton, alle politische Weisheit gegenseitig im Zustande des Halbschlummers aufzusaugen. Die erblichen Gesetzgeber des englischen Volkes liegen da in langen, einförmigen, bewegungslosen Reihen auf den prächtigen roten Lederpolstern des Beratungssaales ausgestreckt. Nur einen giebt es unter ihnen, der nicht allein den Eindruck macht, völlig wach zu sein, sondern dem man auch eine eifrige geistige Thätigkeit ansieht. Das ist der breitschultrige Mann mit dem grossen Kopfe, er, der den Ehrenplatz in der Mitte der ersten Sitzreihe und zur Linken des Lordkanzlers auf seinem „Wollsack“ einnimmt.

Der mächtige Kopf ist in beständiger Bewegung, entweder so weit vorgebeugt, dass man nichts sieht als den glänzenden kahlen Schädel, umgeben von dünnem Kranze graugesprenkelten Haares, das auf den Rockkragen herabhängt, oder so nachlässig auf das Rückenpolster zurücklehnt, dass das massive Gesicht mit seiner halben Stumpfnase, den kleinen, hinter dicken Lidern verborgenen Augen und dem üppigen Vollbarte fast nach dem Deckensims gerichtet ist. Die Hände sind stets über dem, nach englischen Verhältnissen ganz ungewöhnlich rundlichen Leibe zusammengeschlagen, Kniee und Füsse aber in steter rhythmischer Bewegung, wie diese für Personen mit ungeduldigem Temperament charakteristisch ist.

Erhebt sich Lord Salisbury zum Sprechen, so ist es mit dem nervösen Drehen und Wiegen und Schütteln sofort zu Ende. Jede Bewegung zeigt sich nun voll jener halbbewussten Würde und Eleganz,

die wir bei jedem gebornen Redner finden .... er mag nun zum grossen oder, wie Lord Salisbury, nur zum mittelmässigen Redner geboren sein. Die hohe Gestalt im langen Gehrock mit phänomenal weiten Schössen macht während der ganzen Rede einen offenbar imponierenden Eindruck. Die stark vorgebeugte Haltung und das vollkommene Fehlen jedes Pathos in der Gestikulation erinnern jedoch weit mehr an einen Gelehrten, der sich etwa zur Demonstration eines wissenschaftlichen Lehrsatzes erhoben hat, als an einen grossen politischen Parteiführer, dessen Argumente und Überredungsgabe auf die Wohlfahrt von Millionen Menschen Einfluss haben können.

Man kommt zu seltsamen Gedanken, wenn man bemerkt, dass der Beredtsamkeit dieses adligen und konservativen Politikers ein Ton kühler Ironie niemals fremd bleibt. Das geschieht sehr leicht, wenn man, wie es dann und wann vorkommt, Lord Salisbury's Programmreden in ein Feuerwerk beissender persönlicher Sarkasmen und in einen rein mephistophelischen Skeptizismus gegen politische Glaubenssätze im allgemeinen auslaufen sieht. Da nun ein für allemal die düstern Zeiten hinter uns liegen, wo hochadlige Staatsmänner sich — zur eignen Belustigung und „Ehre“ — erlauben konnten, mit dem Geschicke der Völker ein mehr oder weniger elegantes Spiel zu treiben, vermögen wir die Frage nicht zu unterdrücken, welche Art Mächte es sein konnten, die einen Politiker mit solchem Mangel an lebendem positiven Glauben und an Hingebung wie den Marquis von Salisbury in den Vordergrund drängten. Man vermutet da, dass es nicht die Mächte des fortschritt-

lichen Geistes gewesen sein können, die dabei die Hand im Spiele hatten.

Man brauchte in der That nur wenige Stunden lang einem Salisbury und besonders einem Gladstone zu lauschen, um eine merkwürdig gute Vorstellung von dem tiefinnerlichen Unterschiede zwischen dem konservativen und dem progressiven Geiste im politischen Leben Englands zu gewinnen. Lord Salisbury's Stimme ist ein helles Falsett, dessen gleichbleibender, stets etwas vornehm nachlässiger Grundton dafür zeugt, dass es dem Redner an jenem innern Feuer, jener Vielseitigkeit des Interesses und der Lebhaftigkeit der Phantasie fehlt, ohne deren Hilfe sich nicht einmal der hochadligste Politiker gesunde Vorstellungen bilden könnte über eine Weiterentwicklung der Welt... die doch nicht stille steht. Wie ganz anders war da der Eindruck von Gladstone's tiefem Bass, der immer einen vom Herzen kommenden Ernst ausdrückte und deshalb die Eigenschaft besass, seiner ehrlichen Sympathie und Hingebung einen so überzeugenden Ausdruck zu verleihen.

Es ist ein Zufall, der wie ein sehr tiefsinniger Gedanke aussieht, dass die beiden Führer der englischen Konservativen, der Marquis von Salisbury — dem Volk gegenüber deren Chef und parlamentarischer Leiter im Oberhause — und *the Right Hon.* Arthur James Balfour — deren Führer im Unterhause und mutmasslicher Nachfolger in der Würde des Chefs — beides Männer von so ausgeprägt sarkastischer und skeptischer Natur sind, dass sie wie Ausnahmeerscheinungen gegen die Menge ihrer Parteigenossen abstechen. Was Salisbury's und Balfour's Führerschaft

noch bedeutungsvoller macht, ist der Umstand, dass sie ihre hervorragende Stellung weniger einer hohen Geburt, als ihren eignen erprobten Fähigkeiten verdanken.

Beide sind im Besitz einer universellen Bildung und geistiger Anlagen, die in ihren Gesellschaftskreisen zu den Ausnahmen gehören; das allgemeine Urteil — und nicht zum mindesten unter ihren politischen Widersachern — geht auch dahin, dass sie vom Standpunkte der „natürlichen Urwahl" volles Anrecht auf ihre Stellungen haben. Betrachten wir den Konservativismus im modernen England etwas näher, so erkennen wir, dass dieser „natürliche Anspruch" Salisbury's und Balfour's auf die Führerrolle gerade in deren politischer Nonchalance und Skeptizismus liegt. Einer, der von fanatischem Glauben erfüllt wäre, ein unbeugsam konsequenter Konservativer, könnte die englische konservative Partei jetzt unmöglich anführen, denn diese vermag ihr Leben nur dadurch zu fristen, dass sie Tag für Tag bereit ist, auf Kompromisse mit der fortschrittlichen Strömung im politischen und sozialen Leben der Nation einzugehen. Oft gestalten sich diese Kompromisse zu widerwilligen oder scheinbar freiwilligen Zugeständnissen an die Forderungen der Liberalen. Zuweilen geschieht es aber auch, dass die Konservativen sich direkt mit der vorwärts drängenden radikalen Arbeiterdemokratie einigen — „über die Köpfe der Liberalen hinweg", wie es im parlamentarischen Jargon genannt wird.

Um ein politisches Schachspiel dieser Art mit Glanz zu leiten, muss man von einem Salisbury oder einem Balfour die Zweifelsucht und die Fähigkeit

besitzen, mit überlegnem Lächeln auf den Lippen eine sehr weise begrenzte Hochachtung für politische Überzeugung im allgemeinen und für politische Glaubenssätze der eignen Parteifreunde im besondern zur Schau tragen zu können.

Es ist nicht schwer zu durchschauen, wie der Marquis von Salisbury diese Fähigkeit, die einem konservativen englischen Parteiführer jetzt nicht fehlen darf, erworben, oder richtiger: in sich weiter entwickelt hat. Lord Salisbury ist eine so lange Reihe von Jahren hindurch ein ungeheuer reicher Edelmann und hoher Staatswürdenträger gewesen, um leicht vergessen zu machen, dass seine Karriere keineswegs eine solche gewesen ist, wie man sie bei englischen Pairs in der Regel findet. Der Staatsmann, dem als Premierminister des britischen Reichs die Ehre zuteil wurde, die eigne Monarchin und den deutschen Kaiser auf seinem prächtigen Stammsitze Hatfield zu empfangen, begann sein Leben in recht beschwerlicher Stellung.

Lord Salisbury war der jüngere Sohn seines Vaters, des 1868 verstorbenen Marquis von Salisbury, und hätte also nach altem Gebrauch weder das Familienvermögen, noch nach gesetzlicher Vorschrift die Pairswürde erben können — die Würde, ohne die der Sprosse eines Adelsgeschlechts in England nicht mehr konstitutionelle Rechte besitzt, als der Sohn jedes beliebigen Bürgers oder Arbeiters. Lord Robert Cecil, wie er zu jener Zeit hiess, hatte sich seine eigne Karriere zu erringen, wenn er überhaupt nach einer solchen strebte. Er liess sich für „einen der Wahlkreise der Familie“ ins Parlament schicken und warf

sich mit Energie auf journalistische Thätigkeit . . . . . um zu seinem eignen Unterhalt beizutragen. Als ständiger Mitarbeiter der *Saturday Review* lernte der zukünftige Premierminister, dass das moderne Leben doch mit andern Faktoren als feudalen Privilegien rechnete, und dabei legte er den Grund zu seiner Anschauung, dass es zur Zeit für einen lebenskräftigen Konservativismus nur noch eine einzige Form gebe — die des nochalant skeptischen, zu rücksichtslosen Kompromissen geneigten Konservativismus. Als anonymer Autor für die *Saturday Review* entwickelte er auch sein Talent für beissenden Sarkasmus und bittre persönliche Angriffe auf politische Widersacher, die ihn später als leitenden Parteiführer und als verantwortlichen Minister jederzeit charakterisierten. Als Lord Robert Cecil's älterer Bruder plötzlich starb, fand diese journalistische Thätigkeit natürlich ein Ende. Der junge Pair konnte nun, ungewöhnlich reich an Erfahrung aus der Schule des Lebens, seine energisch angefangene politische Laufbahn fortsetzen.

Wie allbekannt wurde er schliesslich Minister des Auswärtigen unter Lord Beaconsfield, dem geistreichen Emporkömmling jüdischer Rasse. Als dieser später von seinem Führerplatze für die ahnenstolze englische Aristokratie durch den Tod abgerufen wurde, gab es nur ein Mitglied der letzteren, das mit „natürlichem Recht" und allgemeiner konservativer Zustimmung in seine Fusstapfen treten konnte — und das war der Marquis von Salisbury.

Im Privatleben soll Lord Salisbury ebenso angenehm und zuvorkommend sein, wie er in der Politik reizbar und verletzend ist. Seine Ehe — mit einer

bürgerlichen Dame — wird als ebenso exemplarisch gepriesen, wie die seines berühmten Gegners Gladstone. Noch verdient bemerkt zu werden, dass Lord Salisbury kein hervorragender Sportsmann ist — etwas seltenes bei englischen Edelleuten. Seinem mehr intellektuellen als animalischen Temperament getreu erholt er sich in Mussestunden mit chemischen und physikalischen Experimenten in einem grossen Laboratorium, das er sich in Hatfield eingerichtet hat.

* * *

Es war kaum klar erkannt worden, dass die Gebrechen hohen Alters Gladstone's Verbleiben in dem verantwortungsvollen Amte eines Premierministers unmöglich machten, als schon die Diskussion über seinen Nachfolger alle philosophischen oder sentimentalen Betrachtungen über das bedeutungsreiche Verschwinden einer so imponierenden Erscheinung von der Weltbühne — nach sechzig ereignisvollen Jahren des Auftretens in ausschliesslich leitenden Rollen — in den Hintergrund drängte. *Le roi est mort — vive le roi!* Das gilt auch für Premierminister des britischen Weltreichs. Zu einer Lücke in der Nachfolge kann und darf es nicht kommen, und wenn auch eine Weile sich ein äusserst hitziger Meinungsaustausch zwischen den leitenden Politikern und deren Pressorganen erhebt, so weiss doch jeder von beiden, dass die Diskussion und die Ungewissheit höchstens einige wenige Tage andauern darf, und auch die lautesten und scheinbar unzugänglichen Disputanten halten sich im inneren Herzen bereit, ein Kompromiss einzugehen

und durch einen mehr oder weniger eleganten Rückzug die Sachlage zu klären, sobald der entscheidende Augenblick herannaht. Dieser starke Instinkt des englischen Politikers, sich vom schnurgeraden Wege zu einem praktischen Resultate hinüberleiten zu lassen, die nie fehlende Bereitwilligkeit, seine individuellen Ansichten in Übereinstimmung mit denen seiner Partei zu modifizieren, ist es, was Englands politischem Leben einen so einfach symmetrischen und — wenigstens äusserlich — unverändert gleichförmigen Stempel aufdrückt. Zumeist aus demselben Grunde giebt es hier weniger politische Parteigruppen, sind diese kompakter und weist England weniger Führer und Intransigente auf, als z. B. Deutschland und Frankreich. Obgleich religiöse und nationale Konflikte in Deutschland und dynastische Intriguen in Frankreich dazu beitragen, die politischen Verhältnisse in einer Weise zu verwirren, die in England ganz undenkbar ist, darf man sich doch von der äusserlichen Regelmässigkeit des englischen Parteigetriebes nicht zu dem Glauben verleiten lassen, dass es hier an individuellen innern Meinungsverschiedenheiten fehle.

Wenn man einmal, wie es die kritische Lage gerade jetzt fordert, zu analysieren sucht, was eigentlich unter der stereotypen parlamentarischen Formel „Gladstone'scher Liberalismus“ verborgen liegt, entdeckt man so viele einander widersprechende Doktrinen und Ansichten, um ohne Übertreibung sagen zu können, dass deren Zusammenschweissung zu einer kriegstüchtigen Partei ein Wunderwerk ist, das nur in England zustandekommen kann. Dass Gladstone's Genie als politischer Organisator und Führer mit der

Verwirklichung dieses Wunderwerks viel zu schaffen gehabt hat, versteht sich ja von selbst. Doch dass auch das schon hervorgehobene Streben der englischen Politiker, „in Reih' und Glied" anzutreten und Ordre zu parieren, um durch organisiertes Zusammenwirken politische Erfolge zu erzielen, dieser Erscheinung thatsächlich mit zu Grunde liegt, kann ebensowenig abgeleugnet werden. Eben deswegen liegt auch keine innere Ungereimtheit in der Annahme, dass die heterogene Gladstone'sche Partei auch unter einem neuen Führer zusammenhalten werde. Die englischen Konservativen begehen den Missgriff, zu argumentieren, dass Gladstone allein — und nicht Gladstone in Verbindung mit der politischen Lage und dem Nationalcharakter — die Gladstone'sche liberale Partei geschaffen habe und dass diese nach seinem Rücktritt nicht mehr zusammenhalten könne. Thatsächlich bedarf es aber nur eines neuen Führers, dessen politische Physiognomie die verschiednen Ansichten in der Partei, die bisher Gladstone's Namen trug, einigermassen widerspiegelt. Ist nun der von Gladstone selbst im Einverständnisse mit den übrigen Kabinettsministern, nicht aber im förmlichen Einverständnisse mit den Gladstone'schen Parlamentsmitgliedern und noch viel weniger mit den Gladstone'schen Wahlmännern erkorene Edelmann Rosebery wirklich ein derartiger Politiker?

Die Gladstone'sche liberale Partei im Parlamente besteht zunächst aus altliberalen Whigs, zu denen unter den Kabinettsministern Gladstone selbst, ferner Sir William Harcourt, Lord Spencer, Lord Kimberley, Lord Herschel und Mr. Fowler, in geringerem Grade

John Morley, Mundella und Lord Ripon zu rechnen waren. Neben diesem an Zahl und Einfluss mehr ab- als zunehmenden historischen Kerne der liberalen Partei, die noch das numerische Übergewicht und die in England so bedeutsame historische Tradition für sich hat, giebt es nun die lebenskräftige, beständig um sich greifende, neuliberale oder auch neuradikale oder sozialpolitisch liberalradikale genannte Strömung, die im Ministerium von dem Minister des Innern Asquith, dem Unterrichtsminister Acland, dem Untersekretär für das Auswärtige Sir Edward Grey, dem Unterstaatssekretär für die Kolonien Sidney Buxton, dem Sekretär für den Board of Trade Thomas Burt und noch einigen andern repräsentiert wird. Die ausländische Presse verwechselt oft die avancierten Liberalen, deren Radikalismus nicht in einem aggressiven Republikanismus, sondern nur in einem mehr oder weniger weitgehenden Eifer für sozialpolitische Reformen besteht, mit den in rein konstitutionellem und grosspolitischem Sinne radikalen, gegen die monarchische Institution und das *House of Lords* äusserst feindlichen, für soziale und ökonomische Fragen aber wenig interessiertem „altradikalen“ Politikern, deren leitender Repräsentant augenblicklich das Parlamentsmitglied Henry Labouchère ist. Diese Fraktion, deren Sprecher, Labouchère, in der gegenwärtigen Krisis als Intransigent aufzutreten droht, zählt kaum viel mehr als ein Dutzend Vertreter im Parlamente und ist im Ministerium gar nicht repräsentiert. Labouchère wurde bekanntlich zu seiner grossen Enttäuschung von Gladstone übergangen, als dieser im August 1892 die Bildung der jetzigen Regierung in die Hand

nahm. Endlich haben wir es mit zwei parlamentarischen Gruppen zu thun, die aber mehr Sonderinteressen als allgemeine politische Anschauungen vertreten, mit den in Parnelliten und Anti-Parnelliten zersplitterten irländischen Homerulern, und mit den Arbeitervertretern. Von diesen sind die ersteren gar nicht, die letzteren durch Burt im Ministerium vertreten.

Da die liberale Majorität im Unterhause ziemlich klein ist, muss der neue Premierminister imstande sein, sich die Unterstützung aller dieser Fraktionen zu sichern, wenn er sich selbst und seine Partei am Ruder erhalten will. Thatsächlich lag es nun so, dass kein englischer Politiker diese Bedingung in höherem Grade erfüllte, als Lord Rosebery — und das, obgleich er keineswegs als eine neue Auflage des merkwürdigen Mannes gelten kann, in dessen Fussspuren zu treten er berufen wurde. Schon vor sieben oder acht Jahren bezeichnete Gladstone den damals kaum vierzigjährigen Rosebery als den „Mann der Zukunft". Man mag jedes beliebige, in England in den letzten fünf Jahren geschriebene politische Handbuch aufschlagen, überall findet man ihn als den mutmasslichen Nachfolger Gladstone's angeführt. Es war also keineswegs eine Eingebung des Augenblicks, dass Gladstone der Königin empfahl, Rosebery an die Spitze des liberalen Kabinetts zu berufen, und ebenso wenig geschah es unter dem Einflusse der Autorität des abtretenden Staatsmannes, dass Parlament und Volk sofort und einstimmig ihre Befriedigung über diesen Vorschlag ausdrückten. Rosebery ist in der That *persona grata* bei der ganzen englischen Nation — den Hof und die Konservativen nicht ausgenommen.

Hierin liegt seine Stärke für die Gegenwart — und vielleicht seine Schwäche für die Zukunft. Er stammt aus vornehmer Familie, die auf väterlicher und mütterlicher Seite seit 200 Jahren adlige Ahnen zählt. Dazu hat er eine glänzende ökonomische Stellung, denn er heiratete — selbst schon ein sehr reicher Grundbesitzer — eine Tochter des Barons Mayer von Rothschild. Er besitzt ein recht anziehendes, von echter Bildung zeugendes Äusseres, ist einer der wissenskundigsten Männer der englischen Aristokratie und gleichzeitig von gewinnendem Wesen im Umgange mit jedermann. Kein Wunder also, dass er der Günstling von Londons höherer und höchster Gesellschaft ist — trotz seiner, in diesen Kreisen ungewöhnlichen politischen Ansichten. Dadurch, dass er sich als Minister des Auswärtigen (1886 und 1892) als ebenso taktvoller wie willenskräftiger Diplomat mit der deutlichen Tendenz zeigte, der Macht und Würde des englischen Weltreichs keinen Abbruch thun zu lassen, hat er sich als Politiker sowohl unter der Diplomatie des Auslandes wie unter den heimischen Anhängern des Zusammenhaltens des ungeheuren Kolonialreichs in einem Staatskörper ungeteilte Achtung erworben. Lord Rosebery ist einer der wenigen liberalen Staatsmänner der neuern Zeit, dessen aristokratisch feste Haltung in auswärtigen und kolonialpolitischen Fragen der ultrapatriotischen konservativen Partei in den Kram passt. Auf der andern Seite besitzt er eine Menge hervorragender Eigenschaften, die ihn bei den Radikalen beliebt und geschätzt machen, d. h. bei den mit positiven sozialpolitischen Reformideen ausgerüsteten Radikalen, wenn auch nicht in

gleichem Grade bei denen, die sich durch ihre inhaltslose, republikanische Phrasenmacherei *à la* Labouchère kennzeichnen. Kein englicher Edelmann hat im letzten Jahrzehnt so viel aufrichtige Teilnahme für die Armen und Bedrückten im Volke gezeigt, wie gerade Lord Rosebery. Dass er dem „Volkspalast" im Westend eine prächtige Badeeinrichtung stiftete, ist ja bei seinem geradezu ungeheuren Vermögen am Ende eine Kleinigkeit. Dass er aber im Londoner Grafschaftsrate persönlich wie ein Sklave arbeitete, um Ordnung, Gerechtigkeit und menschliches Wohlwollen in die Munizipalverwaltung der fast zwei Millionen Armer zählenden Stadt zu bringen, das gereicht seinem Herzen zur höchsten Ehre, und die Art und Weise, wie er sein mühevolles Amt als organisierender erster Vorsitzender des Londoner Grafschaftsrates verwaltete, bewies, dass er sowohl ein ungewöhnliches Verwaltungstalent, als auch eine bewunderungswürdige Arbeitskraft besitzt. Es ist demnach eine Thatsache, dass Lord Rosebery ganz allgemein für den rechten Mann gehalten wird, nicht allein Gladstone's Mantel in einer, vom konstitutionellen grosspolitischen Standpunkte zufriedenstellenden Weise aufzunehmen, sondern das auch in einem Geiste, der die Arbeiterdemokratie hoffen lässt, dass die Reformarbeit, deren Einleitung der alte Gladstone schlankweg seinen jüngern Parteigängern überliess, jetzt ununterbrochen fortgesetzt werde. Dieser auffallende Dualismus in Rosebery's politischem Charakter, der ihn zum *man of the moment* macht, wird sogar von der konservativen Presse hervorgehoben. So äusserte sich einmal die streng konservative St. James Gazette: „Lord Rosebery's

Vergangenheit zeigt einen eigentümlichen Wechsel zwischen Offenheit und Zurückhaltung. Niemand kann weniger reserviert erscheinen als der Mann, der durch seinen persönlichen Einfluss den Londoner Grafschaftsrat fast drei Jahre hindurch leitete. Angenehm in seinem Verkehr mit allen, voll tiefen Interesses für jedes Detail der übernommenen Arbeit, klar und freisinnig von Natur, war er das Ideal eines städtischen Beamten. Die Mitglieder des Londoner Grafschaftsrates zollten ihm ihre Bewunderung. Sie werden wahrscheinlich niemals wieder einen so freundlichen, geschickten und kräftigen Vorsitzenden bekommen, der im rechten Augenblicke stets das rechte Wort zur Hand hatte. In andern Kreisen war Lord Rosebery dagegen der unverfälschte Typus aristokratischer Zurückhaltung. Sorgsam als ein andrer Minister des Auswärtigen hält er sich hinter dem Schleier des Schweigens und nimmt den Grundsatz, dass Diplomaten von ihren Plänen nicht plaudern sollen, zum Deckmantel dafür, um überhaupt nicht zu sprechen. Im Grafschaftsrate war eine solche Politik unmöglich. Hätte der Vorsitzende den Herren nicht gesagt, was sie thun und lassen sollten, so würden sie sich in hoffnungslose Labyrinthe verirrt haben. Ausser in seiner Stellung als Anführer des Grafschaftsrates hat Lord Rosebery, ebenso wie Asquith im Unterhause, nur wenige Reden gehalten. Beide Männer sprechen ausserordentlich gut und beide sichern sich ihren hohen Standpunkt dadurch, dass sie nur selten sprechen. Es ist ein Segen für das Land und für die liberale Partei, dass die beiden kraftvollsten Männer aus der jüngeren Generation der Liberalen in einer Periode

allgemeiner Redseligkeit gerade am wenigsten sprechen. Ja, es ist zu hoffen, dass das Land mit dem Verschwinden des *Grand Old Rhetorician* die Entdeckung machen wird, überhaupt ohne Rhetorik regiert werden zu können."

Des altradikalen Labouchère hitziger Widerspruch gegen Rosebery's Übernahme des Premierminister-Portefeuilles verpuffte ohne besondern Eindruck, schon weil er mit keinem bessern Argumente begründet war als dem, dass es für die liberale Partei, deren Stärke doch im Unterhause liege, unbequem sei, ihren ersten Führer im Oberhause zu haben. Labouchère's Kandidat, Sir William Harcourt, wird sicherlich als ein zugänglicher (d. h. leicht zu beeinflussender) Führer angesehen, er besitzt aber offenbar zu geringe Spezialkenntnis und Sympathie auf sozialpolitischem Gebiete, um den Neuradikalen behagen zu können. Hiergegen kann freilich in die Wagschale geworfen werden, dass Lord Rosebery sich nicht gerade als fanatischer Homeruler erwiesen hat, trotzdem besitzt er aber das volle Vertrauen der irischen Nationalisten, dass er deren Sache nicht aufgeben werde. Gewiss geschah es mit voller Zustimmung der irischen Parlamentsfraktion, dass die leitende liberale Wochenzeitung *Speaker* gegen Labouchère Einwände erhob, indem sie sagte: „Von uns zu verlangen, dass wir den besten Mann, den wir für den Platz Gladstone's haben, einfach deswegen opfern sollen, weil er zufällig zu den Pairs gehört, ist offenbar lächerlich. Welche Fragen auch zur Behandlung kommen mögen, immer muss die Gladstone'sche Partei den besten, eben zu findenden Führer haben, und es geht nicht an, zum Nach-

folger Gladstone's eine irgendwie minderwertige Persönlichkeit zu bestellen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass eine solche Frage durch die Gunst des Monarchen oder durch irgendwelche soziale Koterie entschieden werden könne, und kein geringerer Irrtum, dass sie durch Parteiintriguen zu lösen wäre. Der Mann, den wir brauchen, muss ausser den, für einen Führer in unsrer demokratischen Zeit unentbehrlichen Eigenschaften auch die Eigenschaft besitzen, das Vertrauen der ganzen Partei auf sich zu vereinigen."

Das Ministerium Rosebery durfte also auf einen sichern *start* rechnen. Was sich später ereignet, dürfte vorzüglich von der Haltung des neuen Premiers in der Praxis bezüglich der irländischen und der sozialen Frage abhängen.

* * *

Politik und Sport sind durch das Resultat des letzten „Derby-Tages" (1894) miteinander in eine eigentümliche Kollision gekommen. Lord Rosebery's Pferd, Ladas, gewann bekanntlich das grosse Rennen von Epsom und machte damit seinen Besitzer zu dem ersten englischen Premierminister, dem der höchste Preis in der englischen Sportwelt zugefallen war. Auf den ersten Blick würde ein ausländischer Beobachter dabei wohl kaum etwas andres vermuten, als dass diese kleine Episode nur ein rein privates Interesse für das Leben des hervorragenden Staatsmannes haben könne. Als Schüler in Eton soll Lord Rosebery (damals Lord Dalmeney genannt) seinen Freunden unter der hochvornehmen Schuljugend erklärt haben, sein

Ehrgeiz werde nicht eher befriedigt sein, als bis er „die reichste Erbin Europas zur Gattin bekommen, den Derby-Tag gewonnen habe und Premierminister des britischen Reichs geworden sei“. Wie es mit der Glaubwürdigkeit dieser Anekdote auch stehen möge, so ist es doch Thatsache, dass der jetzige Premierminister Englands und letzte Sieger im Derby-Rennen mit der Tochter eines Rothschild verheiratet gewesen ist, ein Umstand, der seinem dereinstigen Biographen ja pikant genug erscheinen dürfte. Dass seine reiche Heirat und sein ungewöhnliches Sportsglück aber auf seine Popularität als Premierminister Einfluss haben könne, mag demjenigen schwer begreiflich erscheinen, der die eigentümliche Auffassung der Engländer von dem Zusammenhange zwischen den Privatangelegenheiten und dem öffentlichen Leben ihrer Politiker noch nicht kennt.

Lord Rosebery steht an der Spitze eines liberalradikalen Kabinetts und für seine öffentliche Stellung ist es ohne Zweifel von besondrer Bedeutung, was die liberal-radikalen Wahlmänner von ihm denken. Von letzteren aber giebt es hauptsächlich zwei Arten: die sozialen Reformeiferer, die die Übermacht des Privatkapitals bekämpfen, und die religiösen Sektierer, die ein äusserst moralisches Gewissen haben, wenn es sich um des englischen Volkes grosse Nationalsünden handelt, zu denen auch die Spielleidenschaft gehört. Die ersteren haben nun unlängst ihre Bedenklichkeiten über ihres leitenden Staatsmanns Familien-Konnexionen mit dem finanz-politisch so einflussreichen Hause Rothschild geäussert, und die Sektierer erörterten hinwieder nach dem Derby-Tage sehr hitzig die Frage, in-

wieweit ein verantwortlicher Staatsmann, der sich am Derby-Rennen beteiligt, beschuldigt werden könne, die Spielwut der Volksmenge zu ermuntern oder nicht. Dass man den schnellsten Dreijährigen von ganz England besitzt, kann doch schlimmsten Falles nur beweisen, dass man einen tüchtigen Geldbeutel sein nennt und dem Trainierstalle, den ff. Pferdeauktionen und den besten Rennbahnen einige Aufmerksamkeit widmet. Wie weit der Regierungschef des britischen Weltreichs in den jetzigen kritischen Zeiten hierzu noch Musse habe, ist indessen eine Frage, die unsre britischen Puritaner nur aufstellen, ohne eine Lösung derselben zu versuchen. Sie wagen nicht einmal, gegen den Sport selbst, er mag nun von wem immer betrieben werden, etwas einzuwenden. Und doch sind Englands Rennbahnen die beliebtesten Plätze für die furchtbare, immer mehr um sich greifende Spielwut des Volkes, und auf keinem Rennfelde belaufen sich die unsinnigen Wetten auf eine so ungeheure Gesamtsumme, wie gerade am Derby-Tage. Man behauptet, dass der Betrag der Wetten bei einem einzigen Rennen über die Epsom Downs, wo Lord Rosebery's Ladas den Sieg errang, sich zusammen auf nicht weniger als zwei Millionen Pfund (40 Millionen Mark) belaufe. Hunderttausende von Leuten aus ganz England und aus allen Gesellschaftsklassen — vom Laufjungen und der Strassenhökerin bis zu den Damen und Herren aus der höchsten Gesellschaft — verwetten Geld auf das Pferd, das ihrer Meinung nach im Derby-Rennen siegen wird. Dass diese Schätzung nicht übertrieben ist, kann man daraus abnehmen, dass sich an jedem Derby-Tage um die Rennbahn

über eine Viertelmillion Menschen ansammeln, die nicht allein aus dem nahen London, sondern aus dem ganzen Lande zusammenströmen. Giebt es unter dieser unendlichen Menschenmenge auch viele, die hier ein Wettrennen zum ersten und zugleich zum letzten Male sehen und die entweder gar nicht oder nur um Kleinigkeiten mit ihren nächsten Angehörigen eine Wette eingehen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass sich dabei Zehntausende von Individuen herzudrängen, für die das Hasardspiel des Rennfeldes ein verzehrendes Laster oder ein, grosse Gesellschaftsschichten demoralisierendes Geschäft ist. Kann man nicht selbst hinausgehen und persönlich an dem wilden Wetten teilnehmen, das sich Stunde für Stunde unter den um die Arena gedrängten Volksmassen wiederholt, so spielt man nämlich durch Vermittelung eines professionellen Agenten, eines *bookmaker*, dessen ganzes Leben in dem edeln Geschäfte aufgeht, von Rennplatz zu Rennplatz zu ziehen und hier den Abschluss von Wetten — natürlich in der Regel zum eignen Vorteil und zum Nachteil der düpierten Kunden — zu organisieren und zu leiten. Diese Herren Buchmacher gehören ganz besonders zu den — wir begnügen uns mit einem ganz milden Ausdruck — moralisch unsaubersten Volkselementen des vereinigten Königsreichs, und man kann sich vorstellen, welchen Einfluss es auf die Volksmoral haben muss, dass diese Parasiten des Spielteufels fast jede Bier- und Branntweinschänke in den grossen Industriequartieren zur Agentur für Wettabschlüsse machen. Die Arbeiter, Ladendiener und kleineren Buchhalter bekommen hier (d. h. in der nächsten Kneipe) aus erster Hand die

verführerischen Berichte über die Wettchancen beim nächstbevorstehenden Rennen, und es wird ihnen die bequemste Gelegenheit geboten, sich an dem spannenden Hasardspiele zu beteiligen. Da nun das ganze Jahr hindurch fast jede Woche ein oder mehrere Rennen in verschiedenen Teilen des Landes abgehalten werden, werden diese Sorte Geschäfte beständig in grösster Ausdehnung betrieben, und die Zeitungen bringen fast täglich ihre Wettnotizen, *betting news*, von den oder jenen Pferden und dem oder jenem Rennplatze, genau ebenso, wie sie für allerlei *bonds* und *stocks* die Preisnotierungen der Börsen von London und Manchester veröffentlichen.

Es giebt also zwei Seiten an dem, im englischen Volksleben eine so wichtige Rolle spielenden Rennsport. Auf der einen stehen gewisse, meist sehr reiche Leute, deren Spielpassion mehr oder weniger mit der Vorliebe für die Pferdezucht in der höchsten Vollendung vermischt auftritt, und die die Wettrennen rein als Sport begünstigen. Auf der andern Seite steht die grosse Volksmenge, die von edeln Pferden gerade soviel versteht wie vom Griechischen, für die aber bei jedem Wettrennen das Hasardspiel, als reines Hasard betrachtet, das wichtigste und anziehendste Element bildet. Beteiligt sich ein reicher Mann hervorragender am Wettrennsport, so betritt er damit, er mag wollen oder nicht, allemal ein sehr krankhaftes Gebiet im Leben der Nation. Es mag ja seine Schuld nicht sein, dass die Spielwut mehr und mehr um sich greift, und wir wollen keineswegs sagen, dass sie etwa abnähme, wenn er es unterliesse, grosse Summen auf Rennpferde zu verwenden; dennoch ist

er damit indirekt einer der Faktoren, die das traurige Volkslaster erst möglich machen. Ist er nun gar ein leitender Staatsmann, wie Lord Rosebery, so liegt die Gefahr nahe, dass ihm seine Landsleute in seiner Gewohnheit, Geld für Pferde und für Wetten wegzuwerfen, ebenso „Gefolgschaft leisten", wie in seinen politischen Grundsätzen und Schachzügen.

Etwa in dieser Weise beurteilen nicht wenige puritanische und streng religiöse Anhänger der Politik Lord Rosebery's dessen Sieg am Derby-Tage. In ihren Augen hat das nun so berühmte Rennpferd Ladas seinem Herrn einen richtigen Pyrrhussieg gewonnen. Urteilt man nach dem lebhaften Meinungsaustausch in den Zeitungen, der über die betreffende Frage entbrannt ist, so drohten sogar verschiedene Sektierergeistliche, dem Lord Rosebery ihre politische Unterstützung zu verweigern, wenn er dem durch die Spielwut vergifteten Rennsport nicht seinen bedeutungsvollen Schutz entzöge. Dass eine solche Drohung nicht ganz unbeachtet zu lassen ist, weiss jeder, der den ausserordentlichen politischen Einfluss kennt, welchen diese Männer auf ihre Anhänger in den zahlreichen, stramm zusammen gehaltenen religiösen Sekten ausüben. Die letzteren sind in England vor allem soziale Organisationen von erstaunlicher Macht und Lebenskraft. Mit ihrer Beihilfe kann ein Politiker vieles ausrichten, was ganz unmöglich wäre, wenn er sie aus dem einen oder dem andern — auch nur einem rein moralischen — Grunde gegen sich hat.

Als Gegengewicht dieser eigentümlichen Folge des Auftretens des britischen Premierministers als Derbysieger kann dieser jedoch seine gesteigerte Popularität

unter der grossen Menge der sport- und spiellustigen Engländer betrachten, zu denen ohne Zweifel auch die grosse Mehrzahl der Arbeiterklasse gehört. Obwohl diese Leute in die grösste Verlegenheit kommen würden, wenn man sie fragte, was sie eigentlich bestimmte, ihre politische Unterstützung einem Staatsmanne deshalb zukommen zu lassen, weil dessen Pferde den ersten Preis beim Derby-Rennen davontrugen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass viele Zugehörige dieses beweglichen liberal-konservativen Wahlelements, das in so hohem Grade zu der Entscheidung beiträgt, auf welcher Seite die Unterhausmajorität jedes neuen Parlamentes liegen soll, sich durch einen glänzenden Sportsieg bestimmen lassen, „das nächste Mal für Rosebery einzutreten". Im modernen Parlamentarismus kommen auch noch wunderlichere Dinge vor. Offenbar war das letzte (Mittwochs-) Rennen in Epsom von dieser Art Sportpolitiker besonders zahlreich besucht. Ihre Anwesenheit erklärt nämlich zum Teil die ausserordentlichen Kundgebungen des Entzückens, womit Lord Rosebery draussen auf der Rennbahn bei Epsom nach Bekanntgabe des Ergebnisses begrüsst wurde. Als sich die sieben konkurrierenden Pferde dem Ziele auf der anderthalb englische Meilen langen Rennbahn näherten und man zuerst annehmen konnte, dass das Pferd des Premierministers siegen würde, erhob sich überall das wildeste Hurrahgeschrei — ebenso von den zahllosen Scharen im Umkreise der Bahn wie auf der grossen Zuschauertribüne. Lord Rosebery, der dem Rennen von dem eingehegten Platze des Jockeyklubs aus zugesehen hatte, wurde sofort von einer jubelnden Schar von

Bewunderern umringt, und er begab sich unter enthusiastischem Jubel selbst nach der Reitbahn und führte Ladas nach der Wage zurück. „Niemals früher dürfte der Beifallssturm auf der Rennbahn bei Epsom so donnergleich und anhaltend gewesen sein“, schrieb darüber eine Londoner Sportzeitung. Als Gewinner des ersten Preises erhielt Lord Rosebery 5000 Pfd. Sterl. (100 000 Mark). Hatte er sich beim Wetten beteiligt, so war sein Gewinn natürlich noch grösser. Es wird behauptet, dass das der Fall gewesen sei, „wenn es sich dabei auch nur um kleinere Summen handelte, da keine seiner Wetten 3500 Pfd. Sterl. (70 000 Mark) überstieg“, wie es in einer unautorisierten Zeitungsnotiz verlautete. — Kein britischer Premierminister hat vor Lord Rosebery das Derby-Rennen gewonnen.

* *
*

Balfour hat seinen Platz im Parlamente auf der ersten Bankreihe der Konservativen, Sir William Harcourt, dem liberalen Führer des Unterhauses, gerade gegenüber. Sieht man von der Fremdengalerie nach diesem Platze hin, so bemerkt man zweifelsohne zuerst ein Paar unendlich lange und dünne Beine in hellchokoladefarbenen Hosen. Die zugehörigen Füsse in mausgrauen Gamaschen und Glanzlederschuhen stützen sich ganz harmlos auf den Schriftführertisch vor der Bank. Der schmächtige, in eleganten schwarzen Gehrock gehüllte Rumpf, der durch Verwachsung genannter Beine entstanden zu sein scheint, liegt, zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, tief in den Sprungfedern des Polstersitzes, während der kleine

bleiche, seitlich zusammengedrückte, nur mit schwachem Haar- und Bartwuchs begnadete Kopf tief in der Rückenlehne des Sofas begraben ist. Diese etwas abschreckende Körperhülle gehört Lord Salisbury's Schwestersohne an, dem Sprossen einer altadeligen, schottischen Familie, dem kaltblütigsten und rücksichtslos-konsequenten Unterdrücker der Irländer in unserm Jahrhundert — *the Right Hon. Arthur James Balfour.*

„Hassen mich die Irländer wirklich so sehr, wie das ihre Zeitungen sagen?“ fragte Balfour einmal bei einem öffentlichen Bankett einen irischen Prälaten.

— „Lieber Herr, wenn die Irländer den Teufel nur halb so viel hassten, wie Sie, so könnte mein Amt abgeschafft werden“, lautete die mehr aufrichtige als schmeichelnde Antwort. Die Geschichte erzählt weiter, dass Mr. Balfour auf diese Erklärung durch nichts andres als ein leichtes, philosophisch-vornehmes Lächeln reagierte. Das kennzeichnet den Mann vollständig. Er ist das gerade Gegenteil eines Fanatikers. Er ist ein Skeptiker mit nicht geringer intellektueller Originalität und mit einer geistigen Bildung und Verfeinerung von seltener Vielseitigkeit. Er ist eine moderne Mischung des Epikuräers und des pessimistischen Zweiflers am innern Adel und an der unbeschränkten Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur. Über seine Weltanschauung hat er ein geistreiches Buch — *A defense of philosophic doubt* — geschrieben und dadurch sich nicht nur zum konservativen Vollblut-Antidemokraten, sondern auch zum typischen Reaktionär, zum wahren, selbstbewussten Reaktionär *fin de siècle* gestempelt, denn es giebt ja

keine treffendere Definition der siegreichen, geistigen Hauptströmung unsrer Zeit, als dass diese grundsätzlich den felsenfesten Glauben an die innere Veredelungs- und Vervollkommnungsfähigkeit des Durchschnittsmenschen hochhält.

Balfour — dessen Skeptik wohl etwas von seiner minderwertigen physischen Kraft und Gesundheit beeinflusst sein dürfte — begann seine politische Laufbahn vor etwa elf Jahren als politischer Zweifler *sans phrase*. Er zweifelte an Gladstone's Liberalismus und fast ebensosehr an dem jener Zeit noch unbehilflich engherzigen Konservativismus der englischen Geburts- und Geldaristokratie. Da er mit dem politischen Chef der englischen Aristokratie persönlich nahe verwandt und selbst Besitzer sehr umfänglichen Grund und Bodens war, konnte er es nicht wohl vermeiden, sich auf die Seite „des Gesetzes und der Ordnung" gegen den demokratischen Ansturm zu stellen. Diese politische Gleichgiltigkeit nahm aber ein schnelles Ende, als er zum Sekretär für Irland ernannt wurde, nachdem Lord Randolph Churchill seinem Schatzkanzleramte unter Salisbury plötzlich entsagt hatte. Churchill und Balfour waren jener Zeit (1886) die „vielversprechendsten jungen Kräfte" der Torypartei und die Ansichten über sie gingen nur darin auseinander, wer von beiden für die Zukunft das meiste erhoffen liesse. Durch seinen Austritt aus dem Kabinett „warf sich Lord Randolph Churchill" — um eine englische Zeitungsredensart zu benutzen — „als politischer Kadaver zu Boden, den Balfour als Treppenstufe zu politischer Grösse benutzen konnte". Faktisch ist Ball four seit 1886 stetig emporgestiegen und Churchil-

herabgesunken. Während Churchill mit überraschender Konsequenz alle möglichen Thorheiten beging, die ihn zu politischer Bedeutungslosigkeit reduzieren mussten, hat Balfour mit Kraft und Konsequenz gearbeitet, um sich zu dem Manne zu machen, auf den die Torypartei mit Recht als auf ihren späteren Führer hinweisen kann.

Man hatte anfänglich seine Schwierigkeit, den hagern, weibisch weichlichen Balfour mit seinen wohlriechenden Taschentüchern und seiner piepsenden Stimme ernst zu nehmen; die hohnlachenden Irländer mussten jedoch zum eignen Schaden bald einsehen, dass Willenskraft auch in einem flachgedrückten Brustkasten und Denkkraft in einem kleinen, langgezogenen Schädel wohnen können. Die skeptische Philosophie des neuen Sekretärs für Irland und späteren ersten Lords der Schatzkammer erwies sich nach zwei Seiten von unschätzbarem Nutzen. Sie half ihm, mehr als jedem Minister vor ihm, von dem Kriegslärm auf den irländischen Bänken des Parlaments unbeeinflusst zu bleiben und machte ihn kompetent, jene demokratische, sozial und politisch reformfreundliche innere Politik des Landes zu fördern, die die Konservativen unter dem letzten Ministerium Salisbury so vorteilhaft auszeichnete. Ein fanatischer Tory hatte dazu beigetragen, Salisbury's Regierung beschränkt-konservativ zu machen. Ein aufgeklärter skeptischer Tory, wie Balfour, dagegen trug dazu bei, sie intelligent-konservativ, d. h. halb demokratisch, halb fortschrittlich konservativ wieder umzugestalten. Es war also kein Nepotismus, sondern wahre Staatsklugheit, die Lord Salisbury bestimmte, seinen Neffen

zum Nachfolger W. H. Smith's auf dem verantwortungsvollen Posten eines Führers des Unterhauses zu machen. Selbst die irländischen Mitglieder des Parlaments erkennen jetzt an, dass Balfour die Arbeiten des Unterhauses als intelligenter Führer und energischer Politiker geleitet hat, wenn er auch als Redner keineswegs rücksichtsvoll auftrat.

Balfour ist nicht gerade beredt zu nennen. Er wird in seinen Äusserungen oft persönlich und verletzend, was übrigens, nebenbei gesagt, im englischen Parlamente eher zur Regel als zu den Ausnahmen gehört. Er besitzt eine besondre, im Westminsterpalast seltene Gabe, mit beissenden Sarkasmen um sich zu werfen und schwache oder unklare Punkte in den Argumenten seiner Gegner mit unerbittlicher Logik aufzudecken. Doch auch wenn er dasteht, seine langen dünnen Arme wie Windmühlenflügel umherschwingt und seine schwache Stimme bis zum äussersten anstrengt, kommt man nie zu der Vorstellung, dass er warm und damit beredt gewesen sei.

Der Skeptizismus — der Grundzug in Balfour's Charakter — verbreitet auch über seine forciertesten rednerischen Leistungen noch eine eisige Kälte. Hierin bildete dieser konservative Leiter den schärfsten Gegensatz gegen den Gefühlsmenschen, den humanitären Enthusiasten Gladstone. Jedes politische Duell zwischen einem Gladstone und einem Balfour war ein Kampf zwischen Vulkan und Eisberg. Da giebt es nun nicht den geringsten wissenschaftlichen Zweifel, welcher von beiden schliesslich Sieger bleiben wird. Der Eisberg mag eine Zeit lang die Oberhand behalten, die Hilfsquellen des Vulkans sind aber unerschöpflich . . .

* * *

Wenn es dem tiefernsten und in seinem ganzen Auftreten etwas gehaltenen und feierlichen John Morley gelang, gelegentlich seine Ansichten zu wechseln, ohne dass es deshalb selbst seine politischen Gegner wagten, ihm ihre Missachtung fühlen zu lassen, so muss dagegen sein Kollege Sir William Harcourt als derjenige Politiker bezeichnet werden, der wegen seiner politischen Frontveränderungen in England am meisten verleumdet und verspottet worden ist.

Harcourt ist überhaupt in mancher Hinsicht der schlagendste Kontrast gegen Morley. Während letzterer hager ist und asketisch und verschlossen erscheint, ist Harcourt das bestbeleibte, weltmännisch jovialste Mitglied des Unterhauses. Er wird jedem Fremden stets als der heiterste Charaktertypus unter der scheckigen Versammlung von Politikern im Westminsterpalaste bezeichnet. Sir William nimmt immer eine nachlässige, auf dem Parlamentssofa halb liegende Stellung ein, und das einfach deshalb, weil eine respektable Fettschicht und ein gut entwickeltes Doppelkinn diesem Lebemanne jede andre Haltung gar zu unbeuem machen würden. Während er seine fleischigen Hände über der „Taille“ ernsthaft übereinander gelegt hält, liebt er es, den Nacken über die Sofalehne zurückzubeugen, so dass sein feistes Gesicht mit den halbgeschlossenen, umherflackernden Augen, der mächtigen Adlernase und dem spöttisch zusammengekniffenen Munde herausfordernd nach der Decke des Saales gerichtet sind. Die politischen Karrikaturenzeichner Englands sollten Sir William eigentlich eine „Zivilliste“ aussetzen, denn es giebt zur Zeit keinen Politiker, dessen Figur und Auftreten ihnen so viel

Stoff wie jener liefert. Des „Punch“ allerbeste *tour de force* des letzten Jahrzehnts ist es vielleicht gewesen, durch einen blossen meisterhaften Umriss Harcourt als ein aufgeschwollenes Ungeheuer mit urkomischem Eigendünkel darzustellen. Auf einem grossen, ausschliesslich unserm liberalen Politiker und seinen verschiedenen Metamorphosen gewidmeten Blatte des „Punch“ sah man ihn, wie er aus Leibeskräften eine Sackpfeife blies, deren gigantischer Luftsack Sir William's eigenartige, von übermenschlicher Selbstzufriedenheit leuchtende Züge aufwies; auf dem Sacke aber stand in ganz grossen Zügen das bedeutungsvolle Wort „Wind“.

Dass Harcourt mehr als alle andern modernen Politiker Englands als *windbag* verspottet wurde, beruht keineswegs darauf, dass er mit Recht mehr oberflächlich und eigensüchtig zu nennen wäre als seine parlamentarischen Kollegen; sein Fehler besteht eigentlich nur darin, dass er zu nonchalant und zu freimütig ist, um auf gewohnte englische Weise eine puritanische, geistige Stetigkeit zu heucheln, die weder in seiner Natur liegt, noch unter den jetzigen Verhältnissen von einem brauchbaren Politiker verlangt werden sollte. Doch noch schlimmer. Er ist nicht allein ein ziemlich aufrichtiger politischer Realist, sondern auch gottlos genug, seinen ketzerischen politischen Moralprinzipien in seinen Reden Ausdruck zu geben, die von Sarkasmen, lustigen Einfällen und glücklich gefundenen Wortspielen geradezu wimmeln. Nur verhältnismässig selten lässt er sich herab, in strengernstem und hochfeierlichem Tone zu sprechen, obgleich er, wie seine interessanten rechtswissenschaftlichen

Aufsätze in Zeitschriften und Journalen beweisen, auch der höheren Prosa vollkommen mächtig ist.

In Gladstone, Morley und Harcourt besass der englische Liberalismus drei ausgeprägte Charaktertypen von allgemein menschlichem Interesse. Die Lebhaftigkeit und der offenherzige Enthusiasmus des erstgenannten stachen ebensosehr ab gegen die schwerbewegliche, verschlossen-philosophische Art und Weise Morley's, wie der tiefernste Sinn dieser beiden gegen Harcourt's Nonchalance und geistvolle Heiterkeit.

Sir William Harcourt ist zweifellos ein sehr talentvoller und gewiegter Parlamentarier — nächst Gladstone der beste Debatteur und geschickteste Taktiker auf der liberalen Seite des Unterhauses — und als solcher unter den gegebenen Verhältnissen der einzig mögliche Führer der Liberalen im *house of commons*. Zum ersten Propheten des Liberalismus vor den Wahlmännern passt der joviale und nachgiebige Sir William, nach der Ansicht der grossen Mehrzahl, dagegen keineswegs. Seine politischen Auslassungen besitzen nicht den Ton tiefen, unerschütterlich reformatorischen Ernstes, ohne den der fortgeschrittene Flügel der liberalen Partei (der der sozialpolitisch Radikalen) sich kaum leiten lässt. Er ist trotz aller seiner löblichen Bereitwilligkeit, neue Schlachtrufe aufzunehmen und seine alten Argumente zu deren Gunsten umzumodeln, im Grunde doch nur *whig* (altliberal) — und das ist sein Hauptfehler.

Hierbei muss man auch daran denken, dass der eigentümlichste Zug in der jetzigen Lage der englischen Regierung unzweifelhaft die zunehmende Ungeduld ihrer radikalen Anhänger ist. Von der vor-

geschrittenen demokratischen Presse Londons, die es sich nicht mit den *Daily News* zur Pflicht macht, die liberalen Minister unter allen Umständen zu verteidigen und zu loben, sind in der zweiten Hälfte von 1894 die unverhülltesten Mahnungen an Lord Rosebery und Sir William Harcourt ausgegangen, entweder der unzugänglichen Opposition im Unterhause den Daumen fester aufs Auge zu setzen oder ganz einfach das Parlament aufzulösen und an die Wählerschaft zu appellieren. Das Gesetzgebungsprogramm der Regierung müsse mit Energie, ohne weiteren Zeitverlust und ohne Rücksicht darauf, ob die liberale Mehrheit im Unterhause gross und zuverlässig ist, unbedingt durchgeführt werden — so räsonniert man in radikalen Kreisen. Vorzüglich tadelt man Sir William Harcourt darum, dass er in seiner schwierigen und wichtigen Stellung als Führer des Parteikampfes im Unterhause nicht die nötige Festigkeit, Kühnheit und Aufmerksamkeit erkennen lässt. Weil Harcourt Finanzminister ist und die englische Verfassung dem Unterhause faktisch das Recht zuspricht, über die Steuergesetze (das Budget) unabhängig vom Oberhause Bestimmung zu treffen, forderte man ganz besonders von jenem, dass er die Budgetdebatte und deren legislatorisches Resultat hätte zu einem Triumphe der liberalen und radikalen Reformgedanken gestalten sollen, deren Vertretung bei den letzten allgemeinen Neuwahlen den Liberalen zum grössten Teile ihre Majorität verschaffte.

* * *

Goschen gehört zu den wenigen rundlicheren Parlamentsmitgliedern. Diese sind nämlich, entspre-

chend der bekannten angelsächsischen Eigentümlichkeit, meist schmächtig und knochig. Der konservative ehemalige Finanzminister weicht übrigens auch in manchem andern von dem gewöhnlichen Typus der englischen Politiker ab, was daher kommen mag, dass er nicht englischer sondern deutscher Abkunft, und zwar, wie allgemein angenommen wird, der Spross einer deutschen Judenfamilie ist. Er hat ein ausgeprägtes Charakterantlitz, das unwillkürlich Interesse, wenn auch nicht gerade Sympathie erweckt: eine niedrige, breite Stirn, die noch niedriger erscheint, weil das volle graumelierte Haar immer über die rechte Schläfe herunterhängt; ungewöhnlich buschige, schwarze Augenbrauen, die die Augen auffallend beschatten; die letzteren wieder sprechen durch ihr angestrengtes Blinzeln von einer ungewöhnlichen Kurzsichtigkeit. Die Nase ist gross, doch nicht ausgeprägt jüdisch; auf dem ungewöhnlich energisch erscheinenden Munde hat sich jene bittersüsse Miene ausgeprägt, die man nicht selten an Personen bemerkt, welche umfassende Menschenkenntnis und Erfahrung besitzen, doch mit einer allzu geringen Dosis von humanitärem Enthusiasmus ausgerüstet sind.

George Joachim Goschen ist nicht nur ein kaltblütiger Finanzmann, wie seine amtliche Thätigkeit, besonders die gelungene Konvertierung der Nationalschuld, hinreichend bewies, sondern er ist auch ein kritischer Denker mit einer für englische Verhältnisse recht grossen Vielseitigkeit geistiger Interessen. Es ist kein Zufall, dass dieser steinreiche Geschäftsmann fremden Namens sich vor fast allen andern Engländern in gleichem politischen Range durch seinen

Eifer für die *University Extension Movement* und für Beförderung der Allgemeinbildung überhaupt auszeichnet.

In seinen politischen Reden im Parlamente und ausserhalb desselben hat dieser praktische Philosoph in den letzten Jahren ein alle überraschendes Feuer an den Tag gelegt. Erst als untauglich für den Rednerstuhl angesehen — und zwar wegen seiner hyperkritischen Gemütsart — steht er jetzt als einer der rücksichtslosesten Sachverwalter der Torypartei da. Wenn man Goschen seine höhnischen Bemerkungen über Gladstone's heterogene Majorität und sein „nebelhaftes" Reformprogramm hervorzischeln hört, wenn man ihm lauscht, wie er mit künstlichem oder wirklichem Feuer unablässig die Forderung der Konservativen, stets über die Einzelheiten der geplanten Reformen gut unterrichtet zu bleiben, starrköpfig wiederholt, da fällt es einem schwer, nicht an Shylock und sein Pfund Fleisch zu denken.

* * *

Der nächste Pendant zu A. J. Balfour unter den Konservativen ist der Gladstone'sche Exminister Joseph Chamberlain unter den liberalen Unionisten. Von ihm wird behauptet, dass er der bestgehasste Mann in Englands politischer Welt sei. Thatsächlich haben ihn die konservativen Zeitungen und Politiker mit Schmähungen überhäuft, so lange er Anhänger Gladstone's war, und die liberalen Zeitungen und Politiker thun dasselbe, seitdem er „Unionist" geworden ist, d. h. sich weigerte, Gladstone in seiner Homerulepolitik Gefolgschaft zu leisten.

Wie Balfour liebt es auch Chamberlain sich auf seinem Platze im Parlamente in ungeniertester Weise zu benehmen. Mit weitgespreizten Beinen, die Hände tief in den Westentaschen und den Zylinderhut „auf drei Quart", liegt er halb auf der den Ministern nächsten Polsterbank. Er ist höchst sorgfältig frisiert, mit peinlich sorgfältiger Eleganz gekleidet, trägt stets eine gewaltige Orchidee im Knopfloch und hat die Gewohnheit, mit hochmütigem Lächeln auf den glatten Lippen durch ein Monocle auf die Leute herabzublicken. Da sein Gesicht so steif wie möglich aussieht, ist der Gesamteindruck von diesem sich hinräkelnden Dandy nicht der anziehendste. Wenn man ihn auftreten sieht und mit seiner trocknen, harten Stimme mit den bittersten persönlichen Vorwürfen gegen seine ehemaligen Parteigenossen losziehen, sowie ihn deren Politik mit unglaublicher Schärfe und rednerischer Gewandtheit angreifen hört, begreift man leicht, warum die Gladstonianer ihn „hassen" und warum die liberalen Unionisten ihn zu ihrem Parteichef erhoben, als Lord Harrington durch den Tod seines Vaters, des Herzogs von Devonshire, ganz unerwartet ins Oberhaus „versetzt" wurde.

Joseph Chamberlain ist, wie früher sein Vater, Eisenfabrikant in Birmingham und wurde noch vor zehn Jahren für einen vielversprechenden Demokraten angesehen. Die Zersplitterung der Liberalen in der Homerulefrage hat ihn aber zu den von ihm selbst so bezeichneten *gentlemen of England,* d. h. zu der konservativen Geburts- und Geldaristokratie hinüber getrieben. Er wurde in letzter Zeit viel in hochvornehmen, ja in den allerhöchsten Kreisen gesehen und

wird augenblicklich mit Recht als ein politisches Fragezeichen betrachtet, vor dem man in verwunderter Erwartung Halt macht. Man erkannte schon allgemein an, dass ihn seine ungewöhnlichen parlamentarischen Talente zu einem sehr gefährlichen Feinde der Gladstone'schen Regierung machen müssten; andrerseits giebt es nicht so wenige, die der Ansicht sind, es könne den Liberalen nicht ganz unmöglich sein, ihn wieder auf ihre Seite zu ziehen.

* * *

Henry Labouchère nimmt als Politiker wie als Persönlichkeit im Unterhause eine eigentümliche Stellung ein. Sein republikanisch gefärbter Demokratismus verleitet ihn oft, mit Missachtung eine Menge politische und soziale Institutionen zu behandeln, denen der gewöhnliche Engländer seine tiefste Ehrerbietung zu bezeigen pflegt, auch wenn er sich „aus prinzipiellen Gründen“ sie zu bekämpfen veranlasst sieht. In Reden, die von humoristischen Wendungen und sarkastischen Ausfällen strotzen, die Reduktion der Apanagen der königlichen Familie, wie es Labouchère öfters thut, oder die Abschaffung hübscher, traditioneller Hoffunktionäre vorzuschlagen — das ist etwas, was gegen den Geschmack des steifen und zeremoniösen, in allen konventionellen Dingen äusserst konservativen Engländers verstösst. Ja, sein puritanisches Gewissen gestattet ihm nicht, mit solchen „heiligen Sachen“ zu scherzen. Soweit geht aber die Schwäche der Menschennatur und die seelenmordende Langweiligkeit der Parlamentsdebatten, dass eine Rede

„Labby's“ (wie man das lebhafte Mitglied für Northampton scherzweise nennt) stets als ein willkommenes Rettungsmittel vom Spleen und von der Schlafsucht begrüsst wird.

Der Anekdoten von Labouchère's freimütiger Scherzlust in allen möglichen Lagen, die von den meisten Menschen mit grösster Feierlichkeit behandelt würden, giebt es unzählige, und diese datieren schon vom allerfrühesten Teile seiner politischen Laufbahn her. In dem vornehmen Eton erzogen, erhielt er durch den Einfluss eines adligen Verwandten bereits mit dreiundzwanzig Jahren eine Stellung im diplomatischen Korps Englands und arbeitete nach einander als Attaché in Washington, München, Stockholm, Frankfurt a. M., St. Petersburg, Dresden und Konstantinopel bis zum Jahre 1864, wo er auf die parlamentarische Arena übertrat. Es fehlt ihm also keineswegs an Welterfahrung, und überhaupt giebt es im Westminsterpalaste wenig Persönlichkeiten, die mehr als Labouchère den Namen von Weltmännern verdienten. Seine gute Laune und sein unabhängiges Auftreten haben ihn in den Stand gesetzt, in allen möglichen Lagen des grossen Weltgetümmels aus seiner halb cynischen und halb epikuräischen Lebensphilosophie Nutzen zu ziehen.

Es wird von ihm erzählt, dass er, als Attaché nach Konstantinopel versetzt, hier zur bestimmten Zeit nicht eintraf, was eine amtliche Untersuchung über die Ursache dieser Unregelmässigkeit zur Folge hatte. Da soll der junge Labouchère in seinem Rechtfertigungsschreiben (datiert von irgendwo zwischen Paris und Konstantinopel her) versichert haben, dass

er schon, so schnell er könne, in der türkischen Hauptstadt erscheinen werde, und dass der Grund seiner Verspätung nur darin liege, dass er zu Fuss reise, denn das Regierungs-Departement habe es nicht für angezeigt gehalten, ihn mit Reisegeld auszustatten, und eignes Vermögen besitze er leider nicht! — Als derselbe philosophische Diplomat in Washington stationiert war, stürmte einmal ein grossnäsiger Engländer in das Sekretariat der Gesandtschaft. Als der Mann hörte, dass der Gesandte nicht anwesend sei, erklärte er, dass er warten werde, bis er diesen sprechen könnte. Labouchère bat ihn mit höflicher Verbeugung, Platz zu nehmen. Nach einstündigem Warten fragte der energische Sohn Albions den Attaché, ob der Minister nicht bald zurückerwartet würde. — „Er kann kaum so bald hier sein," antwortete Labouchère mit gleichgiltiger Verbindlichkeit, „denn er ist erst vor wenigen Tagen nach England abgereist. Da Sie aber erklärten, seine Rückkehr abwarten zu wollen, blieb mir nicht wohl etwas andres übrig, als Ihnen einen Stuhl anzubieten."

Als Eigentümer und Herausgeber der grossen Gesellschaftszeitung *Truth* spielt Labouchère im englischen Journalismus fast eine ebenso einzig dastehende Rolle, wie durch seine radikalen Anschauungen und kaltblütigen Sarkasmen auf der Bühne der Politik. Wie die *Truth* die beststilisierten und authentischsten Mitteilungen aus Londons vornehmer Welt und vom Hofe bringt, macht sie es auch zu ihrer Spezialität, allen Humbug und alle Schwindler jeder Art zu entlarven, die Interessen der Unkundigen, Vertrauensseligen und Mittellosen zu verteidigen und Meinung

für radikale politische Anschauungen zu erwecken. Als Pariser Spezialkorrespondent der *Daily News* während der Belagerung 1870/71 erregte Labouchère durch seine realistischen Schilderungen grosses Aufsehen, und so gehört er zu denen, die am meisten dazu beigetragen haben, in England dem etwas sensationslüsternen, aber gut unterrichteten und keine Kosten scheuenden „modernen" Journalismus die Bahn zu ebnen. Er hat als Journalist vielleicht noch mehr Einfluss auf das öffentliche Leben, denn als Parlamentarier.

Seine journalistische Thätigkeit hat Labouchère zum reichen Manne gemacht; der Reichtum hat aber weder seine einfachen Lebensgewohnheiten, noch sein Wohlwollen gegen Hilfsbedürftige umzugestalten vermocht.

* * *

Als Resultat unsrer Revue ergiebt sich also, dass der Gladstone'sche Liberalismus und besonders der Homerulegedanke im Oberhause entschieden eine ungeheure numerische Majorität gegen sich hat. Beschränken wir uns aber darauf, die sehr wenigen Mitglieder der Pairskammer in Rechnung zu ziehen, die sich im Besitz politischer Intelligenz und Energie erwiesen haben, so kommen wir zu dem Schlusse, dass Liberalismus und Homerule mindestens ebenso stark vertreten sind, wie Konservativismus und „Unionismus". Im übrigen darf man nicht vergessen, dass die englische Demokratie ihre Pairskammer und deren Eingreifen in die politische Entwickelung der Nation

höchstens so lange duldet, als es einen moralischen und intellektuellen Hintergrund für dieses Eingreifen giebt.

Die Überzeugung hiervon ist es, die der irländischen Parlamentsfraktion — oder der „irischen Brigade“, wie jene in politischen Kreisen scherzweise genannt wird — in so langen Jahren scheinbar aussichtsloser Agitation für Homerule eine frohe Haltung erhalten hat. Wenn das Unterhaus gewonnen ist, so ist alles gewonnen — meint man auf dieser Seite.

Es herrscht ein Überfluss an Talent für ausdauernde, geschäftsmässige politische Arbeit unter dieser Gruppe hitzköpfiger und geistvoller keltischer Politiker, was man kaum nach den Zeitungsberichten glauben möchte, die immer die Tendenz zeigen, den irländischen Sturmlauf im Parlament zu wenig ernst gemeinten Schulknabenstreichen umzumodeln. Sogar im oberflächlichsten irländischen Parlamentarier wohnt oft mehr praktische Tüchtigkeit, als in so manchem phlegmatischen und korrekt englischen Unterhausmitgliede. Nehme man z. B. den Irländer T. P. O'Connor, der ebenso gut als ein Mitglied „der leichten Brigade“ wie als eines der irländischen geschildert werden könnte. Er ist in der That ein charakteristisches Mitglied beider. Er zählt zu den typischsten der neueren Journalisten Londons und zu den zungenfertigsten und ungeniertesten Vertretern der Irländer im Parlamente.

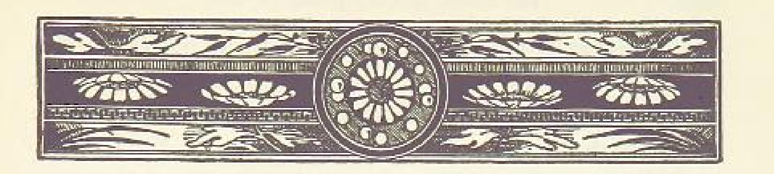
T. P. O'Connor ist kein geringerer als der Begründer und erste Redakteur der grossen radikalen Abendzeitung *„Star“*, die seit Januar 1888 das lebhafteste und erfolgreichste Pressorgan Londons für den englischen Radikalismus gewesen ist. Der Irlän-

der T. P. O'Connor war es, der in den ersten Jahren jeden Leitartikel — und noch mehr — für den *Star* schrieb und diesem Blatte also seinen eignen Geist aufprägte und es zum Vorbild für einen ganz neuen, den Forderungen der Zeit Rechnung tragenden Journalismus machte. Der *Star* erzielte nicht allein einen grossen politischen, sondern — dank seiner volkstümlichen Schreibweise — auch einen ungeheuern finanziellen Erfolg, der den rührigen Begründer zum reichen Manne machte. O'Connor geniesst den Ruf, der federgewandteste Schrifsteller Englands zu sein. Ohne Vorbereitung und über sonstwelches Thema binnen fünfzehn Minuten eine Spalte für den *Star* zu schreiben, ist ihm eine Kleinigkeit. Als Parnell starb, verfasste er in einem Tage und einer Nacht eine 30 000 Wörter umfassende Biographie dieses Politikers. Dieselbe abnorme Leichtigkeit, mit der er die Feder führt, bleibt ihm auch beim Debattieren treu. T. P. O'Connor hat nicht allein einen unerschöpflichen Wortstrom, sondern auch einen nie versiegenden Fonds von breitem, kräftigem Humor zur Verfügung. Es ist eine Art feine Ironie des Schicksals, dass ein aristokratischer Pessimist, ein Salonphilosoph wie Balfour, seine besten Anstrengungen in grosspolitischer Rhetorik immer von einem so derblustigen, weder idealistischen noch philosophischen Plebejer, wie dem kleinen brünetten, etwas fettleibigen Irländer T. P. O'Connor zerpflückt und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben sehen muss.

Die irländische Reichstagsfraktion besitzt vielleicht mehr tief veranlagte Politiker als der in Londons journalistischen Kreisen so wohlbekannte „T. P." —

wie er der Kürze wegen genannt wird, da der Name O'Connor unter den Irländern sehr häufig vorkommt. T. Healy und T. Sexton z. B. werden allgemein als wissensreichste und emsigste parlamentarische Arbeiter anerkannt, obwohl sie sich durch rücksichtslose Opposition gegen alles, was sie für eine Schädigung Irlands halten, in den Augen vieler englischer Unterhausmitglieder oft recht ungeniessbar machen.

Unter den Söhnen der Grünen Insel, die in Verbindung mit der geheimnisvollen fenischen Bewegung und der weniger geheimnisvollen, aber erfolgreicheren Landliga genannt werden, verdienen unzweifelhaft John Dillon, William O'Brien und Michael Davitt einen ersten Platz. Alle drei wegen politischer Vergehen bereits mit Gefängnis bestraft, hatten sie als Anführer im Laufe der endlosen Sitzungen der grossen Parnell-Kommission manch peinliches Kreuzverhör auszuhalten. Dillon und O'Brien haben ausserdem durch die zahlreichen politischen Prozesse, in die sie unter der letzten konservativen Regierung verwickelt waren, die Blicke der Welt auf sich gerichtet. Was dann Michael Davitt, die Seele der Landliga, angeht, so hat dieser durch Erregung einer grossartigen, besonders auf die Interessen der Landarbeiter abzielenden politischen Agitation in England und Irland einen neuen bedeutungsvollen Faktor in die irische Freiheitsbewegung eingeführt.



Die Presse und das geistige Leben.

Englische Zeitungen giebt es gegenwärtig in der Hauptsache von zweierlei Art: altmodische und neumodische. Was die ebenso ehrbaren wie trocknen und langweiligen Vertreter der ersten Art betrifft, so braucht man sie nicht lange zu studieren, um zu erkennen, dass sie gleichzeitig sehr praktisch und sehr unpraktisch redigiert sind, dass sie wibbeln von *commonsense* und kribbeln von *commonnonsense*, dass sie ausserordentlich gut und unerhört schlecht unterrichtet, und dass sie kolossal gründlich und erstaunlich oberflächlich sind. Das wäre nun an und für sich vielleicht ebensowenig unerwartet wie eigentümlich. Was den englischen Zeitungen altmodischen Schlages eine Ausnahmestellung giebt, ist die automatische Konsequenz, womit sie den Löwenanteil ihrer Aufmerksamkeit und ihrer ungeheuern Hilfsmittel an ein für allemal gegebene Richtungen verschwenden, während andere Gebiete des menschlichen Interesses stets und unwiderruflich stiefmütterlich behandelt oder vollständig ignoriert werden.

Bekommt man dagegen einen richtig fortge-

schrittenen Repräsentanten der zweiten, der neumodischen Sorte in der Hand, so begegnet man darin einer fieberhaften Lebhaftigkeit, einer so wahnwitzigen Vielseitigkeit und einer so unverfrornen Nachäffung der Allwissenheit, dass man beim Durchsehen eines solchen Blattes schon nach einigen Minuten von Schwindel erfasst wird und es wegwirft, um nicht der Seekrankheit — der moralischen und intellektuellen Seekrankheit — zum Opfer zu fallen.

Zwischen diesen Extremen giebt es nur einige wenige, weder alt- noch neumodische, sondern einfach vernünftig-moderne Zeitungen, die im grossen und ganzen vielleicht das Beste, Vielseitigste und Gediegenste seiner Art bieten, was irgend ein Land der Erde hierin aufzuweisen vermag. Diese Mittelklasse ist aber — noch seit so langer Zeit — so gering an Zahl . . . .

In der That erscheint das moderne England voller merkwürdiger Kontraste zwischen einem Konservativismus, der sich nicht scheut, die grössten Ungereimtheiten zu konservieren, und einem Unternehmungsgeist, der weder Hindernisse noch Rücksichten kennt. Dieser Geschmack John Bulls, das praktische Leben zu einer Reihe von Paradoxen zu gestalten, mit denen sich die meisten Ausländer nicht zurechtfinden, wird von dem Zustande des Journalismus nur in einer, mehr als gewöhnlich schlagenden Weise bewiesen.

Viele der ehrwürdigen hochpolitischen Morgenblätter und Wochenzeitungen Londons sind in so veralteter, bezüglich moderner Anforderungen unpraktischer Weise geschrieben und zusammengestellt, dass es nur eine Folge langjähriger Übung ist, wenn sie

einer ohne ärgerlich zu werden liest. Hat man sich erst die Kunst zu eigen gemacht, aus dem Anfange der ellenlangen „Leitartikel“ deren Sinn und Gedankengang zu erraten, ohne den Rest zu lesen, so vergisst man es wohl, sich über die alberne, für die Journalisten wie für die Leserwelt zeitverschlingende und beschwerliche Gewohnheit aufzuregen, nach der alle diese „Leiter“ dieselbe Länge — etwa anderhalb Spalte — haben, ob sie sich nun über wichtige oder unwichtige, grosse oder kleine Dinge, Homerule für Irland oder die Witterung, über die zunehmende Weite der Damenkleiderröcke oder den zunehmenden Druck in einem Dutzend der wichtigsten Nahrungszweige des Landes verbreiten. Eine solche Zeitung ist etwa in folgender Weise zusammengestellt: erst eine Masse Annoncen, lange Referate über das Parlament, ein Sammelsurium von Bücheranzeigen, Modeneuheiten, ökonomischen Briefen nebst Konzert- und Theaterrezensionen; ferner ausführliche Berichte über die etwaige Wahlkampagne, wenn nicht anders über Nachwahlen, lange Spezialtelegramme aus Irland, sowie ein Gemenge von „persönlichen“ Neuigkeiten, Sport, Meteorologie und „Briefen an den Redakteur“, hierauf ein halbes Dutzend oder noch mehr Spalten mit Referaten über politische Versammlungen und ein Mischmasch von Polizeinotizen, Arbeiterbewegung, Gesellschafts„klatsch“ — würden wir sagen — und von ausländischen Telegrammen; weiter einge Spalten Annoncen, und darauf kurze Mitteilungen über Tagesereignisse, vier Leitartikel, kürzere redaktionelle Auslassungen und ein paar Spalten Spezialtelegramme aus Paris und Berlin; schliesslich ein Durcheinander von Anzeigen, merkan-

tilen Mitteilungen, Notizen vom Londoner Geldmarkt und Lokalneuigkeiten und ganz zuletzt wiederum Annoncen. Die einzige praktische Idee, die in diesem verwirrten Schema einigermassen konsequent durchgeführt zu werden pflegt, ist die Absicht, die Notizen- und Neuigkeitsabteilungen für sich und vor dem redaktionellen Inhalt zu bringen, sowie der schlaue Versuch, dem Leser bei seiner Jagd nach Neuigkeiten mit jedem umgewendeten Blatte Annoncen vor Augen zu führen.

Die gewöhnlichen Bücher-, Musik- und Theaterrezensionen sind, zur Verwunderung des Ausländers, mit Augen verderbenden kleinen Lettern zwischen die Polizeiberichte und Citynotizen eingesetzt. Sie sind selten sorgfältig, fast niemals talentvoll geschrieben — vielleicht weil sich die Allgemeinheit für sie zu interessieren noch nicht angefangen hat. Kam ein Buch von ganz aussergewöhnlichem Interesse auf den Markt, so findet man das nicht selten in einem Leitartikel zum Gegenstand der Diskussion gemacht. Die ökonomischen Briefe über Ackerbau, Handel und Industrie sind dagegen von den grössten Autoritäten geschrieben und oft von hohem wissenschaftlichem Werte. Sie können als die gediegensten Bestandteile der Zeitung betrachtet werden. Also: schlechte, verwahrloste Ästhetik und vortrefflich gepflegte „Ökonomik". Was könnte für das moderne England bezeichnender sein!

Die „Briefe an den Redakteur" sind eine sehr praktische und wertvolle Einrichtung. Einer oder der andre dieser Briefe bildet nicht selten den allerinteressantesten Inhalt einer Zeitungsnummer. Jeder,

der etwas weiss oder denkt, was er als von allgemeinem Interesse erachtet, schreibt darüber einen Brief an den Redakteur seiner Lieblings-Zeitung, und dieser unterlässt selten, ihn — welche Ansichten er auch vertreten mag — abzudrucken, nicht einmal, wenn jener geradezu einfältig und in minder gebildeter Sprache abgefasst ist. Die Namensunterschrift des Einsenders ist indess Bedingung für dessen Veröffentlichung. Hierdurch wird eine höchst wünschenswerte thätige Teilnahme der grossen Menge an den Pressdebatten gesichert. Die Einseitigkeit in dem Verhältnisse, dass die Presse — als eine Profession — allein das Publikum mit der geistigen Tageskost füttert, wird zum Teil dadurch aufgehoben, dass das Publikum selbst der Presse Material und Ideen fleissig zuführt.

Wir wenden uns nun zu dem „leitenden" Inhalt in unsrer altmodisch gehaltenen Londoner Zeitung. Wurde im Parlament oder anderswo eine wichtige politische Rede gehalten, so finden wir diese am nächsten Morgen fast wortgetreu in den Referatspalten wiedergegeben, unter den „kurzen Notizen" auf einem Dutzend Zeilen erwähnt, zum Thema eines Leitartikels erwählt, in einem halben Dutzend Briefen an den Redakteur kritisiert, sowie nicht selten in den „Leitern" folgenden kürzeren redaktionellen Mitteilungen noch von einem gewissen Standpunkte aus beurteilt. Das dürfte wohl der Gipfel der Gründlichkeit sein! — ganz besonders, wenn die Rede mit aller Wahrscheinlichkeit auf so wohlausgedroschenes Stroh, wie z. B. die irländische Frage, niederhämmert. Für den, der keinen Appetit hat, eine vollständige Speisekarte von Argumenten abzuessen, die ihm in

den letzten zehn Jahren wohl 99mal in jedem Monat aufgetischt wurden, enthält ein Dutzend der sonst hervorragendsten Spalten der betreffenden Zeitung infolge davon fast gar nichts mehr. Das wäre ja für die gehetzten englischen Zeitungsleser kein allzu grosser Verlust, wenn es nicht die Folge hätte, dass eine Menge interessante und wertvolle Nachrichten „wegen Mangels an Raum" wegbleiben mussten — und das auch unwiderruflich, weil in England ohne ein paar „wichtige" politische Reden fast kein Tag vergeht. Damit aber in den Leitartikeln die tägliche maschinenartige Hingebung für parlamentarische und hochpolitische Kämpfe und Spiegelfechtereien die Höhe einer tötlichen Einförmigkeit erreiche, ist es eiserne Etikette, dass ein politischer „Leiter" nach dem Meter und nicht in Übereinstimmung mit dem Geschmack des Verfassers und mit der Bedeutung des Gegenstandes geschrieben wird. Es wäre eine unverzeihliche parlamentarische Etikettenverletzung, einen solchen Leiter um einen Centimeter kürzer als anderthalb Spalten lang zu machen. Ein englischer Journalist schreibt oft mit einer gewissen Kraft und grossen Routine — er ist aber selten geistreich, phantasievoll oder unterhaltend. Man kann sich also eine Vorstellung von dem unheimlichen Resultate machen, wenn er, der Sklave eines sinnlosen Konventionalismus, Tag für Tag einen anderthalb Spalten langen Wortschwall über Gegenstände hervorwürgt, die kaum ein andrer Mensch der Schöpfung in mehr als zwölf Zeilen zu behandeln vermöchte. Es wird einem wirr im Kopfe beim Lesen dieser Gewalterzeugnisse, die einen auf derselben beschränkten Gedankenbahn ge-

rade so viele Male herum, herum und wieder herumschleppen, wie das nötig ist, um genau einundeinhalbe enggedruckte Spalte zu füllen.

Soweit es englische Verhältnisse betrifft, muss man anerkennen, dass die grossen Londoner Zeitungen gut unterrichtet sind — d. h. auf den Gebieten, die sie überhaupt kultivieren. Was aber ihre Kenntnis ausländischer Erscheinungen angeht, so ist diese in allen Beziehungen höchst einseitig und oberflächlich. Wer seine Kunde von dem, was auf dem Kontinente und in fremden Weltteilen vor sich geht, nur aus englischen Zeitungen schöpft, der bleibt absolut unbekannt mit einer Menge hochwichtiger Dinge und bekommt eine ganz schiefe Auffassung von dem, worüber er liest. Im Verein mit dem beim reisenden Engländer gewöhnlichen Mangel an scharfer Beobachtungsgabe erklärt das, warum die gebildeten Bewohner Englands so unendlich viel weniger von den Ausländern wissen, als diese von England. Die grossen englischen Zeitungen erhalten nur zwei Arten von Korrespondenzen aus dem Auslande: lange telegraphische Mitteilungen für jeden Tag und im Sommer zuweilen Reisebriefe darüber — wie Engländer im Auslande „sporten“. Spezialkorrespondenten, die Tag für Tag eine ganze Spalte von Paris und eine halbe oder eine Drittelspalte von andern grossen Hauptstädten hinübertelegraphieren, „machen in“ hoher Politik und Theater, bekümmern sich im Grunde aber um nichts andres. Giebt es im Augenblick keine Politiker, Diplomaten, Schauspieler oder Schauspielerinnen, von denen etwas zu sagen wäre, so verfallen sie auf Polizeiberichte, um damit den kontraktlichen

Spaltenraum zu füllen. Dass es auch soziale, wissenschaftliche, litterarische, ästhetische und noch tausend andre Dinge giebt, von denen erklärend unterrichtet zu werden für die englischen Zeitungsleser recht vorteilhaft wäre, das kommt diesen Herren gar nicht in den Sinn. Das sollte die Aufgabe für „schreibende“ Korrespondenten sein, diese sind jetzt aber von den „telegraphierenden“ vollständig verdrängt, und letztere haben niemals Zeit oder Gelegenheit, über eine gewisse Erscheinung im fremden Lande einen wohldurchdachten Aufsatz zu Papier zu bringen. Nicht einmal der Pariser Korrespondent ist im Stande, etwas derartiges zu leisten, obwohl er Erlaubnis hat, jeden Tag eine Spalte zu füllen. Etwas Wetter- oder Boulevardplauderei, sowie einige zusammengelesene Leckerbissen aus den Gerichtssälen, das ist — ausser der hohen Politik und den Theatern — alles, was er zu Wege bringt.

* * *

Diese altmodische Zeitungsordnung Englands ist jedoch schon etwas durch eine mächtige Neubildungsbewegung, durch eine Seitenwoge der universellen demokratischen Strömung des modernen England, gesprengt worden.

Wir haben es hier in der That mit einer ganz eigentümlichen Seite des neuen Journalismus zu thun: mit dessen starker Neigung, die Zeitungslektüre dem Bedürfnisse des halb-, viertels- und achtelsgebildeten Lesers anzubequemen. Die Pränumeration seitens der grossen Massen ist es ja, die die grossartige moderne Entwickelung des englischen Journalismus ermöglicht

hat. Vom rein kommerziellen Standpunkte wenigstens ist es deshalb auch nur recht und billig, wenn die Zeitungen auf die grossen Massen Rücksicht nehmen.

Diese „Rücksicht“ auf die Legionen ungebildeter Leute, deren Pennys und Halbpennys die Kosten für die jetzt vor sich gehende Revolution in Englands Zeitungswelt tragen, zeigt sich nun in verschiedener Weise. Sie zeigt sich in der Manie des modernen englischen Journalismus, alle möglichen und unmöglichen Einzelheiten aus dem Privatleben öffentlicher Personen aufzugraben. Sie zeigt sich auch in der, wenigstens in England ganz neuen Methode, den Text in kleine Stücke, *paragraphs*, zu zerhacken, die in äusserst konzentrierter, schlagender und gleichzeitig leichtfasslicher Weise die Quintessenz von dem, was der Zeitungsschreiber mitzuteilen hat, dem Leser zum Bewusstsein bringt. Mit einer, für unsre Zeit charakteristischen Schnelligkeit haben diese beiden Eigentümlichkeiten des *new journalism* aber kaum feste Gestalt gewonnen, da werden sie auch schon davon bedroht, für die Zukunft der Presse höchst bedenkliche Proportionen anzunehmen. Das „persönliche“ Element in der politischen Kriegführung und in der Litteratur- und Kunstkritik hat den Kampf um Ideen und Prinzipien zu einem kleinlichen, oft skandalhungrigen Geplänkel und Geschwätz über die augenblicklichen persönlichen Träger jener Ideen und Prinzipien zu verwandeln begonnen. *The tyranny of the paragraph* droht schon mindestens gleich verderblich für die Verbreitung gesunder Aufklärung, wie für die Erhaltung eines guten litterarischen Stils in der Presse zu werden.

Die Ursache dieser schnellen Ausartung einer gesunden Tendenz ist ganz einfach folgende: Als sich die politischen Halbpennyzeitungen zur Presse der Unbemittelten und Halbgebildeten erhoben, begann eine Anzahl unternehmender Geister zu grübeln, ob es sich nicht bezahlt machen sollte, auch den Viertels- und Achtelsgebildeten intellektuelle Nahrung vorzusetzen. Diese Spekulation erwies sich, wie schon erwähnt, als die erfolgreichste in den letzten zehn Jahren des englischen Geschäftslebens. Politische und nichtpolitische Wochenzeitungen für einen Penny das Exemplar, sind in den letzten sieben, acht Jahren wie Pilze aus warmem, feuchtem Boden aufgeschossen, und Londons Zeitungspresse, die früher — und das ist gar nicht so lange her — so ungemein gravitätisch und *select* war, bietet jetzt das Schauspiel der wildesten Billigkeitskonkurrenz, in der alles als gut genug angesehen wird, ausser dem, was unser Freund, der Achtelsgebildete, für „langweilig" hält.

So zieht man z. B. Nutzen aus der tief eingewurzelten Spielwut der englischen Allgemeinheit, um diese zu verlocken, regelmässig billige, nichtpolitische Wochenblätter zu kaufen. Man veröffentlicht, dass jedes Exemplar einer solchen Wochennummer gleichbedeutend ist mit einem Kupon auf so und so viele Pfund Lebens- oder Unfallsversicherung. Wer von einem Unglücksfall betroffen wird und die betreffende Wochennummer der Zeitung in der Tasche hat oder den Beweis eines regelmässigen Abonnements darauf beibringen kann, der erhält für sich oder seine Familie die ausgesetzte Summe ausgezahlt. Andern billigen Zeitungen dieses Schlags ist es geglückt, Hundert-

tausende von Pränumeranten aus den unbemittelten Klassen dadurch zu gewinnen, dass sie zu allerlei, scheinbar geistigen Wettstreiten einladen und grosse Geldgewinne dem oder denen in Aussicht stellen, die sich am geschicktesten oder scharfsinnigsten erweisen. So verfielen z. B. unlängst mehrere Wochenblätter Londons auf den Gedanken, einen mehr oder weniger verwickelten Satz mit Auslassung eines Wortes abzudrucken. Die Abonnenten wurden eingeladen, das fehlende Wort zu raten und es an die Redaktion unter Beifügung eines Schillings — und der Abonnementsquittung einzusenden. Die, die richtig geraten hatten, sollten dann den eingegangenen Betrag unter sich geteilt bekommen. Diese sinnreiche Form einer Lotterie reizte die Spielwut des Publikums dermassen, dass eine gewisse Zeitung in einer einzigen Woche je 150 Pfund (3000 Mark!) an jede der zwölf Personen verteilen konnte, deren Lösung richtig war — und das, ohne dass die Redaktion dabei die geringste juristische oder pekuniäre Gefahr auf sich nahm. Die Sache kam zwar vor das Gericht, dessen Urteil für die Fortsetzung der neuen Industrie nicht ermunternd lautete, die Zeitungsverleger aber, die jenes System eingeführt und Dank desselben ihre Abonnentenzahl unendlich vielfach vergrössert hatten, konnten doch nicht in Strafe genommen werden. Die unvernünftigen Zeitungsverleger waren natürlich der Meinung gewesen, dass ihre Lotterie nur eine Form „intellektuellen Sports" sei und zur geistigen Veredlung des englischen Volkes in hohem Grade beitragen müsse. Man muss indess bekennen, dass diese unternehmungslustigen Herren eine merkwürdige Fähigkeit an den Tag legen, für

ihre spielsüchtigen Abonnenten neue Formen einer Lotterie zu ersinnen, wenn das Gesetz sein Veto gegen alte Formen auf diesem Gebiete einlegt. Dadurch, dass sie in mehr oder weniger versteckter Weise jede Nummer ihrer Zeitungen zu einem Lotterielose machen, glückt es diesen modernen englischen Presspiraten, Hunderttausende ungebildete und alles nur nicht lese-lüsterne Kleinbürger und Arbeiter heranzuziehen, dass sie periodische Litteratur überhaupt kaufen und ansehen. Der Inhalt dieser Zeitungen besteht hauptsächlich aus Räuberromanen, Anekdoten, kleinen Notizen über alles mögliche und aus Beantwortung von Fragen jedes — auch des ungereimtesten — Inhalts, die aus dem Abonnentenkreise der Zeitungen eingingen oder von der Redaktion selbst gestellt wurden. Allen sensationellen, abnormen und krankhaften Erscheinungen des Lebens wird dabei grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Ein geringer Teil des Inhalts ist auch grösseren Zeitungen „mit der Scheere" entnommen. Die einzigen Originalbeiträge bestehen oft aus kleinen Erzählungen oder Artikeln, die von den Lesern der Zeitung selbst eingesendet wurden — wozu die Redaktion unter Zusicherung eines Preises für die beste Anekdote oder den interessantesten Artikel gebührend auffordert. Ein besonders beliebtes Verfahren besteht darin, dass die Redaktion die Beantwortung aller möglichen Fragen zusichert, ob sich diese nun auf alltägliche Einzelheiten des praktischen Lebens beziehen, wissenschaftliche Mysterien betreffen oder von den albernsten persönlichen Exzentrizitäten der geehrten Abonnementen diktiert sind. Der Redakteur erklärt wohl auch, dass zu diesem Zwecke ein besonderer Arzt, Jurist, Tech-

niker, Litteraturkenner, Archäolog, Naturforscher u. s. w. angestellt sei. — „Sie ersparen die Ausgaben für einen Hausarzt, wenn Sie das . . . Wochenblatt halten“, ist eine der gewöhnlichen Redensarten. Dass jede Nummer ein halbes Dutzend „vollständige Novellen“ enthält, gehört schon zu den abgenutzten Hilfsmitteln. Abwechslungshalber serviert man dann „Enthüllungen“ aller möglichen Geschäftsgeheimnisse, Produktionsverfahren und andre mehr oder weniger dunkle und schwer zugängliche Erscheinungen im Gesellschaftsleben des ungeheuern Kulturstaates. Eine Wochenschrift hat es als Spezialität erwählt, in jeder Nummer ausführlich über mehrere Berufsarten zu berichten, sowie Maschinen und Werkzeuge zu beschreiben und zu erklären. Was sie beginnen wird, wenn alle Werkzeuge und Berufe erschöpft sind, ist schwer zu begreifen. Vielleicht gedenkt sie dann einzugehen. Das ist nämlich das Schicksal, dem in London jeden Monat eine Menge Erzeugnisse der Presse verfallen, doch ist das nur eine Form notwendigen Stoffwechsels, denn jeden Monat entsteht dafür ein halbes Dutzend neuer periodischer Organe, die natürlich alle „ein längst gefühltes Bedürfnis“ erfüllen.

Obgleich diese Zeitungslitteratur also von sehr minderwertigem Gehalt ist und nur allzudeutlich die Spur davon trägt, dass sie sich auf Kosten der niederen Leidenschaften, vorzüglich der Neuigkeitssucht der ungebildeten Menge ernährt, kann man doch nicht leugnen, dass hier — wenn auch auf Umwegen — eine grosse und bedeutungsvolle Volksbildungsarbeit vor sich geht. Die Volksmasse Englands, deren Belehrung bis vor kurzem staatlicherseits unglaublich

vernachlässigt war, wird durch diese so wunderlich entstandene billige Presse nach und nach gewöhnt, zu lesen und intellektuelle Zerstreuung schätzen zu lernen. Schon tauchen Anzeichen dafür auf, dass dieser eigentümliche Volkserziehungsprozess mit Hilfe der Presse seiner Zeit zu gesunderen intellektuellen Zuständen unter schwer arbeitenden Millionen des grossen Inselreiches führen werde.

Die Methoden der modernen Arbeiterdemokratie, auf der Bahn der Zivilisation vorwärts zu kommen, sind ja zuweilen unerwartet und sonderbar genug; man muss aber wohl schon damit zufrieden sein — dass es überhaupt vorwärts geht.

* * *

Wer den ungeheuern Umfang und die fabelhafte Lebhaftigkeit der Londoner Presse kennt, der versteht auch, warum gerade die Weltstadt an der Themse zu solchen Unmengen eigentümlicher neuer, journalistischer Erscheinungen Anstoss gegeben hat.

London besitzt etwa zwanzig Morgen- und ebenso viele Abendblätter, nebst 400 Wochenschriften und einer noch grössern Zahl monatlicher Revüen und Zeitschriften. Von den *Daily News* werden täglich 170 000 Exemplare abgesetzt; von zwei andern Tagesblättern, dem *Standard* und dem *Daily Telegraph* je eine Viertelmillion. *Daily Chronicle* hat eine noch grössere Verbreitung. Die grössten Abendzeitungen: *Star, Echo, Westminster Gazette, Pall Mall Gazette, Globe, St. Jame's Gazette* und andre mehr veranstalten jeden Nachmittag, zwischen zwei und sechs Uhr, vier,

fünf und zuweilen noch mehr Auflagen, worin die Neuigkeiten der letzten Stunde statt solcher minder wichtigen oder veralteten Inhalts aufgenommen sind. Bei besonders interessanten Vorkommnissen erreicht der Absatz der Halbpennyzeitungen wohl über 100 000, ja über 150 000 Exemplare.

Da es in London Sitte ist, dass man sich seine Zeitungen auf der Strasse von den unzähligen alten und jungen Kolporteuren kauft, statt darauf zu abonnieren, hat sich ein sehr lautes und sensationslüsternes System für den Betrieb derselben entwickelt. Teils pflegen die Verkäufer den Namen der betreffenden Zeitung und die Rubriken der letzten Mord- und Skandalgeschichten auf jeder Strasse aus vollem Halse auszuschreien, andernteils drucken sämtliche Zeitungen grosse Plakate mit ungeheuren Buchstaben, worauf die schauerlichsten Tagesneuigkeiten in kernhafter Weise bekannt gegeben werden. Von wichtigeren, ernsthafteren Vorkommnissen schweigen diese Plakate dagegen meist vollständig. Die Zeitungsjungen breiten dieselben gern auf dem Pflaster an jeder Strassenkreuzung aus, und für den Vorübergehenden ist es ganz unmöglich, deren Inhalt nicht mindestens ein paar Dutzend Mal kennen zu lernen. — Zeitschriften, die nur einmal in der Woche erscheinen, bringen ihre bunten Plakate mit dem Inhaltsverzeichnisse auf jeder Eisenbahnstation an, deren Wände über und über mit Annoncen aller Art tapeziert sind. Die Affichen der Wochenblätter zeugen in wenig zurückhaltender Weise für die sinnreichen Methoden, womit die praktischen Redakteure Londons aus dem Millionengewimmel ihr Publikum zu angeln versuchen. Einige

suchen dadurch Aufsehen zu erregen, dass sie auf allen Bahnstationen riesige Illustrationen zu der in der Zeitung eben erscheinenden Diebeserzählung oder Mordgeschichte ankleben. Andre suchen die Aufmerksamkeit des vorüberbrausenden Menschenstromes damit zu fesseln, dass sie ihre Plakate mit allerhand rätselhaften Gestalten und kabbalistischen Zeichen bedecken, deren Sinn — oder Mangel an Sinn — der Neugierige erfahren kann, wenn er die Wochennummer der interessanten Publikation kauft. Die meistbeliebte Annoncierungsmethode besteht jedoch darin, auf den Affichen eine einigermassen hohe Geldsumme anzugeben und eine leichtfassliche Andeutung hinzuzufügen, dass diese auf eine oder andere Weise unter den Abonnenten zur Verteilung kommt.

Im modernen kommerziellen Babylon können es selbst die Aristokraten der Presse nicht umgehen, die Reklametrommel zu rühren. Sogar die alte *Times* hat es in der letzten Zeit für nötig erachtet, Plakate mit Inhaltsangabe zu drucken. Die grossen illustrierten Wochenzeitungen *Illustrated London News, Graphic, Black and White* thun dasselbe. Dies und alle die teuren Extra-Lockspeisen, die dem zeitungslesenden englischen Publikum jetzt auch von den grossen Weltblättern geboten werden, sind thatsächlich nur natürliche Äusserungen des Unternehmungsgeistes innerhalb der modernen Betriebe, die einen solchen Umfang erreicht haben, dass die Verwendung grosser Summen der einzige Weg ist, noch grössere zu gewinnen. Eine neue Äusserung dieser Unternehmungslust war die Begründung einer täglichen illustrierten Zeitung, des *Daily Graphic* im Jahre 1890. Das Unternehmen

war vortrefflich organisiert und in ökonomischer Hinsicht gut bestellt, hat aber allen berechtigten Erwartungen lange nicht entsprochen — wahrscheinlich infolge talentloser Redaktion. Die Zugabe einfacherer Illustrationen verbreitet sich übrigens in der täglichen Presse Englands immer mehr und mehr.

* * *

Das geistige Leben Englands ist für den Fremdling vielleicht nicht gar so anziehend. Dasselbe strebt ebenso wenig nach einer pikanten Aussenseite wie nach interessanter Oberflächlichkeit. Es ist solid, d. h. kräftig und urwüchsig — doch ein wenig schwerfällig mit der Zunge.

Auf dem Kontinente hat man bis vor kurzem eine ebenso einfache und unerschütterliche, wie — schiefe Auffassung von Englands geistigem Leben gehabt, ungefähr diese: Im britischen Inselreiche giebt es keine andre Philosophie, als die Formen eines mehr oder weniger verhüllten und verkleideten Materialismus, der von den ökonomischen Interessengegensätzen diktiert wird. Deren sind nur zwei: die merkantile Konkurrenzphilosophie und die feudale Grundherrenphilosophie. In religiöser Hinsicht neigt die erstere zu puritanischer Orthodoxie und die letztere zu römisch-katholischer dito. Auf ästhetischem Gebiete gehen sie Hand in Hand, um den Frauenroman und die königliche Akademie zu unterstützen. Um John Bull seiner berühmten und beliebten *roast-beef-oh-yes*-Karrikatur so ähnlich wie möglich zu kommen, lässt man sich zu einer *tour de force* in britischer Heuchelei ver-

leiten. Man lässt ausser Acht, dass England in diesem Jahrhundert keinen Tag lang ohne grosse Idealisten und Romantiker gewesen ist, sowie dass dessen philosophische, naturwissenschaftliche, ökonomische, politische, religiöse und ästhetische Rationalisten das moderne Europa in den Sattel gehoben, wenn nicht gar erschaffen haben. Jetzt kann man nun unmöglich leugnen, dass England von Atheisten, Positivisten, Spiritisten, Sozialisten und Symbolisten thatsächlich wimmelt — dass es eine wohlassortierte Musterkarte von Schwärmern neuesten Schnittes aufweist.

Es genügt indes noch keineswegs, das nicht zu leugnen, was augenscheinlich ist, wenn man es mit dem äusserst positiven John Bull zu thun hat. Man muss ihn auch verstehen, d. h. seine unzähligen Selbstwidersprüche verdauen lernen. Daraus, dass er sich eine Kollektion moderner Sturm- und Drangtypen leistet, folgt noch keineswegs, dass er etwa mit seinen uralten Sammlungen geistiger Petrefakten aufräumte. Es ist die Spezialität des praktischen John Bull, unvereinbare Elemente in höchst unpraktischer Weise zusammenzuschmelzen.

Wir wollen das an einem Beispiele erläutern:

Das ganze moderne England ist evolutionistisch oder — wie es mehr populär als korrekt heisst — darwinistisch. Der ganze Gesellschaftskörper ist von darwinistischen Anschauungen durchsäuert, bis hinauf zu — oder sollen wir sagen, bis herunter von? — den stockkonservativen Anhängern der „bestehenden Ordnung“ mit allem drum und dran. Die Geistlichen sind Darwinisten durch und durch.

Aber . . . der Ausländer, der so etwas hört oder

flüchtig beobachtet, mag sich gefälligst hüten, dass ihm seine Phantasie nicht nach unrealistischem Boden durchgeht, wenn es gilt, aus jener merkwürdigen Thatsache die Konsequenz zu ziehen. Der alte John Bull ist nämlich, wie erwähnt, eine sehr nüchterne und praktische Persönlichkeit, die ihren Jugendübermut im lustigen England der rothaarigen Königin Elisabeth zurückgelassen und seitdem nur an sehr seltenen Rückfällen gelitten hat. Es wäre unendlich vieles lustige und interessante über die patentierte Nüchternheit des Alten zu sagen — die, seltsam genug, den „nicht nüchternen" Festlandsbewohner nicht hindert, ihn bei besonderen Gelegenheiten extravagant, unvernünftig, voll der wildesten Widersprüche, halbverrückt u. s. w. zu finden. Wir müssen uns aber an unser Thema halten und darauf beschränken, einen seiner neuesten und bedeutendsten Nüchternheitsexcesse anzudeuten. Die Fabel hiervon lautet folgendermassen:

Sein grossartig angelegtes Ideenmagazin ist, und keineswegs zufällig, bis zum Dachfirst hinauf vollgepfropft mit modrigen, staubigen, politischen, juristischen, sozialen, theologischen und moralischen Dogmen aus allen möglichen Zeitaltern. Andre Völker haben dann und wann eine Auslichtung vorgenommen und mit den veraltetsten Artikeln ein Freudenfeuer veranstaltet. Deren Entzündbarkeit gebot das schon vom Gesichtspunkte konservativer Vorsicht aus. Dem alten John Bull gilt es aber als der Gipfel praktischer Nüchternheit, in Unendlichkeit auf Lager zu sammeln. Da nun der Alte — zu seiner Ehre sei es gesagt — oft nach den neuesten Waren angelt, zeigt seine Samm-

lung eine verwirrende Buntscheckigkeit, die dem unpraktischen Ausländer wegen ihrer schreienden Kontraste in hohem Grade komisch erscheint.

Da kam der Tag, wo das merkwürdige Museum mit einer Acquisition ganz eigener Art bereichert wurde: mit der lodernden Brandfackel des Darwinismus. Wir unpraktischen Ausländer fangen natürlich gleich an, von einer gewaltigen Feuersbrunst unter dem zunderdürren Gerumpel des Alten zu phantasieren — doch hier ist es gerade, wo wir uns hüten müssen, auf die schlüpfrige Bahn der Schlussfolgerungen zu geraten. Wir dürfen nicht vergessen, dass jener nüchtern und praktisch ist. Ihm fällt es nicht wie andern ein, das brennende Ding von sich weg und ins Blaue hinaus zu schleudern. Das könnte einen Waldbrand verursachen, meint der Alte, und darin hat er ja unleugbar Recht. Nein, er nimmt den Feuerbrand des Darwinismus fest in seine praktisch nüchternen Hände und pflanzt ihn mitten in die kolossale Rumpelkammer seiner Gedankenwelt. Und nach dieser That erkennt er — mit heimlicher Bewunderung für seine eigne nüchterne Tiefsinnigkeit — dass das Licht der Fackel eine „unerhörte Umwälzung in seiner Weltanschauung, Denk- und Ausdrucksweise, sowie in seinen Empfindungen“ zustande bringt, und dass dasselbe „nicht minder gründlich die Überzeugung tiefsinniger vorurteilsloser Denker, wie den konventionellen und gedankenlosen Schlendrian der Menge“ umgestaltet. Er erkennt das alles und schwingt in praktisch nüchterner Weise die funkensprühende neue Fackel, so dass deren Flammen an den geschwärzten Reliquien aus der Zeit des Moses,

aus dem vierten Jahrhundert, aus dem sechzehnten Jahrhundert u. s. w. hinzüngeln — sie aber nicht anzünden. *Voilà tout!*

Sollte es aber doch in John Bulls Dogmen- und Gedankenmagazin an dem und jenem Punkte zu brennen anfangen, so ist er nicht der Mann, der um Kleinigkeiten ein Aufheben macht. Unter allem andern im Magazine, denkt unser praktischer Freund, kann ja auch ein Bischen Brandgeruch nichts schaden. Dass kontinentale Phantasten eine Explosion prophezeien, wenn die Aufhäufung trocknen Staubes und feuergefährlicher Gegenstände in John Bulls Kuriositätensammlung noch weiter fortgeht, das geniert ihn nicht im mindesten. „Explosionen sind unpraktisch, ergo können sie mir nicht passieren“, denkt er. Uns sollen jene Prophezeiungen auch nicht beunruhigen, da wir es nur mit der Gegenwart zu thun haben.

Trotz seiner starken allgemeinen Tendenz, die evolutionistische Weltanschauung zu acceptieren, zieht es der Engländer doch vor, bei andern, so gut wie bei sich selbst, allerlei veraltete Glaubenssätze und Ansichten zu ertragen, die nach gewöhnlichen, nicht britischen Begriffen mit den neuen Theorien vom Lebensprozess in der Natur und der Gesellschaft in unversöhnlichem Widerspruche stehen.

* * *

Obwohl die landläufige Ansicht, dass England die Heimstätte für eine Menge Quietismus und Bigotterie sei, gar zu begründet ist, dürfte es andrerseits doch zweifellos — wenn auch weniger bekannt —

sein, dass die Freidenkerei kaum in einem andern Lande so lebhaft verbreitet und im Grunde so populär ist, wie gerade in England. Während die höheren Klassen stets den Schein strenger Orthodoxie bewahren, sind es die niederen Mittelklassen und die besser situierten Arbeiter, die zu der von Charles Bradlaugh begründeten *National Secular Society*, der vielleicht am besten organisierten Freidenkergesellschaft, die grösste Anzahl Mitglieder liefern. Die ausserordentliche Freiheit, womit diese, vorwiegend atheistische Partei ihre dem Christentume feindlichen Ansichten predigt und in reichhaltiger Zeitungs- und Flugschriftenlitteratur fast allen Lehrsätzen und Institutionen der Kirche mit grosser Rücksichtslosigkeit und Schärfe zu Leibe geht, wird auch den verwundern, der mit Englands freien politischen Verhältnissen bereits bekannt ist. Thatsächlich haben die Orthodoxen den Abtrünnigen eine solche Rede- und Handelsfreiheit auch nicht ohne harten Kampf zugestanden, und ebensowenig waren die englischen Gesetze von Anfang an ganz unparteiisch. Das massenhafte Hervortreten der Freidenker in die Öffentlichkeit und deren staatliche Anerkennung als „normale Mitbürger" ist deshalb eine Geschichte voll bittrer Fehden — wie sie jede moderne Gemeinschaft gehabt hat und noch jetzt hat, die aber als typisch gerade für England angesehen werden können.

Der Anfang dieses Jahrhunderts fand die englischen Behörden bereit, mit grosser Härte alle zu bestrafen, die sich zu vorgeschrittenen skeptischen Anschauungen in religiösen Dingen bekannten. Die Philosophen begannen den Kampf in dickleibigen

Büchern, die nur von wenigen gelesen wurden. Dichter von unabhängigem Sinn und mit neuen, kühnen Anschauungsweisen — Byron, Shelley, Wordsworth, Southey, Coleridge u. a. — wirkten mächtig auf ihre Zeitgenossen und vielleicht noch mehr auf die nächstfolgende Generation. Später kam die Wissenschaft mit Vertretern wie John Stuart Mill, Buckle, Darwin, Spencer, Huxley und vielen andern, die für die neuen Anschauungsweisen einen festeren Grund legten und die mehr destruktive Arbeit der Dichter und spekulativen Denker durch positive Resultate ergänzten. Schliesslich wurde es den Vertretern der Presse und den umherwandernden Volksrednern möglich, das Banner des freien Gedankens auch unter der grossen Menge zu entfalten.

Charles Bradlaugh, der hervorragendste dieser Agitatoren, war ein grosser Redner und ohne Zweifel einer der kraftvollsten öffentlichen Charaktere im modernen England. Sein von unermüdlicher und riesenhafter Thätigkeit erfülltes Leben war gänzlich dem Kampfe für vollständige religiöse Freiheit und der Verbreitung der atheistischen Lehren gewidmet. Seine ersten Schritte auf diesem Wirkungsfelde waren weder angenehm, noch ermunternd. Die natürliche Rednergabe Bradlaugh's erweckte wohl Aufmerksamkeit, der von ihm vertretene Standpunkt war aber höchst unpopulär. Erst als es die Behörden für angezeigt hielten, ihm besondre Beachtung zu widmen, erhielten Bradlaugh's Vorträge beständig wachsende und interessierte Scharen von Zuhörern. In England ist es von jeher so gegangen, dass eine Menge Personen, die sonst von einer Sache gar keine Kenntnis

genommen hätten, dieser erst infolge der Aufsehen erweckenden Äusserungen der Behörden näher treten und dafür oder dagegen Partei nehmen. Als das in liberaler Richtung schon stark entwickelte Volksbewusstsein dadurch erregt wurde, dass die öffentlichen Ankläger veraltete Gesetzparagraphen hervorsuchten, um Bradlaugh das Handwerk zu legen, da wurde dieser sofort als Märtyrer des freien Worts bekannt, und damit war es für viele kein so weiter Schritt mehr, seine Lehren wärmer zu umfassen. Hierzu kommt, dass Bradlaugh sich wie zum Advokaten geschaffen erwies. Man kann sagen, dass er die grössten oratorischen Triumphe in seinen zahlreichen Prozessen vor dem Richterstuhle feierte.

Bradlaugh war bis zu seinem Tode Vorsitzender des Vereins englischer Freidenker, der neunzehn selbständige Zweigvereine in London, sechsundfünfzig im übrigen England und einen solchen in Schottland und Irland zählte. Nach dem Programm des Vereins soll sich das sittliche Verhalten des Menschen auf Vernunft und klares Wissen, mit Ausschluss jeder Hoffnung oder Furcht bezüglich des Eingreifens einer übernatürlichen Macht in sein Schicksal begründen. Allgemeine Glückseligkeit müsse als das wahre Ziel der Menschheit und das von diesem Gesichtspunkte Nützliche als deren moralischer Wegweiser betrachtet werden. Ausserdem sei die Theologie von der Vernunft als abergläubisch erkannt und von der Erfahrung als schädlich erwiesen worden, weshalb sie als die historische Feindin des Fortschritts bekämpft werden müsse.

Die englische Freidenkergemeinde hat für mündliche Propaganda, für die Presse und zur Unterstützung

altersschwacher oder sonstwie hilfsbedürftiger Freidenker gewisse Fonds zur Verfügung. Ausserdem besitzt sie Schulen, die acht Monate im Jahre regelmässigen Unterricht in Naturwissenschaften, lebenden Sprachen, vergleichender Religionsforschung und in andern Bildungsfächern erteilen.

Annie Besant, Bradlaugh's begabteste Schülerin und erfolgreichste Helferin bei der Propaganda, hat eine merkwürdige intellektuelle Laufbahn hinter sich. In einem rechtgläubigen christlichen Heim aufgewachsen, wurde sie, eine schwärmerische und mit dem Leben seltsam unbekannte Zwanzigjährige, mit einem Geistlichen verheiratet, dessen Geistes- und Gemütsverfassung von der ihrigen sehr stark abwich. Nach sechsjähriger, unglücklicher Ehe erwirkte sie eine gesetzliche Scheidung und schloss sich kurz darauf der Bewegung Bradlaugh's an, in deren ersten Reihen sie bis 1883 kämpfte. Dann wurde sie Sozialistin und widmete den Löwenanteil ihrer Aufmerksamkeit und Arbeitskraft der Verbesserung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse der schlechtest gestellten Arbeiterinnen in London. Nachdem sie auf diesem Gebiete sechs Jahre lang eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet hatte, ging sie ins Lager des Theosophen über — offenbar unter dem starken persönlichen Einflusse des bekannten weiblichen Theosophenapostels, der H. P. Blavatsky.

Diese letzte überraschende Frontveränderung der Mrs. Besant bewies in schlagender Weise, welche Macht eine starke Seele über ihre Zeitgenossen haben kann, obgleich diese anerkanntermassen nicht kontemplativ veranlagt sind. Die Engländer legen indes

ganz ausserordentlichen Wert auf einen kräftigen, makellosen Charakter, und dieser Umstand erklärt es, dass es z. B. eine der grössten und verbreitetsten englischen Morgenzeitungen mit ihrer äusserst geschäftsmässigen Redaktionspolitik vereinbar fand, der Abschiedsrede Mrs. Besant's an ihre bisherigen Gesinnungsgenossen unter den Freidenkern mehrere Tage spaltenlange Leitartikel — und diese auch noch vor den politischen „Leitern" — zu widmen. Die Sache ist aber ganz einfach die, dass kaum eine andre Frau im modernen England eine so bewunderungswerte Vereinigung von scharfer Intelligenz, unerschütterlichem moralischen Mut, gewaltiger Arbeitskraft und glühender Menschenliebe wie Annie Besant gezeigt hat. Ganz der Wahrheit entsprechend konnte sie in ihrer merkwürdigen Abschiedsrede an die Freidenker behaupten, dass „nicht einmal ihre bittersten Feinde im öffentlichen Leben ihre Ehrlichkeit in Frage stellen könnten". Kurz: Mrs. Besant ist ein öffentlicher Charakter von längst wohlverdientem guten Rufe — und einen solchen versteht man in England zu schätzen. Kein Wunder also, dass ihre vor einem grossen, repräsentativen Zuhörerkreis abgegebene Versicherung, dass sie mystische Schreiben von theosophischen „Meistern" oder Mahatmas in Tibet empfangen habe, wie eine Bombe einschlug und in weiten Kreisen andauernde Aufregung erweckte. Die Theosophie gewann binnen achtundvierzig Stunden in England mehr Aufmerksamkeit, als Madame Blavatsky's Séancen, Bücher und Propaganda ihr in achtundvierzig Monaten hätten zuführen können. Madame Blavatsky hatte schon jahrelang behauptet, dass sie auf „geheimem"

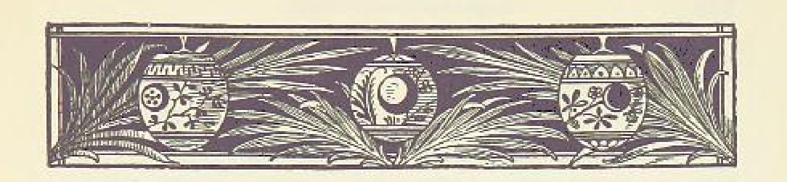
Wege „geheime“ Kenntnisse von „geheimen“ Meistern in einem „geheimen“ Winkel des fernen Tibet erhalte, doch dachte kein Mensch daran, sich besonders zu bemühen, um seine berechtigten Zweifel an der Echtheit des Mysteriums erhärtet oder beseitigt zu sehen. Mrs. Besant dagegen brauchte, bei dem Rufe tadelloser Wahrheitsliebe, den sie sich während eines langen und stürmischen, von aufopferungsvoller Arbeit erfüllten Lebens erworben hatte, nur zu versichern, dass sie nach Madame Blavatsky's Ableben auf gleich geheimnisvollem Wege Briefe „in der nämlichen Handschrift“ erhalten habe, da sandte ihr die *Daily Chronicle* schon am nächsten Tage einen Interviewer zu, um über dieses Geheimnis und über das Wesen der Theosophie als philosophisches und soziales Problem nähere Auskunft zu erhalten.

Aus dem Interview ging hervor, dass die Theosophie sich auf den Glauben (oder auf die „Kenntnis“) davon gründe, dass es vor vielen Tausend Jahren eine Brüderschaft der Menschheit gegeben habe, die sich durch ein beschauliches und opferbereites Leben zu einer Entwickelungsstufe emporgeschwungen hatte, welche die Menschheit im ganzen erst nach weiteren Tausenden von Jahren zu erklimmen hoffen darf. Es liegt jedoch nichts übernatürliches oder überirdisches in dieser Entwickelung, sie war der der ganzen Rasse nur ansehnlich vorausgeeilt. Eigentümlich ist genannter Brüderschaft, deren Mitglieder die Theosophen Meister oder Mahatmas nennen, u. a. eine tiefere Kenntnis der Naturkräfte und deren Benutzung, als sie von der abendländischen Wissenschaft selbst heutigen Tages erreicht ist. Die Wissenschaft des Abendlandes hat

auf natürlichem Wege das Unglaubliche erreicht, dass zwei, von einander durch viele Meilen von Land oder Wasser getrennte Menschen einander direkt durch die Stimme oder durch Schriftzeichen verständigen können, ohne dass die Übermittelung einer solchen Botschaft eine merkbare Zeit in Anspruch nimmt. Die abendländische Wissenschaft muss aber die beiden kommunizierenden Individuen durch Zwischendrähte verbinden, um dieses Wunder zu ermöglichen. Der Unterschied zwischen dieser Mitteilungsweise und der der theosophischen Meister besteht nun nach Mrs. Besant darin, dass diese ohne Mithilfe von Metalldrähten oder mechanischen Apparaten die „Ätherströme“ zu benutzen vermögen, um ihre mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen irgendwohin zu befördern.

Wie die Vorstellungen der Theosophen von der Seelenwanderung u. dgl. mit den Mahatma-Mysterien zusammenhängen, ist hier nicht zu erörtern.





Englische Exzentrizitäten.

Man erinnert sich der Erzählung von dem alten griechischen Philosophen, der die Strassen Athens zum ersten Male betrat, als dessen Bewohner in den Tagen vor der Schlacht bei Marathon Mann für Mann auszogen. Das war kein Athen in gewöhnlicher Lebensordnung, auch kein Athen im Chaos, was er sah — das war ein Athen in Schlachtordnung!

Wer sich ein Bild des geistigen Lebens in England, wie es für den jetzigen Augenblick bezeichnend ist, zu machen strebt, der findet sehr bald — wenn seine Beobachtungen die zähe, scheinbar fast unbewegliche Oberfläche konventioneller Formen und Gebräuche durchdringen — dass er hier vor einer ähnlichen Erscheinung steht.

Die intellektuellen und sittlichen Verhältnisse, die unbedingt den Löwenanteil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, erscheinen ihm ganz aussergewöhnlich und unerklärlich, bis er zu ahnen beginnt, dass es sich hier um eine Nation handelt, die unbewusst ihre geistigen Kräfte sammelt, da ihr eine un-

ausweichliche und entscheidende Krisis in der innern Geschichte bevorsteht.

Unaufhörlich hört man ältere gebildete Engländer die Bemerkung machen, dass in den letzten zehn Jahren eine radikale Veränderung mit dem „vielversprechenden“ jungen Manne vor sich gegangen sei. Nie vorher hat man so viele, glänzend begonnene politische, wissenschaftliche, litterarische und merkantile Karrieren so plötzlich abbrechen sehen, und das nur infolge der neuen und sonderbaren Veranlassung, dass diese begabten und begünstigten Männer, die im Wettrennen um soziales Ansehen und eine politisch ebenso wie ökonomisch bevorzugte Stellung „starteten“, plötzlich die Neigung zum Wettbewerb und die Wertschätzung seines Preises verloren. Damit aber nicht genug. Die Abgefallenen traten nicht aus Mangel an Mut und Thätigkeitsdrang aus dem Gliede, wie es anderwärts öfters vorkommt. Im Gegenteil: sie stürzen sich in Unternehmungen, die ihren alten Kameraden und Gönnern wahnsinnig donquixotisch erscheinen. So findet man hervorragende junge Gelehrte aus den luxuriösen Kollegs Oxfords und Cambridges in schmutzigen, geräuschvollen Quergassen des Eastends wieder, wo sie in zugigen, schlecht möblierten Zimmern wohnen, einförmige, kleinbürgerliche Kost geniessen und Fabrikluft atmen — um nach einem Tage anstrengender Erwerbsthätigkeit und eifriger Studien die Abendstunden als Lehrer, Vortragende, Ratgeber oder Leiter in Arbeiterklubs, Knabenklubs und Jünglingsvereinen oder in Vergnügungsvereinen für Arme zuzubringen. Junge Männer, die der Zweifel ankam, ob das rücksichtslose und

kleinliche Gekeif der politischen Parteien um die Zügel der Regierung auf geradem Wege zur Wohlfahrt der Nation führe, trotzten allen möglichen Widerwärtigkeiten, um zu ergründen, was das Volk wirklich benötigt und wie dieser Bedarf befriedigt werden kann. Männer, die zu ahnen anfingen, dass es doch wohl etwas Höheres ist, seine eigne sittliche Entwickelung und den ökonomischen Fortschritt der Nation zu befördern, als das egoistische endlose Streben nach Vermehrung des eignen persönlichen Besitzes, beschliessen zu erforschen, ob die Gesetze der nationalökonomischen Verteilung es nicht zulassen, dass schon die vorhandene Produktion der grossen Masse zum grösseren geistigen und leiblichen Nutzen gereichen könnte, als es jetzt der Fall ist. Zu diesem Zwecke machen sie die Arbeiterbewegung, die Fachvereine und Kooperativgenossenschaften zum Gegenstande sorgsamer Beobachtung oder zum Felde umschaffender Wirksamkeit.

Das junge England hat im letzten Jahrzehnt die merkwürdigste geistige Umwandlung erfahren, deren die Menschennatur fähig ist: eine Umwandlung des Thätigkeitsmotives.

Wer das nicht beobachtet hat, wird nur schwer den hervorstechendsten Zug der sozialen Reformbewegungen begreifen, die sich in England jetzt vollziehen. In der ganzen zivilisierten Welt verspüren wir das Vorhandensein mächtiger Strömungen, die darauf schliessen lassen, dass sich wichtige Veränderungen in der sozialökonomischen Gestaltung der Gesellschaft vorbereiten. Diese für unsere Zeit so charakteristische Strömung hat jedoch vielerorts eine einseitige politische Farbe

angenommen, d. h. die führenden Vorkämpfer des Neuen haben ihr eignes Ideenleben nur so unvollständig reformiert, dass sie fast ausschliesslich an alte und erlahmte Triebfedern für Thätigkeit appellieren, statt vor allem in sich selbst und in andern die neuen und mehr altruistischen Schaffensmotive zu suchen, die die Bürger der Zukunft unbedingt von den jetzigen unterscheiden müssen, wenn die Zukunft das Ideal verwirklichen soll, das ja stetig wachsende Scharen unsrer Zeitgenossen um sich sammelt.

Der geistig Wachen giebt es in England jetzt verhältnismässig vielleicht mehr als in irgend einem andern Lande. Jedenfalls steht es fest, dass die englischen Männer und Frauen, die zum Bewusstsein der Bedeutung der Stunde gekommen waren, von tieferem Ernste, von feierlicherer und aufrichtigerer Stimmung durchdrungen sind, als die Masse erst erwachender Geister in andern Ländern. Kurz: unter den Reformfreunden aller Art und aller Orte giebt es keine, die ihre Aufgabe mit mehr sittlichem Ernst als die englischen erfassen. Nirgendwo findet man, dass die, die sonst eine Form des Gesellschaftslebens verbessern wollen, so hohe Forderungen an einen ideell, nicht konventionell tadelfreien Wandel und strenge Arbeitszucht sich selbst gegenüber stellen, wie gerade in England, denn nirgends sind dieselben so gründlich durchtränkt von einem hohen ethischen Ideal, wie hier.

Die Engländer begreifen es wie keine andern, dass eine Handlung, und vor allen solchen eine soziale Reformhandlung, bei den betreffenden Personen — um eine gewöhnliche, aber zweideutige Redensart zu gebrauchen — „Selbstaufopferung“ voraus-

setzt, d. h. den ehrlichen Vorsatz, dem Vorhaben alle Energie, die nur zu Gebote steht, zu widmen, sowie bereit zu sein, sich der Manneszucht und dem Training, und wären diese auch noch so einförmig und unbequem, zu unterwerfen, die das Unternehmen von aktiv dabei Beteiligten verlangt. Diese Art der „Selbstaufopferung" ist nahe verwandt mit dem Eifer für Seelenveredlung, für die Benjamin Franklin eines der leuchtendsten Vorbilder war; sie muss aber wohl unterschieden werden von jener asketischen Verachtung des Guten und Angenehmen im Leben, jenem Asketismus, den ins Lächerliche getrieben zu haben ein Verdienst toller Säulenheiliger und ihrer Nachäffer in allen Zeiten gewesen ist. Ein Sportsmann braucht auch noch kein Asket zu sein, um sein Interesse für einen bevorstehenden Wettkampf dadurch zu beweisen, dass er sich den asketischen Forderungen des Traineurs unterwirft.

Nicht nur dadurch, dass er beobachtet, wie wunderbar schnell sich die alten politischen Parteien zu sozialpolitischen Parteien umwandeln, die zuletzt von der zunehmenden Arbeiterdemokratie ihre Verhaltungsmassregeln bekommen, und ebensowenig dadurch, dass er die bewundernswerten sozialökonomischen Abhandlungen studiert, die jeden Monat die Revüen anfüllen und auf dem Büchermarkte jedes Jahr zahlreicher werden, sieht sich der unparteiische Beobachter zu dem Schlusse gezwungen, dass zahlreiche Engländer beiderlei Geschechts sich rüsten für das grösste Ideal der Menschheit, für die allgemeine Brüderlichkeit, eine Schlacht zu wagen — nein, erst nach der gewonnenen Überzeugung von dem Vorhandensein eines unge-

wöhnlich hohen moralischen Tones, eines durch keine individuellen Schwierigkeiten zu brechenden Arbeitsmutes unter den Männern und Frauen „Jungenglands“ fühlt man sich unbedingt gedrängt, mit jenem griechischen Philosophen auszurufen: Das ist ein Volk, über dem die feierliche Stimmung des bevorstehenden Kampfes bereits weilt — ein Volk in Schlachtordnung!

* * *

Im geistigen Leben des modernen Englands giebt es eine Eigentümlichkeit, von der jeder Fremde sicherlich einen starken Eindruck empfängt, von der man aber doch nur wenig reden hört, weil es ein heikles und riskantes Ding ist, sich damit zu beschäftigen. Die betreffende Eigentümlichkeit besteht in einer Art verfeinertem und zeitgemäss entwickeltem Aberglauben, der mit der Religion John Bulls im engsten Zusammenhange steht.

Man las vor ein paar Jahren in einem grossen Londoner Blatte eine Strafpredigt an das „Publikum“, dass dieses, obwohl in London fünf Millonen Seelen stark, sich unvermögend gezeigt habe, den Fortbestand der grossen Orchesterkonzerte der Herren Hallé und Henschel zu sichern. Der Artikelverfasser kam da nach einigen chauvinistischen Umwegen zu dem Schlusssatze, dass die Engländer eine unmusikalische Nation sein müssten — eine unvorsichtige Anschauung, die ihn sofort zur Niederschreibung folgendes denkwürdigen Satzes veranlasste: „Oratorien huldigt man in England doch mehr als anderswo, was darauf

beruhen dürfte, dass die Engländer wahrere religiöse Überzeugungen und klarere religiöse Ideen haben, als andre Völker, deren Überzeugungen, wenn sie solche haben, und deren Ideen, wenn das wirklich Ideen sind, mehr dem Gebiete der Kunst als dem des religiösen Glaubens angehören". Sehr schön! Doch im Lande der „Hoch"- und „Nieder"kirchen, in dem Lande der zahllosen Sekten, der Prädestinationslehre, des vorgeschrittenen Katholizismus, im Lande der triumphierenden Heilsarmee, in dem der Theosophie und des Spiritismus, des Rationalismus, Agnostizismus und des stetig zunehmenden Atheismus, in dem Lande, wo, nach statistischen Angaben, hunderttausende von Menschen infolge leiblicher Not gar nicht imstande sind, nur für einen Pfifferling der allerprimitivsten religösen Idee oder Vorstellung zu zeitigen — in einem Lande mit einer solchen Buntscheckigkeit von religiösen und antireligiösen Bildungen dürfte es mit grossen Schwierigkeiten verknüpft sein, die „wahren religiösen Überzeugungen und klaren religiösen Ideen", die die Engländer vor den übrigen verwahrlosten Völkern so vorteilhaft auszeichnen sollen, aufzugraben und von daran klebenden Verunreinigungen zu befreien. Doch weit entfernt — es giebt gar nichts leichteres! Der Ausländer kann — trotz seiner zweifelhaften Religiosität, die „mehr dem Gebiete der Kunst" als dem des religiösen Glaubens angehört — ohne die allergeringste Schwierigkeit wahrnehmen, dass in England kaum eine andre religiöse Idee, in des Wortes strengster Bedeutung, populärer ist als . . . der Glaube an oder die Furcht vor der Hölle.

Es giebt kein christliches Land der Erde, wo

eine von dem Glauben an Fegefeuer und Seelenmessen ungemilderte Lehre von der Hölle allgemeiner herrschte oder stärkeren intellektuellen Einfluss besässe, als in England, und das, obwohl grosse Geister wie Carlyle, Shelley, Mill und Ruskin manches gethan haben, um ihre Landsleute davon zu überzeugen, dass die Hölle ja kaum schlimmer sein könne als gewisse Gegenden des modernen Englands. *Hell is a city very much like London,* schrieb Shelley. Carlyle glückte es trotz seiner flammenden Beredtsamkeit nicht, sich selbst zu überzeugen. Der „Philosoph von Chelsea" starb geplagt von dem Entsetzen vor der ewigen Qual. Wer ahnt so etwas auf dem Kontinente?

Die Höllenangst des Engländers hat viele Entwickelungsstufen durchgemacht. Es dürfte leicht zu beweisen sein, dass sie sich jetzt in dem Stadium befindet, wohin die moderne Entwickelung mit ihrer Tendenz, neuropathische Kranke hervorzubringen, ihn führen musste. Im modernen England sieht man sich im Interesse der Selbstbewahrung gezwungen, das Anpassungsvermögen bis aufs äusserste bei einem Nervensystem aufzustacheln, das man von trägeren Vätern erbte, die von der Unruhe der Neuzeit noch gar keine Ahnung hatten. Obgleich Freund John Bull sich von Beefsteak, talgigen Puddings und Porter nährt, mit Sportübungen den Körper stärkt, durch den Handel die „praktische Vernunft" ausbildet, des Sonntags in die Kirche geht und sein Gemüt mit Missesromanen und pikanten Zeitungsberichten über Ehescheidungsprozesse auffrischt, ist er doch keineswegs der neuen — eigentlich recht alten — Kulturkrankheit entgangen, die sich dadurch äussert, dass

das geistige Bedürfnis der Patienten zur wunderlichen Begierde nach Nervenreiz ausartet — von beliebiger Qualität — wenn der Reiz nur stark genug ist, bei dem „Überzivilisierten" noch eine Reaktion zu erzeugen. Die Sache liegt so, dass unser wie gewöhnlich ursprünglicher und selbständiger englischer Zeitgenosse für gut fand, die universelle Seuche zu einer eignen Form zu entwickeln. Wie das jeder Kenner seines Temperaments voraussetzen musste, traten die Symptome der Krankheit bei ihm am stärksten auf dem religiösen Gebiete hervor, und, wie das jeder Kenner seiner Religion voraussagen konnte, kam es damit zu einer Neugeburt des Höllenkultus. Der Gründer des Methodismus hatte der Lehre von der ewigen Verdammnis in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die grundlegende Bedeutung für die Religionsauffassung einer christlichen Sekte eingehaucht; dem Methodistenprediger William Booth war es am Schlusse unsres, von Aufklärung und Fortschritt fast überwältigten Jahrhunderts vorbehalten, den Methodismus zum vollen Schamanismus weiter zu entwickeln.

Die Sitte, mit lärmender Musik und wildem Sang und Tanz die übernatürlichen, bösen Mächte zu beschwören, denen man einen Einfluss auf die Menschen andichtete, hat ihre Wurzeln in den heidnischen, ja vielleicht in noch primitiveren Zeiten. Der Kultus der nordasiatischen Völker, der nach der einheimischen Bezeichnung ihrer Priester „Schamanismus" genannt wird, gilt gewöhnlich als Typus für diese Abart des religiösen Lebens auf unserm Planeten. William Booth's Heilsarmee hat ohne Zweifel ihren dröhnenden Trom-

meln, ihren schmetternden Trompeten, flatternden blutroten Fahnen, ihren hysterischen Gesängen und Tänzen und *last not least* der unaufhörlichen Heraufbeschwörung des Gedankens an eine ewige, nervenzerreissende Qual in brennendem Schwefelpfuhle ihren beispiellosen und überraschenden Erfolg zu verdanken.

Wir haben oft mit dem Gefühle, uns im dunkelsten Afrika statt im dunkelsten England zu befinden, den hypnotischen Ausdruck in den ausgemergelten, von allerlei geistiger und leiblicher Erniedrigung verheerten Zügen der Eastendbewohner gesehen, ihre stieren Blicke und hängenden Unterkiefer, ihre schlaffen Armmuskeln und ihr verhaltenes Atmen beobachtet, wenn eine von Booth's rotjackigen Rotten mit frenetischer Beschwörungsmusik die Strasse herabzog, der ein Paar rückwärts tanzende „Heilsarmeedirnen“ vorangingen, deren wilde Armschwingungen, fanatische Blicke und krampfhaft gähnenden Mundhöhlen schon allein hinreichten, um die Zuschauer mit dem abnormen, an die verrückteste Sektiererei des dunkelsten Mittelalters erinnernden Nervenzustand anzustecken, der den richtigen „Heilssoldaten“ auszeichnet.

Im Heimatlande der Heilsarmee kann man am besten erkennen, dass diese geistige Seuche durch Herbeiführung einer gewaltsamen Unterbrechung in dem entsetzlich farblosen, trostlos einförmigen, von zehrenden materiellen Sorgen keinen Augenblick freien Leben der *slums* der englischen Grossstädte eine gewisse, ja eine grosse Berechtigung hat. Sie zaubert in den hoffnungslosesten Klassen moderner Neuropathen — den englischen *slum*-Menschen — neue Nervenkraft hervor, darin liegt ihre Zugkraft.

Könnte die Heilsarmee ihren „sozialen Rettungsplan" durchführen, so würde ihre Musik bald verstummen, denn auch diese Form einer „Krankheit der Zeit" ist ja schliesslich nur eine soziale Krankheit.

* * *

Bei Erwähnung des Namens des bald siebzigjährigen John Ruskin nimmt jeder Engländer den Hut ab — auch wenn er zu den Leuten gehörte, die den Hagestolz mit der neuen ästhetischen Weltanschauung, mit den donnernden Strafpredigten und den klingelnden Idealistenphrasen für den exzentrischsten aller moderner Engländer ansieht. Unter den wenigen Auserwählten, die zu den grossen Briten des letzten halben Jahrhunderts zählen, wird stets John Ruskin genannt, wie: „Darwin, Mill, Spencer, Ruskin . . ."

Woher nun diese unbestrittene Volkstümlichkeit eines Mannes, von dem der Ausländer in der Regel weit weniger hört, als von den unbedeutendsten Koryphäen des Westminsterpalastes? Daher, dass Ruskin auf eine, in ihrer Art grossartige Weise im intellektuellen Leben des modernen England einen Platz ausfüllt, den ihm keiner seiner Zeitgenossen auch nur annähernd streitig machen kann. Unsre Zeit leidet keinen Überfluss an grossen Charakteren — nicht einmal das England unsrer Tage.

Ruskin ist aber ein Charakter, eine Individualität, auf die der Briten vortrefflicher Ausdruck *„single minded"*, *„single hearted"* ganz gut passt. Er ist ein grosses, kräftiges, selbständiges „Ich", das das unwiderstehliche Bedürfnis fühlt, andre Millionen „Ichs"

intellektuell zu leiten, zu stützen und zu tragen — jene Menge Mittelmässigkeits-„Ichs“, die das bilden, was Ibsen die denkfaule, kompakte Mehrheit der Nation nennen würde. Ruskin ist eins der grossen Originale unsrer Zeit, den der aufgeklärte Skeptiker liebt wegen seines rücksichtslosen Ignorierens alles Konventionellen, und zu dem sich die unaufgeklärten und von der Bürde des Tages bedrückten Leute geheimnisvoll wie zu einem grossen Licht- und Wärmebrennpunkt ebenso, wie der Nachtfalter zur Lampe, hingezogen fühlen. Ruskin ist mit einem Worte des modernen Englands Prophet, dessen Sonderbarkeiten und Unbegreiflichkeiten man willig übersieht, weil man anerkennt, dass man es hier mit einer guten und grossen Seele, die für das Licht kämpft, mit einem von starker Menschenliebe erfüllten Herzen, das von der bewussten oder unbewussten Erniedrigung der Umgebung leidet, mit einer Intelligenz von seltner Ursprünglichkeit und Stärke, die gegen die Thorheiten der Zeit anstürmt, zu thun hat.

Doch . . . kein nationaler Prophet ohne nationale Missverhältnisse und nationalen Missmut. Ruskin ist nur der klarste und mächtigste Ausdruck des mit sich selbst unzufriedenen modernen Englands. Er ist vor allem Engländer, einer der englischsten Engländer, und kann deshalb nur im Zusammenhang mit dem sozialen und geistigen England unsrer Zeit verstanden werden. Hieraus erklärt es sich auch, dass John Ruskin und der Ruskinismus ausserhalb der britischen Landmarken weit minder bekannt sind, als deren innerer Gehalt und kulturell wichtiger Charakter es verdienen könnten.

John Ruskin ist in erster Linie Kunstkritiker. Auf den Grundwall der Ästhetik baut er seine ethischen und sozialen, ja seine nationalökonomischen Prinzipien auf. „Ästhetik und Nationalökonomie!" hören wir den Leser rufen. „Sollte man so etwas erleben?" Ja, der Ruskinismus ist wirklich nichts andres, als der Versuch eines Schönheitseiferers, die Welt zu verbessern. Dieser ist aber ein Mann, der da weiss, was er unter Schönheit versteht.

„Die schöne, bildende Kunst erfordert die Zusammenwirkung der Hand, des Kopfes und des Herzens. Dieser Drei musst Du eingedenk sein, denn das wird Dir helfen, manch schweres Problem zu lösen. Und vergiss nicht, dass die Hand nicht nur bei der primitivsten, sondern auch bei der höchsten Arbeit in unserm Schönheitsstreben mit zu helfen hat. Denn die bildende Kunst wird von der Menschenhand in weit höherer und wesentlicher Bedeutung gezeitigt, als die Erzeugnisse der Handwerkerei. Die bildende Kunst m u s s stets von der feinsten aller Maschinen, der menschlichen Hand, hervorgebracht werden. Und die vollkommenste Kunst ist die, die vom Herzen, der Quelle aller edlen Regungen, ausgeht und dieses ebenso mit dem Kopfe, so zwar, dass der letztere gegenüber dem Herzen eine untergeordnete Rolle spielt, wie mit der Hand zusammen arbeiten lässt, die sich ihrerseits jedoch dem Herzen und dem Kopfe unterzuordnen hat. Der Mensch soll also in der Herstellung des Kunstwerkes gänzlich aufgehen." Es liegt viel Gewicht auf dem „gänzlich", denn „um die Kunst zu fördern, muss der Mensch sein Leben, und um sie zu empfangen und zu geniessen, sein Herz dran

geben. Der Unterschied zwischen freier Kunst und sklavischem, mechanischem Handwerk liegt ja gerade hierin. Die alten venetianischen Gläser sind nicht so fehlerfrei im Material und nicht so exakt in den Kanten und Fugen, wie unsre Fabriks-Glasware — gleichwohl haben die ersteren einen sehr grossen ästhetischen Vorzug vor den letzteren. Jenen wurde stets die ganze Sorgfalt und Liebe des Meisterarbeiters zuteil, sie alle sind selbständige Kunstwerke — von unbedeutendem Werte oder von unvergleichlicher Schönheit, ganz nach der persönlichen Leistungsfähigkeit des Meisters. Unsre Fabrikswaren dagegen sind in ihrer unveränderlichen Fehlerlosigkeit nur entwertete und entwertende Automatenerzeugnisse.

Den Einwand, dass der Unterschied zwischen sonst und jetzt hierbei eigentlich in unsrer modernen Arbeitsteilung liegt, dass wir den hoch begabten Künstler von den praktischen Verrichtungen des Berufs erlöst haben, damit er in seiner Eigenschaft als Zeichner und Künstler seine ganze Kraft der Erfindung neuer Muster und Formen widmen könne, die sein minder begabter Berufsgenosse auszuführen hat, entkräftet Ruskin mit der Behauptung, dass des einen Menschen Schönheitsgedanken nicht von eines andern Menschen Händen ausgeführt werden könnten. Der ganze Mann für das ganze Werk! Sonst entarten wir alle, und die bildende Kunst, die ihrem innersten Wesen nach ein Zusammenwirken der Seele und der Hand des Individuums voraussetzt, leidet unrettbar Schiffbruch. Ohne Arbeit ist das Leben des Menschen nicht denkbar. Wie seine Arbeit, so ist sein Leben. Mach seine Arbeit wirklich gesund, so wird sein

Leben auch schön sein. Die höchste Form der Arbeit bildet die Ausübung der Kunst. Das Ideal ist deshalb, dass die Arbeit jedes Individuums im Gemeinwesen den Charakter einer freien, freudigen Kunstübung annimmt. Unsre Nationalökonomie soll in jeder praktischen Einzelheit das Streben nach Schönheit verfolgen, und ihr soll es als unmittelbares Ideal vorschweben, alles menschliche Leben harmonisch, gut und schön zu gestalten.

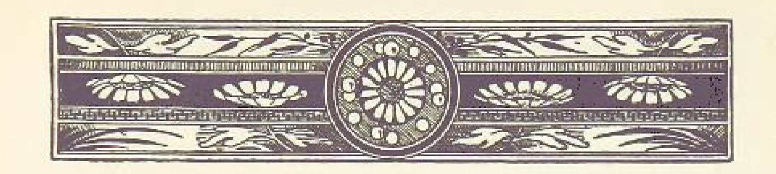
Das ist der Ruskinismus. Was mit diesem ästhetischen Sozialsystem nicht übereinstimmt, das verurteilt John Ruskin frank und frei mit dem Glanze seiner titanischen Redegabe. In dem grossartigen, unvergleichlich schönen kunstkritischen Werke „*Stones of Venice*“ bricht er einmal in die Worte aus: „Und das grosse, starke Lebensgedröhn, das aus allen unsern Fabriksorten, deren Hochofensausen übertönend, hervordonnert, verkündet unverkennbar das eine, dass wir in ihnen alles herstellen, nur — keine Männer. Wir bleichen Baumwolle, härten Stahl, raffinieren Zucker, formen Thonwaren, doch einen lebenden Geist zu klären, zu härten, zu veredeln, zu formen, das ist in unsre Profitberechnungen nicht eingestellt. Und doch kann all dem Übel, woran jenes Fabrikgetöse für unsre Myriaden eine Erinnerung bildet, nur auf eine Weise gesteuert werden. Nicht durch Predigt und Belehrung, denn wenn wir jene belehren, so höhnen wir — wenn wir nichts andres thun — nur das Elend der Ärmsten. Nur dadurch kann das Übel beseitigt werden, dass alle Gesellschaftsklassen richtig erkennen, welche Art von Arbeit für den Menschen gut ist, welche ihn erhebt und welche ihn glücklicher

macht; dadurch, dass man rücksichtslos jede Bequemlichkeit oder Schönheit oder Billigkeit aufopfert, die nur durch die Erniedrigung des Arbeiters zu erzielen ist; dadurch, dass man geflissentlich stets nur Erzeugnisse begehrt, die das Resultat heilsamer und veredelnder Arbeit sind.“

Ruskin's Einfluss als Ästhetiker ist im modernen England ganz ungeheuer gewesen. Sein Einfluss als Weltverbesserer in mehr als einer Hinsicht wird mit jedem Tage bemerkbarer. Selbst die Nationalökonomen holen sich Eingebung von ihm. Ja sie gehen so weit, ihren wissenschaftlichen Theorien des gewaltigen Sehers Definitionen vom „Nutzen“, „Wohlstand“, „Reichtum“ u. s. w. einzuverleiben.

Wie exzentrisch! Und gleichzeitig — wie praktisch!





Künstler und Schriftsteller.

Blättert man in einem englischen Almanach, so findet man bei dem ersten Montage des Mai stets die Bemerkung: *Royal Academy opens.* Die Eröffnung der grossen Gemäldesammlung der königlichen Akademie bildet allemal das erste grosse Ereignis der Sommersaison. Die Royal Academy des Jahres nicht gesehen zu haben, gilt in der Londoner Gesellschaft als Todsünde, ist aber vielmehr ein schweres Missgeschick, denn es bedeutet die Unkenntnis des Gesprächsgegenstandes, der zu dieser Zeit am meisten *comme il faut* ist. Wir wollen ungesagt sein lassen, inwieweit die feine Welt Englands einen Wettlauf zur Besichtigung der künstlerischen Jahresernte aus ästhetischem Drange oder nur deshalb unternimmt, weil es sie nach einem Gesprächsstoffe gar zu sehr hungert.

The Royal Academy of Arts hat ihr Heim in Piccadilly, der schönsten Strasse Londons, in Burlington House, einem der prächtigsten Paläste der Stadt. Wer sich an dem Anblick der schönsten Töchter Albions erquicken will, thut gut, während der Aus-

stellungszeit hierher zu wallfahrten. Es kann vorkommen, dass die Bilder selbst der Mühe einer unterirdischen Bahnfahrt quer unter Themsebabel hin nicht lohnen, es kann aber nicht vorkommen, dass die Vertreterinnen des angelsächsischen Frauentypus, denen man hier begegnet, nicht bewundert zu werden verdienten. Der Salon Londons leidet niemals Mangel an Schönheiten, wie es darin mit der Kunst auch bestellt sein mag.

Die Royal Academy ist zwar eine „königliche“ Akademie nur dem Namen nach, in der jetzt landläufigen Bedeutung des Wortes aber doch akademisch genug, um diejenige Gruppe englischer Maler **nicht** zu repräsentieren, die mit grösster Begeisterung neue Bahnen und Mittel für künstlerisches Schaffen suchen. Ja sie ist nicht einmal repräsentativ für alle die mehr originellen Richtungen im Kunstleben der Nation, die es seit zwei bis drei Jahrzehnten thatsächlich giebt. Die grossen Romantiker Burne-Jones und Holman Hunt, sowie das verführerische Kraftgenie G. F. Watts stellen jetzt daselbst fast nie aus, sondern senden ihre Werke an eine der grossen Galerien in der Regent- oder der Bondstreet, die ihre Pforten jedes Jahr gleichzeitig mit der Royal Academy aufthun. Dagegen kann man ruhig behaupten, dass man die vorzüglichsten Repräsentanten für die fashionableste Kunst Englands im Burlington House antrifft. —

Im Mittel werden in jeder Sommersaison über dreitausend neue Gemälde von englischen Künstlern in London ausgestellt. Die Royal Academy birgt gewöhnlich zweitausend neue Bilder in ihren zwölf grossen Sälen. Die zwei nächstgrössten Ausstellungen,

die der New Gallery in der Regent street und der Grosvenor Gallery an der New Bond street, weisen deren in der Regel je fünfhundert auf. Es fehlt in England also keineswegs an Leuten, die sich der bildenden Kunst widmen. Man schätzt deren Anzahl auf mindestens fünfzehntausend. Was aber fehlt, das sind kühne Geister, die aus ihren künstlerischen Gaben wirklich etwas zu machen wagen. Viele Engländer scheinen berufen zu sein, Ölfarbe auf Leinewand zu streichen, doch nur wenige davon auserwählt, mit Hilfe dieses technischen Prozesses neues ästhetisches Kapital zu schaffen.

Die englischen Künstler thun unendlich wenig zur Bereicherung des geistigen Lebens der Gegenwart. Sie ziehen es vor, mit dem Golde der kunstfeindlichen britischen Philister sich selbst zu bereichern. Dazu ist es natürlich notwendig, in Übereinstimmung mit der eignen Auffassung (oder dem Mangel an Auffassung) des künstlerisch ungeschulten Pfahlbauers von dem, was dieser Kunst nennt, zu malen. Das ist wohl der Schlüssel zu dem Rätsel. Denn es erscheint wahrlich wie ein Rätsel, dass einige tausend Künstler, in einer von Leben und Anregung so vollen Zeit wie der unsrigen, regelmässig jedes Jahr solche Bildersammlungen zustande bringen können, wie die, die in London ausgestellt werden. Sogar die englische Presse stimmt nicht selten in der Klage überein, dass „die Kunsternte des Jahres so dürftig ausgefallen sei“. Durchwandelt man z. B. die prächtigen Galerien der königlichen Akademie, in denen stets ein erstickendes Gedrang von eleganten, wohlerzogenen Leuten herrscht, so findet man, dass es im Grunde gar nicht so leicht

ist, für diesen unbefriedigenden Eindruck gute und gerechte Gründe anzuführen. Hier mangelt es keineswegs an Talenten und noch weniger an geübten Pinseln. Unter der grossen Zahl ausstellender Mitglieder der Akademie giebt es viele bedeutende Künstler mit grosser Routine. Es sieht keineswegs so aus, als wäre der ästhetische Boden unter den Söhnen und Töchtern Albions so hoffnungslos unfruchtbar. Der Fehler liegt vielmehr in der Verwendung des angebornen Talents und der erworbenen Geschicklichkeit. Alle Arbeiten, von denen des Vorsitzenden der Royal Academy an bis herab zu denen des jüngsten Neulings, scheinen erstanden unter der erdrückenden Sklaverei der konventionell unkünstlerischen Auffassung des Bilder kaufenden Publikums von dem Wesen und den Aufgaben der Kunst.

Diese Londoner Gemäldeausstellungen sind so einförmig nicht eigentlich infolge einer künstlichen Gleichförmigkeit im Wesen der Künstler selbst, sondern mehr infolge einer künstlichen Gleichförmigkeit im der Wahl des Stoffes und in der knappen Begrenzung der Darstellungsmethoden. Es macht den Eindruck, als riefe jedes Bild uns zu: „Ich bin hergestellt, um von einem ehrbaren Spiessbürger erstanden zu werden, der von der Kunst nicht das geringste versteht und deshalb durch nichts aussergewöhnliches erschreckt werden darf.“ In der That kennzeichnet den in allen Stücken ehrenhaften und achtbaren englischen Spiessbürger nichts besser, als sein herzlicher Hass alles Ungewöhnlichen, Unversuchten und Unerprobten.

Diese kommerziell richtige, vom Gesichtspunkte der Kunst aber verderbliche Rücksicht auf die Vor-

liebe des Publikums für diejenige Art von Kunst, an die es einmal gewöhnt ist, wirkt gleichstark auf anerkannte Meister wie auf Anfänger. Die letzteren werden gehindert, neue Bahnen einzuschlagen und ans Licht zu bringen, was in ihnen steckt. Die ersten werden in dem alten Geleise gehalten, das sie sich einst unter allgemeinem Gelächter des Publikums ausgefahren haben. Jetzt freilich lacht das halbe Publikum nicht mehr über einen Leighton, einen Millais, einen Burne-Jones . . . . es hat sich gewöhnt zu bewundern und zu kaufen. Ein Menschenleben ist aber zu kurz, als dass es einem englischen Künstler gelingen könnte, das Publikum an mehr als an e i n e n Stil zu gewöhnen. Der alte kräftige G. F. Watts ist in der That der einzige unter den anerkannten Meistern, der mit mehr als einer Spezialität aufzutreten wagt — er muss aber auch ein reichliches Mass Hohn und Spott dafür hinnehmen, dass er einen solchen Mangel an Rücksicht auf den Geschmack der Menge für das unbedingt Gleichförmige in Handel und Wandel eines Künstlers an den Tag legt. Der Katalog der Royal Academy trug einmal das von dem grossen Kunstkritiker John Ruskin entlehnte Motto: „Die schöne Kunst ist das Resultat des Zusammenwirkens von des Menschen Hand, Kopf und Herz“. Wohl erkennt man an den Arbeiten der englischen Künstler, dass Hand und Kopf — vorzüglich der Geschäftskopf — dabei vereinigt thätig waren. Was ist aber aus dem starken, mutigen Künstlerherzen geworden? Es scheint gegen das des vorsichtigen Kaufmanns ausgewechselt worden zu sein.

Da Porträts von Menschen und Tieren stets einen

guten Markt haben, finden wir die Wände der Royal Academy stets mit dieser Spezialität vollbehängt. Natürlich will ein reicher englischer Handelsherr, oder eine Dame der grossen Welt sich nicht so gemalt wissen, wie das Künstlerauge ihn oder sie erblickt, sondern so, wie er oder sie auszusehen zu glauben belieben. Die Kunst des gewöhnlichen englischen Porträtmalers weicht deshalb von den herrlichen Schöpfungen eines Rembrandt oder eines Frans Hals so weit wie möglich ab. Der englische Künstler ist nicht Idealist — doch ebenso wenig Realist. Er idealisiert den zu malenden so, wie dieser idealisiert zu werden wünscht, nicht wie ein echter Jünger der Kunst ihn idealisieren würde. Dass das Resultat hierbei oft ein recht groteskes ist, braucht wohl kaum ausgesprochen zu werden.

Ferner lässt es der kommerzielle Gesichtspunkt klar erkennen, dass kleine Bilder leichter als grosse kostbare Gemälde Käufer finden. Infolgedessen enthält die regelmässige Sommerausstellung der königlichen Akademie fast nur kleine Bilderwerke — ausgenommen die Porträts. Das ist natürlich an sich noch kein Fehler, denn die unvergleichlichen Meisterstücke der holländischen Genre- und Landschaftsmaler sind ja fast alle klein an Umfang. Der Unterschied liegt nur darin, dass Englands moderne Genre- und Landschaftsmaler in kleinem Format arbeiten, ohne die frische und durchdringende Beobachtungsgabe der Holländer und deren unermüdlichen Fleiss in der Ausführung erkennen zu lassen. Die zwölf-, dreizehnhundert kleinen Bilder, die die Wandflächen von Londons „Salon“ bedecken, sind bezüglich der Erfindung und

der Handarbeit alles „Schnellerzeugnisse“. Das einzige, was diese Hunderte geschmackloser Interieurs und widerlich süsser Freiluft-Flirtations beweisen, ist, dass die jetzige Generation der englischen Künstler mehr Begabung für die Landschaft und für Seestücke als für die Genremalerei besitzt. Historische Gemälde sind zum Glück stets wenig zahlreich.

* * *

Die dramatische Kunst des modernen Englands wird am besten dadurch charakterisiert, dass sie im allgemeinen von dem unsterblichen Ideal abweicht, das der König der englischen Schauspieldichtung seinen Hamlet aufstellen lässt. Die Abarten der dramatischen Kunst, die zur Zeit auf der Insel John Bulls blühen, halten der Natur in der Regel keinen Spiegel vor, sie zeigen weder der Tugend ihre eignen Gesichtszüge, noch dem Laster sein eignes Abbild, und haben sich unendlich weit von jedem mutigen Versuche entfernt, dem jetzt lebenden Geschlechte, dem „Körper der Zeit“, einen getreuen Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Absicht und Fähigkeit, die Charaktere des Dramas „Spuren der Vorgänge verraten zu lassen“, fehlen gänzlich, trotz Darwin, Spencer und trotz Englands vollem Anteil an den Evolutionsideen der Gegenwart.

In keiner europäischen Grossstadt huldigt man so konsequent wie in London dem Grundsatze, dass das Theater „nur zum Vergnügen“ da sei. Und „Vergnügen“ muss hierbei mit der Beschränkung verstanden werden, dass es ein nichtphilosophisches Auge

ergötzt, einem ungeschulten Ohre lieblich klingt und die Lachmuskeln des Gedankenlosen reizt. Wohl ist es zulässig, dass in einer Londoner Theatervorstellung auch die Thränendrüsen gelegentlich in Thätigkeit versetzt werden — doch ja nicht am Schlusse des letzten Aktes! Die Veranlassung dazu darf aber nur etwas Rührendes, ja nichts Tragisches sein. Natürlich giebt es hiervon Ausnahmen, doch sind diese, wie wir sehen werden, von der Art, dass sie besonders bestellt erscheinen, um die angedeutete Regel zu bestätigen.

Litterarisch feingebildete Engländer, die Ibsen als bedeutend genug begrüssten, um Prophet im stolzen Albion zu sein, haben mit merkwürdiger Offenherzigkeit darüber gejammert, dass das englische Theater so gänzlich der Übereinstimmung mit dem Geiste der Zeit ermangelt und dass die Engländer keine Neigung verraten, im Tempel der dramatischen Muse ein mehr verfeinertes und intellektuelles „Vergnügen", als das eben definierte zu suchen. John Bull ist indes nicht zur Selbstbetrachtung veranlagt, und die englischen Theaterkritiker haben nur wenig Aufklärung darüber gegeben, wodurch der jetzige Zustand verschuldet sein möchte. Die einfachste und volkstümlichste — vielleicht im Grunde auch die tiefsinnigste — Theorie lässt sich wohl in den Satz zusammenfassen, dass die Weltstadt London solche Theaterzustände hat, wie sie das moderne Weltschacherzentrum verdient.

* * *

Das heutige englische Schauspiel steht, weil die Verhältnisse Londons das fordern, noch auf der Stufe

des Melodramas. Da man sein Publikum aus dem Millionengewimmel auffischen muss und diesem nicht allzuviel Geschmack, Intelligenz oder Verfeinerung zutrauen kann, jagt man mit geschäftsmässiger Unverfrorenheit nach den Effekten, die „das Publikum angeln“ sollen, und diese sind: bis zum Wahnsinn verschrobene und verdrehte Charaktere, sensationelle — am liebsten kriminelle — Situationen, einige verwickelte Intriguen — sowie glänzende, höchst vollendete Dekorationen und Maschinerien. Dazu ist aber zu bemerken, dass von diesen schönen Sachen nur die letztgenannten neu und interessant sein müssen, Charaktere, Situationen und Intriguen müssen dagegen alt und abgetreten wie die Strasse sein. John Bull der Theaterbesucher, liebt es nämlich, darüber zu erschrecken, zu weinen, zu lachen und sich zu freuen, worüber zu erschrecken, zu weinen, zu lachen und sich zu freuen er von Kindesbeinen an gewöhnt ist.

Thut nun der kindische und rohe Geschmack des Publikums das seinige, die Londoner Theaterlitteratur auf so niedriger Stufe zu halten, so ist es nicht minder gewiss, dass die Grössenverhältnisse Londons mit dazu beitragen, die Schauspieler zu verderben. Dass ein Stück Anklang findet, bedeutet nämlich in der englischen Riesenmetropole, dass es drei-, vier-, fünf-, ja achthundertmale hintereinander, oder höchstens durch kurze Ferien unterbrochen, aufgeführt wird. Das „Repertoire“ ist für den Londoner Theaterdirektor ein vollständig unbekannter Begriff. Es bezahlt sich, ergo lasst uns unsre Kunst ruinieren! Man nutzt ein neues Stück ab, wie ein Paar Schuhe, denkt an eine Neuigkeit nicht, ehe jenes ökonomisch unbrauchbar geworden

ist, und das dauert in einer so ausserordentlich volkreichen Stadt wie London sehr, sehr lange. Die Schauspieler könnten mehr als einmal zu seelenlosen Automaten herabsinken, bevor es unmodern wird, das Schauspiel zu sehen, in dem sie auftreten.

Alle ehrlichen englischen Kritiker beklagen diese Verhältnisse vom künstlerischen Standpunkt natürlich tief . . . *mais que faire?*

Kaum minder schädlich für Londons Schauspielerwelt ist es, dass die gigantischen Verhältnisse der Stadt jeden einigermassen hervorragenden Bühnenkünstler anreizen, „auf eignen Füssen stehen zu wollen", d. h. Direktor eines eignen Theaters zu werden und nie mehr andre als alte Bravourrollen oder solche zu spielen, die ihm eigens auf den Leib zugeschnitten sind. Der Name des Direktors soll die Leute heranziehen. Zuweilen erweist sich die Rechnung jedoch falsch — das Unternehmen falliert, vielleicht weil der gute Schauspieler ein schlechter Direktor war. Es ist für London charakteristisch, dass es nicht ein einziges hervorragendes Schauspieler-Ensemble hat. Man brüstet sich dafür mit einer Menge Direktoren, die sich einen Ruf als vortrefflicher Schauspieler errungen hatten und die höchstens mit einem oder dem andern „Sterne" zusammenspielen, übrigens aber von einer trostlosen Sammlung langweiliger Mittelmässigkeiten oder ungebührlich geduldeter Pfuscher umgeben sind. Englische Melodramakteure oder -aktricen genieren sich selten, frei und offen zum Publikum, statt zu ihrem Partner zu sprechen. Das Publikum wiederum ist es gewöhnt, Schurken auszupfeifen und Tugendbolde zu beklatschen ohne Berücksichtigung des kleinen Neben-

umstandes, dass die Schurken in der Regel weit lebhafter und natürlicher als die zahmen, aufgeputzten Tugendmuster gespielt werden.

* * *

Durchwandert man gewisse innere Viertel von London, so scheint es, als ob die Stadt voller Theater — oder voller Ruinen von solchen — wäre. Manchmal ist es nicht leicht, die Ruinen von den noch im Gebrauch befindlichen Häusern zu unterscheiden, denn beide Kategorien pflegen ein schmutziges, abstossendes Aussehen zu haben. Während der Saison spielt man in der englischen Metropole wohl in vierzig Theatern, was ziemlich viel erscheinen mag, aber doch nur ein Theater für je 100 000 Einwohner ergiebt. Alle äusseren Teile der ungeheuern Stadtbezirke die grösser und volkreicher sind als Leipzig oder München, entbehren gänzlich eines Theatergebäudes. London zeigt in der That die altmodische Abnormität, dass das Theaterleben in den schmutzigen, engen, verkehrsüberreichen ältesten Stadtteil — in das Geschäftsviertel — zusammengedrängt ist. Da es nun eher Regel als Ausnahme ist, dass der Londoner drei Viertel bis eine ganze Stunde Wegs von Charing Cross (dem geographischen Zentrum und gleichzeitig dem Mittelpunkte des Theaterlebens Londons) wohnt, so ist auch leicht einzusehen, dass Theaterbesuche in London mit gewissen Mühseligkeiten verknüpft sind, vorzüglich, da die Vorstellungen meist nicht vor halb neun Uhr beginnen und vor halb zwölf Uhr nicht schliessen, wo es dann gilt, über Hals und Kopf zu laufen, um den „letzten Zug“ nicht zu versäumen.

Deshalb ist es etwas eignes um den Theaterbesuch in London. Wie dem aber auch sein mag: auf keinen Fall kommt es einem in dieser steinkohledüstern, betäubenden Geschäftsstadt in den Sinn, dramatischen Kunstgenuss oder ästhetische Zerstreuung überhaupt zu suchen. Hier läuft ja scheinbar alles darauf hinaus, zu kaufen, zu verkaufen, um sich des blossen Lebens willen abzuhetzen, doch möglichst wenig Acht darauf zu haben, wem oder was man dabei begegnet. Hier giebt es ja keinen Boulevard, keine Flaneure, keine Spur von leichtem, lustigem, ansprechendem Strassenleben. Londons Lebensrhytmus wird nur vom Takte des Geschäftslebens bestimmt, eigentlich tyrannisiert. Es ist somit so weit gekommen, dass die Theater sich gezwungen sehen, in einer edlen modernen Kunst das menschenmöglichste zu leisten, in der Kunst, durch Affichierung das Strassenleben des Stadtbewohners zum quälenden Fiebertraum zu verwandeln, von dem nur der verschont bleibt, der glücklicher Weise die Fähigkeit eingebüsst hat, von den Bildern auf der Netzhaut auch einen seelischen Eindruck zu bekommen. In allen verkehrsreichen Strassen Londons sind, wie schon einmal erwähnt, Hauswände, Planken und Dächer mit Plakaten überkleistert, deren bunte Bilder in wildem Wettbewerb von all den schönen Herrlichkeiten schreien, die für wenig Geld und gleichwohl theuer zu erkaufen das Privilegium des zeitgenössischen Menschenkindes ist. In diesem Hexensabbath von grellen Farben und schaurigen Zeichnungen schiessen, was ausschweifende Rücksichtslosigkeit betrifft, die Plakate der Londoner Theater den Vogel ab. Sie be-

decken oft ungeheure Flächen und führen in meist überlebensgrossen Bildern die charakteristischsten Szenen des Theaterstücks vor Augen: süssliche — wenn auch anständige — Liebesszenen im Wechsel mit Mord und Totschlag in allen bekannten Formen, mit Misshandlung von Frauen, hysterischen Anfällen und andern dramatischen Krankheitsformen, mit Einbrüchen und Polizei-Heldenthaten u. s. w. u. s. w.

Lässt sich der Fremde nicht schon von dem, was man hier als notwendig betrachtet, um Theaterbesucher heranzuziehen, ganz zurückschrecken, so wird er sich überzeugen, dass diese Affichen den Inhalt des typischen Londoner Dramas ziemlich unverfälscht wiedergeben.

* * *

Sieht man ein richtiges, nicht ausschliesslich possenhaftes, auf Londoner Boden gewachsenes Drama, so erkennt man sofort, dass dasselbe eigentlich aus zwei unabhängigen Stücken besteht, die wie die Blätter eines Kartenspiels unter einander vermischt wurden. Es besteht zu 50 Prozent aus einer äusserst naiven englischen Posse und zu 50 Prozent aus haarsträubenden Mord-, Schwindel- und Polizeigeschichten. Die Schauspieler zerfallen auch in zwei gleichstarke, streng geschiedene Gruppen: in eine, die eine Posse, und in die zweite, die die Räubergeschichten spielt. Die Szenen lösen sich in der Weise ab, dass sämtliche Mitglieder der einen Gruppe einen Generalabgang haben, worauf ebenso pünktlich wie unmotiviert das mehr oder minder allgemeine Auftreten der andern Gruppe folgt. Die Herren und Damen der Possen-

gruppe schwatzen alle in Diskant, entwickeln eine fabelhafte Zungenfertigkeit, stolpern — was wahrscheinlich als guter, komischer Stil angesehen wird — in der sonderbarsten Weise umher und machen zuweilen einen unerwarteten Seitensprung, der die Damen nicht selten auf Sophalehnen oder Fensterbretter und die Herren auf Tische und Stackete versetzt. Die Herren der Räubergeschichte sind dagegen alle Ritter von der traurigen — schauerlichen oder nur feierlichen — Gestalt, und die zugehörigen Frauen tragen ausschliesslich graue oder schwarze Kleidung und haben alle tiefe Altstimmen, die den ganzen Abend in unglückverheissender Weise tremolieren.

Eine andre, nie fehlende Eigentümlichkeit der Figuren eines modernen, populären Londoner Dramas ist deren merkwürdiges Verhältnis zum Guten und Bösen dieser Welt. Unsre englischen Theaterdichter haben es bequem und zweckdienlich gefunden, die landläufigen Dogmen von Himmel und Hölle einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen. Statt zu betonen, dass die Menschen je nach ihrer Lebensführung nach einem von diesen Plätzen g e h e n, scheinen jene Dichter mit den drastischen Mitteln des Melodramas beweisen zu wollen, dass der Mensch entweder vom Himmel oder von der Hölle k o m m t, und dass seine Handlungen sich danach richten. Die der genannten Räubergruppe zugehörigen Charaktere scheiden sich also wieder in zwei, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennte Untergruppen: die der Schurken und die der Heiligen. Die Theaterdichter Londons sind wahrscheinlich keine Darwinianer, es ist wenigstens sonnenklar, dass sie an keine Wan-

delbarkeit des Menschencharakters glauben. Ihre Schurken sind Schurken *sans phrase* und in alle Ewigkeit, von der Wiege bis zum Grabe und ohne Umkehr. Wohl kann es vorkommen, dass ein Unterschurke oder Nebenschurke, wie man nun sagen will, in der Schlussszene von Reue gepackt wird; die moralische Wirkung dieser moralischen Umwandlung geht aber dadurch verloren, dass der betreffende Kerl kurz vorher verrückt geworden oder halb zu Tode erschreckt worden war. Die Opfer dieser Schurken — was wäre ein Melodramaschurke ohne Opfer? — sind in ihrer Art gleich unbezwingbar hartnäckig. Sie sind Engel ohne das geringste Kompromiss und passen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen auf Punkt und Strich zu dem Rechtschaffenheitsideal des englischen Philisters. Das Entzücken des Publikums ist grenzenlos, denn es glaubt in den Engeln auf der Bühne sein Ebenbild — natürlich in Sonntagsnachmittagsausgehekleidern — zu erkennen.

Das mag man moralischen Idealismus nennen, wenn man will, es giebt uns aber eine jämmerliche Kunst.

Es ist kaum nötig hinzuzufügen, dass, nachdem die Engel des Stückes durch eine gehörige Masse Elend gezerrt wurden, der Schluss stets gut ist, d. h. dass die Schurken Handschellen angelegt und die Engel viel, viel unverdientes Geld und auch „einander“ kriegen.

Thatsächlich sind die meisten und bedeutendsten Rollen der englischen Melodramen vollkommen stereotyp. Man findet, dass das Schauspiel aus wohlbekannten Klischees, nicht aber aus „beweglichen

Lettern“ zusammengesetzt ist. Wir haben es hier mit einer primitiven Entwickelungsform des Dramas und auch der — dramatischen Kritik zu thun, denn es erweckt in der englischen Presse ein gewisses Aufsehen, wenn z. B. der Schurke im letzten Modestück ein kleiner, nervöser, hässlicher Kerl, statt, wie gewöhnlich, ein phlegmatischer Athlet von vorteilhaftem Äussern ist.

Obwohl das typische Theaterpublikum an der Themse also wenig Ahnung davon hat, was lebende, moderne dramatische Kunst bedeutet, ist es doch sehr anspruchsvoll in Bezug auf Inszenierung und auf dramatische Kunststückchen in bekanntem und erprobtem Stile. So darf z. B. in einem richtig feinen und „heilsamen“ Londoner Melodrama nie eine neue und spannende Variation des wohlbekannten und populären „Unmenschlichkeits - Kunststückes“ fehlen. Wir verdeutlichen das durch ein Beispiel: Eines der erfolgreichsten Erzeugnisse der Melodramenfirma H. Petitt und G. R. Sims, dessen Handlung in ein Eisenwerk verlegt ist, bot eine „Hochofenszene“, deren Brutalität einen unverzärtelten Indianer in die Flucht gejagt hätte. Für Londons Theaterpublikum war das jedoch nur eine sensationelle, neue Variation über etwas Altes und Gewohntes. Die Werksarbeiter im Stücke sind aus verschiedenen Ursachen gegen ihren Werkmeister, den Unterschurken des Stückes, aufgebracht, und in der letzten Szene des dritten Aktes — wo ein anständiges Vieraktmelodrama seine Klimax haben muss — stürmen sie, den Verhassten mit sich schleppend, unter schrecklichem Gebrüll auf die Bühne. Der Mann soll gelyncht werden. Man hält ihm eine

lange Liste seiner Unthaten vor und wirft ihn zur Abwechslung auf der Erde umher und zwar mit einer Gewalt, die vermuten lässt, dass ihm im ganzen Leibe kein Knochen mehr unversehrt geblieben sein kann. Einige aus der Rotte schleppen einen ungeheuern Schlägel herbei, um ihm damit den Kopf zu bearbeiten. Dieser Plan wird indes als zu einfach verworfen — er soll in einem Schmelzofen bei lebendigem Leibe verbrannt werden. Mitten auf der Bühne steht ein kolossaler Ofen; dessen starker Eisendeckel wird weit aufgeschlagen, eine gewaltige Flammengarbe lodert den Zuschauern daraus entgegen . . . und nun beginnt ein von wirklichem Indianergeheul begleiteter Kampf, ein Hin- und Herstossen, das einige Minuten andauert. Wenn das Opfer dann nach schrecklichen Püffen und Stössen bis dicht an den Ofenschlund gedrängt war, glückt es ihm, sich loszureissen und ein paar Schritte seitwärts zu gelangen; der Mann wird aber wieder eingefangen, und nun beginnt das Schauspiel von neuem, bis man glaubt, dass das Publikum von dieser delikaten Augen- und Ohrenweide gesättigt sein könne.

* * *

Wer die englischen Melodramen, Possen, Burlesken und Pantomimen nicht kennt, kennt auch das englische Theater nicht. Man braucht nur einen flüchtigen Blick in Londons Programmblätter zu werfen, um hiervon lebhaft überzeugt zu werden. In der Wintersaison ist es gewöhnlich, dass man Pantomimen in drei bis fünf Londoner Theatern spielt, Burlesken in mehr als einem halben Dutzend und

Melodramen und Possen auf zusammen etwa zwei Dutzend Bühnen.

Bezüglich der Possen ist es unnötig, bei diesen Stellvertretern des Lustspiels an der Themse länger zu verweilen. Sie sind in den meisten Fällen rein albern-rührselig und empfehlen sich höchstens durch den Mangel an Unanständigkeit. — „Nun, das ist ja schön so", wird manche genügsame Seele vielleicht einwenden. Wir wagen jedoch, gestützt auf Londoner Erfahrungen, zu behaupten, dass solche negative Verdienste die Kunst nicht hindern, zu beliebiger Tiefe der Erniedrigung hinabzusinken. Man spielte z. B. im „Strand-Theater" nicht weniger als 700 Abende hintereinander ein Sammelsurium des allerplattesten Unsinns, *„Our Flat"* genannt. Länger als zwei Jahre strömte das Publikum begeistert herzu, um zu sehen, wie ein vom Exekutor eben ausgeleertes Zimmer mit Badewannen, Kübeln, Kisten, Pfannen u. dergl. neu möbliert wurde, und mit echt britischer Ausdauer zu greinen über die höchst unerwarteten und makellos komischen Situationen, die daraus entstehen, dass uneingeweihte Besucher sich auf diese Gegenstände setzen, denen durch übergeworfene Stoffe und Decken eine gewisse Ähnlichkeit mit Möbeln gegeben worden war.

Die Burlesken sind nicht weniger läppisch als die Possen, sie bieten aber von einigen Gesichtspunkten aus ein Interesse, das den letzteren abgeht. Es liegt das darin, dass es dem modernen England an einer einheimischen Oper völlig fehlt und dass der Aufschwung der heimischen burlesken Operette im Laufe der letzten Jahre für das Musikleben an der Themse bessere Zeiten zu versprechen scheint. Die heimische

Operette hält sich wenigstens, während die heimische Oper zwar ein Debut wagte, aber total missglückte. Ein Theaterdirektor, der durch die Leitung eines halben Dutzends von Operettenbühnen reich geworden war, erbaute nämlich beim Cambridge Circus nahe dem Trafalgar Square ein prachtvolles Opernhaus, das „*Royal English Opera*“ getauft und mit Sullivan's zu dieser Gelegenheit besonders komponiertem Musikdrama „*Ivanhoe*“ eingeweiht wurde. Nach einjährigem Zweikampfe zwischen der patriotischen Operndirektion und dem unmusikalischen englischen Publikum war es endgiltig erwiesen, dass die grösste Stadt der Erde eine ständige Oper noch nicht unterhalten kann. In „*Her Majesty's Italian Opera*“ in Covent Garden werden zwar während der Saison die Meisterwerke kontinentaler Komponisten — darunter die Richard Wagner's — aufgeführt; sobald die italienischen, deutschen oder französischen Sänger und Musiker aber heimgezogen sind, verwandelt sich der ehrwürdige Musiktempel oft in eine der in England so beliebten Zirkusmenagerien, worin allerhand Raubtieren „Kunststücke zu machen“ beigebracht wird.

„*Gaity*“, „*Lyric*“ und „*Savoy Theatre*“, sowie die „*Opéra Comique*“ sind die bedeutendsten Londoner Theater, die die Operette zur Spezialität gewählt haben. Das allerpopulärste darunter ist vielleicht das „*Gaity Theatre*“ am Strand, das nun seit mehreren Jahren die parodistisch burleske Operette mit glänzendem ökonomischen Erfolge gepflegt hat. Eine für die Leistung des Gaitytheaters typische Vorführung war die von „*Carmen up to date*“, in welcher Librettodichter und Komponist Bizet's „Carmen“ parodiert haben.

Ein Originalstück zu verdrehen und um und um zu wenden ist ein billiges Verfahren, szenische Spässe zusammenzuflicken, das in London schon den Reiz der Neuheit verloren hat. Die *fogs* und das Cityleben Themsebabels befördern die Entwickelung der Phantasie nicht, es hat also unleugbar seine Vorteile, Kajsa Warg's berühmtem Rezepte: „Man nimmt" zu folgen. „*Carmen up to date*" machte den Anspruch, lustig und unterhaltend zu sein, weil es ein wildes Gemengsel von spanischen und englischen Kostümen und Lokalanspielungen darbot, weil es von billigen politischen Tageswitzen wimmelte und weil alle Charaktere der Originaloper, ausser dem Carmen's selbst, um und umgekehrt waren, so dass sie die albernsten Clownrollen bildeten. So wurde der Stierfechter von einer Dame gespielt, die sentimentale Michaela war zur robusten Grünwarenhökerin verwandelt, Don José war ein vollständiger Harlekin u. s. w. — Die Musik war, bis auf einige anziehende Einzelheiten, höchst banal, das Ballett dagegen entzückend und die Ausstattung ausserordentlich schön. Was das Publikum nächst dem Ballette am höchsten zu schätzen schien, war das üppige Witzeln über wohlbekannte Tagesereignisse. Auf Realismus versteht man sich am Ufer der Themse nicht, das hindert aber nicht, dass man seinen Gallimathias *up to date* gebracht zu sehen wünscht.

Die Engländer haben in den letzten Jahren mit erstaunlicher Schnelligkeit eine wirkliche Leidenschaft für Theatervorstellungen von grosser Pracht und Schönheit entwickelt. Die Ausstattung der Opern, grösseren Schauspiele, „Pantomimen", Ballette und Dekorationsstücke übertrifft nach den besten Kennern

alles, was man in irgend einer andern Weltstadt sehen kann. Die Summen, die bei jeder besondern Gelegenheit auf Dekorationen, Requisiten, Kostüme, mechanische Hilfsmittel und Beleuchtungseffekte verwendet werden, erscheinen fast unglaublich. Nur eines ist noch überraschender, der Enthusiasmus nämlich, womit die englische Allgemeinheit — vom Prinzen von Wales an bis zur Arbeiterin mit fünfzehn Schilling Wochenlohn — Geld und Zeit daran wenden, sich mit einer solchen Augenweide aufzufrischen.

Diese neue, beständig zunehmende Vorliebe für theatralische Pracht bekundet in unwiderleglicher Weise das Vorhandensein eines keineswegs geringen Schönheitssinnes. In Londons Theatern wird dem Besucher kein „Bauernaufputz" geboten. Die englischen Dekorationsmaler, Kostümzeichner und Dirigenten der szenischen Ausstattung sind echt geschulte Künstler und verfügen nicht selten über nahezu unbegrenzte materielle Hilfsmittel. Haben sie z. B. „Romeo und Julia" in Szene zu setzen, so kann es vorkommen, dass sie deshalb nach Verona gesendet werden, um nach Herzenslust zu studieren und Eindrücke und Motive zu sammeln. Finden sie dann auf einem Platze Veronas einen alten, malerischen Marmorspringbrunnen, der ihnen besonders gefällt, so ist die Direktion bereit, von diesem einen Gipsabguss herstellen zu lassen. Das Faksimile wird heimgesendet und kommt in London auf die Bühne, wo es in der stillen, mondhellen italienischen Nacht mit bezaubernder Wirkung das Wasser perlen und glitzern lässt. Ein weiteres Beispiel: das bisher gebräuchliche, ursprünglich italienische Kostüm einer Tänzerin — kurze,

steife Tüllröckchen, in denen sie wie ein unproportionierter Kreisel aussieht — ist in England allgemein durch halblange faltenreiche Röcke aus feinstem indischen Seidenstoff oder Musselin ersetzt worden. Diese Kostüme lassen die Anmut der Körperbewegungen ebenso hervortreten, wie die altgriechischen Frauenkostüme: sie wirken als feine, flüssige Draperien. Es ist eine reine Geschmacksreform, die mit der Einführung der halborientalischen *Step-dances* in Verbindung steht, mit „Anstandsrücksichten" aber gar nichts zu thun hat, denn es giebt eine ganze Klasse moderner englischer Ballettkostüme, die nach dieser Seite weniger zufriedenstellen, als der altmodische Tüllballon der Tänzerin.

Vielleicht beleuchten diesen eigentümlichen Wechsel des Geschmacks im modernen England keine Theatervorführungen Londons schlagender als die prächtigen, in vollster Bedeutung des Wortes volkstümlichen „Weihnachtspantomimen", für die besonders das „Drury-Lane Theatre" unter Sir Augustus Harris' talentvoller und energischer Leitung einen hohen Ruf gewonnen hat. Das Drury-Lane Theater ist einer der ältesten und grössten Kunsttempel der Hauptstadt. Hier feierte einst ein Garrick seine Triumphe und Shakespeare's Dramen sind hier unzählige Male über die Bühne gegangen. Nur schade, dass das alte Drury-Lane in seinem Äusseren nicht im mindesten die hohe und schöne Aufgabe andeutet, der das Bauwerk gewidmet war. Unordentlich, schmutzig, verfallen — das sind die unfreiwilligen Ausrufe, die sein Anblick dem Fremden abnötigt. Stände diese nackte, durch Russ, Staub und zerbröckelnden Abputz entstellte „Scheune"

im Eastend, so würde man sie unbedingt für ein Packhaus halten. Im Hamburger Hafen kann man stilvollere und vor allem saubrere Güterniederlagen sehen. Die umgebenden Gassen sind die engsten, ärmlichsten und vom Strassenfeger am meisten vernachlässigten in diesem Teile der Stadt. Der Zuschauerraum ist gross und in demselben schwerfälligen Stile verziert, wie in den hundertjährigen Opernhäusern Münchens und Berlins.

Von den vier Galerien sind die oberste und der gewaltige Olymp während einer Pantomimenvorstellung immer am dichtesten besetzt. Man bemerkt unter diesen Zuschauern eine ungewöhnliche Menge Kinder, was sich dadurch erklärt, dass die Weihnachtspantomimen eine bunte Mischung von Sagenaufführungen, Posse und Zirkusproduktion bilden, die ursprünglich vor allem für Kinder berechnet waren. Durch ausserordentlich schöne Ausstattung und die Einlage hübscher Gesangs- und Musiknummern, sowie durch eine Menge satyrischer Anspielungen auf die politische Tagesgeschichte, hat man es nach und nach verstanden, alle Alters- und Gesellschaftsklassen zu diesen Aufführungen heranzuziehen. Eine dieser beliebten Pantomime „*Puss in boots*“ (Der gestiefelte Kater) erwies sich als ein Ausstattungsstück in der verwegensten Bedeutung des Wortes und — trotz des sehr alten Stoffes — als eine Posse mit besonders starker Lokalfärbung obendrein. Die Vorstellung nahm volle vier Stunden in Anspruch, ohne dass dabei der Vorhang ein einziges Mal herunterging; die eine Szene löste unmittelbar die andere ab, eine Überraschung jagte die andere — und keine Pause dazwischen!

Es liegt in der Natur dieser auf phantastischen Prunk und blendende Effekte berechneten Vorführungen, dass die Theaterdirektion sich hierin Jahr für Jahr selbst zu überbieten sucht. Dasselbe gilt von den *„grand military, sporting and spectacular dramas of modern life“*, die Augustus Harris, wenn die Pantomimen *out of season* sind, im Drury-Lane aufzuführen pflegt. Da giebt's auf der Bühne ein Gewimmel Hunderter von Menschen; ein paar schwere *four in hands* (Vierspänner) und einige elegante Kaleschen, sowie mindestens ein Dutzend Reiter defilieren dann über die Bretter. Man bekommt auch elegante Salons zu sehen, worin nichts Leimfarbe ist, denn von den aus kostbaren Holzarten und Gobelins bestehenden Wänden mit ihren massiven Thüren und Eckpfeilern an bis zu den kunstvollen Marmorkaminen über der Feuerstätte, den prächtigen Bücherschränken, den riesigen chinesischen Vasen und der ganzen Menge von Kunstwerken, die man als zum modernen englischen Komfort gehörend betrachtet — ist alles solide Wirklichkeit und von einer der grossen Möbelhandlungen Londons zu diesem Zwecke dargeliehen.

Das einzige nicht wirklichkeitstreue bei der ganzen Vorführung ist der Dialog, die Intrigue und die Art, wie sich die Schauspieler ihrer Aufgabe entledigen.

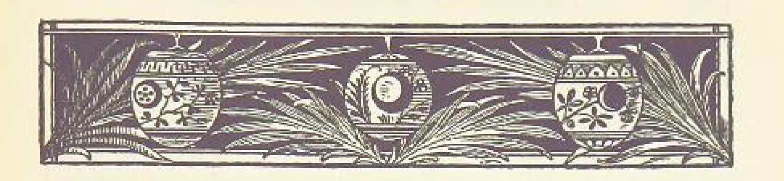
* * *

Das höhere Schauspiel älteren und neueren Datums wird in London von einer beständig wechselnden Anzahl von Theatern gepflegt, die alle unter der Leitung hervorragender Bühnenkünstler stehen — der

actor managers, wie sie in der englischen Presse heissen. Das „Lyceum-Theater" (unter der Direktion Henry Irving's) und das „Haymarket-Theater" (unter de Beerbohm Tree's) sind davon die vorzüglichsten. Das erstgenannte ist berühmt wegen seiner grossartigen Shakespeare-Vorstellungen, und das zweite wegen seiner mustergiltigen Aufführungen guter moderner Arbeiten, wie Ibsen's „Volksfeind", Oscar Wilde's *„A woman of no importance"* und Henry Arthur Jones' *„The dancing girl"*. Sonst können noch unter den Theatern Londons, die der wirklichen dramatischen Kunst Aufmerksamkeit schenken, genannt werden: das „Garrick-Theatre", unter Leitung des humoristischen Charakterspielers John Harc, das „Criterion-Theatre" unter dem fashionablen Charles Wyndham und das „St. James-Theatre" unter George Alexander. Besonders merkwürdig wegen seiner mutigen Reformbestrebungen ist die von J. T. Grein geleitete und aus vielen hervorragenden Künstlern, Schauspielern, dramatischen Amateuren und Kunstfreunden zusammengesetzte „Independent Theatre Society". Von dieser dramatischen Vereinigung wurden Ibsen's „Gespenster" in England zum ersten Male aufgeführt, und das „Independent Theatre" geht überhaupt darauf aus, ältere und neuere dramatische Arbeiten vorzuführen, die wohl Kunst-, in London aber keinen Handelswert haben, d. h. in den Augen des grossen Londoner Publikums das Eintrittsgeld nicht wert sind. An dieser für die Londoner Schaubühne so höchst nötigen Reformarbeit haben sich wenige energischer und erfolgreicher beteiligt als die geniale junge Schauspielerin Miss Elizabeth Robins. Ihr glühen-

der Enthusiasmus für Henrik Ibsen's Dichtkunst hat mehr als sonst etwas andres dazu beigetragen, die Augen des Londoner Theaterpublikums auf den grossen nordischen Dramaturgen zu lenken. Miss Robins veranstaltete persönlich eine Reihe Aufführungen von „Hedda Gabler" und „Baumeister Solness" und spielte die Rolle der Hedda und vorzüglich der Hilda Wangel in so ausgezeichneter Weise, dass die englische Kritik — wenn auch widerwillig — nicht unterlassen konnte, Ibsen und seiner englischen Dolmetscherin ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken.





Die schöne und die unschöne Litteratur.

Tagtäglich hört man in der europäischen Presse von der modernen französischen schönen Litteratur, auch von der skandinavischen, der russischen und der deutschen reden, aber sehr selten von der englischen, und das, obgleich die Welt nicht blind sein kann für die Thatsache, dass das England unsrer Tage allwöchentlich etwa ein Dutzend dreibändiger Romane, von den wie Sand am Meere häufigen kleinen Novellen ganz zu schweigen, auf den Büchermarkt wirft.

Wer erinnerte sich nicht, in den Zeitungskiosken der kontinentalen Eisenbahnstationen lange Reihen bunter Oktavbände gesehen zu haben und wer ist bei diesem Anblick nicht vor der Produktivität der englischen Misses zurückgeprallt? Kennen wir nicht auch alle die nie endende Tauchnitz-Edition? Ist das nicht Litteratur — nicht eine reiche Litteratur? Ja, unleugbar — das derzeitige England ist so reich an *novels* wie ein ostpreussisches Flugsandfeld an Riedgrasarten. Und wenn man sich hinsetzt, um die moderne eng-

lische Romanlitteratur zu rezensieren, überkommt einen das Gefühl, als stände man im Begriff, die Lüneburger Haide zu rezensieren. Diese schmutziggrauen Carexarten — oder hier englische *novels* — sind an Zahl Legion und, was noch schlimmer, einander so liebenswürdig ähnlich, dass der vorwitzige Natur- oder Litteraturfreund unabänderlich dem schlimmen Dilemma zu verfallen scheint, entweder mit einem Dutzend Zeilen die Charakteristik der Familie im allgemeinen abzuthun oder aber die Beschreibung jeder einzelnen der tausend Arten zu unternehmen und also ein so griesgrämliches, staubtrocknes Werk wie eine Carex-Flora nach Linné's System und ein ebenso voluminöses wie nur irgend ein englischer Missroman zu produzieren.

Vielen dürfte es ein Rätsel sein, wie die Mehrzahl der schockweise erscheinenden dreibändigen Romane, die die englischen Misses jährlich ebenso „absetzen" wie die Fabriken von Manchester ihre Kattune, nur Verleger und gar Leser finden können. Zwar ist es ein allbekanntes Geheimnis, dass viele, vielleicht die meisten dieser Verfasserinnen für ihre litterarischen Erzeugnisse nie einen Pfennig Honorar erhalten; andrerseits muss aber doch die Nachfrage nach dieser Ware wenigstens so gross sein, dass das Verlegerkapital sein gewohntes Profitchen herausschlägt — wenn die Verfasserin oder der Verfasser das nicht schlechtweg gewährleistet, was in der Romanfabrikation Englands zu den keineswegs ungewöhnlichen Erscheinungen gehört. Thatsächlich sind es grösstenteils vermögende, beschäftigungslose Leute, die sich in England damit die Zeit vertreiben, dass sie nach wohlbekanntem Muster über wohlbekannte Konflikte mit wohlbekannten Witzen

endlose Romane zur Verteidigung eines wohlbekannten Konventionalismus zusammenstoppeln. Wir besitzen überdies verlässliche Beweise dafür, dass es fast ausschliesslich die vermögendere Klasse ist, die diese dickleibigen Romane liest. Das moderne England hat also eine reiche, beschäftigungslose Gesellschaftsklasse, die ihre Romanlitteratur selbst produziert und selbst konsumiert — eine Art von „Selbsthilfe", die in Frankreich, wie in Russland, Deutschland und Skandinavien nicht vorkommt. Dieses eigentümliche Verhältnis hilft uns ein gutes Stück vorwärts zu der Einsicht, warum England einer litterarischen Bohême ganz entbehrt und warum die englische Romanlitteratur grössenteils absolut konventionell ist, warum Werke von packender Originalität — wie der religiös-spekulative, wenn auch nicht tiefsinnige, doch mit Talent geschriebene „Robert Elsmere" oder die ergreifende soziale Schilderung *„Out of work"* („Arbeitslos") — sehr seltne Ausnahmen bilden, warum endlich die schöne Litteratur hier gar nicht daran denkt, eine solche geistig führende und reformierende Rolle zu spielen, wie sie das in andern Ländern erstrebt.

Wir wollen hier im Vorübergehen feststellen, dass das moderne England eine Nation mit ehrlicher Leidenschaft für das Konventionelle ist — für das Konventionelle ebenso in der Kunst wie im Leben. Wie oft ist sonst aber konventionell nicht gleichbedeutend mit heuchlerisch? Und in welches hübsche englische Paradoxon löst sich also des Engländers ehrlicher Kultus des Konventionalismus schliesslich auf! Ein englischer Heuchler ist ein Individuum, das meistenteils auf ganz ehrliche Weise unehrlich ist.

Wenn es als Thatsache gelten kann, dass die Vermögenden, Müssigen und Zufriedenen des Volks die dreibändigen Romane der englischen Misses lesen, schätzen und billigen, so giebt es doch oft Leute mit ganz andern Anforderungen, die sie in den Zeitungen anzeigen und kritisieren. Diejenigen unglücklichen englischen Bücherbeurteiler, die bei gewissen fashionabeln Zeitungen in Amt und Brot sind, machen freilich heldenmütige Anstrengungen, jede Woche etwas, was man für Rezensionen über ein Dutzend Romane und Novellen ansehen kann, zusammenzudrechseln, ohne sich aber thatsächlich bei etwas anderm, als bei der hochgeehrten Verfasserin Eigenart, mit ihrer wortreichen Muttersprache umzuspringen, besonders aufzuhalten. „*It is a piece of genuine workmanship*“ ist ein stereotyper Lobspruch in den bescheidenen Anmeldungen bescheidener Romane. Manchmal reisst dem Rezensenten jedoch die Geduld. Er fragt — wie unlängst im „Athenaeum“ zu lesen war — offen heraus, ob die Verfasserin, als sie ihr Buch schrieb, wirklich keine andre Absicht gehabt habe, als die, die Buchbesprecher ihrer Heimat zu quälen. Dann kommt es zuweilen vor, dass die Besprechungen folgendes typische Aussehen erhalten:

„Mount Eden — ein neuer dreibändiger Roman von Miss Florence Marryat — ist weder schlechter noch besser als die andern Romane der Miss Marryat, mit denen die Kunden der Leihbibliotheken schon vertraut sind. „Mount Eden“ ist ein Landsitz. Dieser gehört einem Millionär aus Lancashire, der einen vielversprechenden Sohn auf dem Meere und einen ganz und gar nichts versprechenden Neffen — durch Ver-

fälschungen und Flucht verloren hat, weshalb er (der Millionär) beim Ableben sein ganzes Eigentum einer vortrefflichen Schwestertochter (der Heldin) überlässt. Natürlich taucht der vielversprechende Sohn in Verkleidung wieder auf und besteht ergeben seine Liebesprobe als Verwalter der Erbin, und natürlich kommt der durchaus nichts versprechende Bruderssohn ebenfalls zurück, um den Schurken zu spielen und den Herzensfrieden der Heldin zu stören. Wie alles schliesst, kann der scharfsinnige Leser erraten. Es ist eine gewöhnliche banale Geschichte von gewöhnlichen banalen Puppen, aus denen bei jeder Wendung die Sägespähne herausfallen; sie ist in der gewöhnlichen banalen Weise erzählt und mit einer Menge gewöhnlichen banalen Flitters aufgeputzt. Die Moral der Geschichte ist gewiss von sehr zweifelhaftem Werte, doch von noch zweifelhafterem Werte ist die Sprache der Verfasserin. Ja, es möchte schwer sein, einen noch verwahrlosteren, von aller Selbstachtung, allem Gefühl für das Richtige mehr entblössten Stil irgendwo zu entdecken."

In der Regel wird man jedoch finden, dass es der englische Rezensent ganz einfach ignoriert, mit wirklicher oder vorgeblicher Kunst zu thun zu haben, und dass er sich dafür der wirklichen oder vorgeblichen moralischen Tendenz des neuen Buches zuwendet. „Ein heilbringendes Buch" ist der höchste Lobspruch, den er sich leisten kann. Und wehe dem Verfasser, dessen Buch von dem strengmoralischen Kritiker nicht als „heilbringend" erklärt wird. Kein guter englischer Philister würde es mit der Feuerzange anfassen.

Was wir moralisch verwahrloste Festlandsmenschen an dieser für „heilbringend“ erklärten englischen schönen Litteratur vermissen, ist das lebendige Interesse an den Fragen der Zeit, die tiefsinnige Analyse der psychologischen und sozialen Wirklichkeit und die kühne, vorwärts weisende Dichtereingebung, die zuweilen das Erscheinen einer neuen Arbeit z. B. von Ibsen oder Zola zu einem bedeutungsvollen Ereignis in der Geschichte der Kultur stempelt.

* * *

Die Hauptmasse der „schönen“ Prosalitteratur, die die Engländer gegenwärtig in Buchform herausgeben, zerfällt eigentlich nur in zwei Arten: die vorerwähnten weltberühmten Missromane und die kleinen, im Auslande noch wenig bekannten einbändigen Ungeheuer, welche die Eingebornen scherzweise „Shilling-shokers“ nennen. Die ersteren befriedigen den Bedarf des englischen Publikums an Sentimentalität, die andern sind Nahrung für seinen Sensationshunger.

Ein „Shilling-shoker“ ist ein Oktavheft. Die Vorderseite des Umschlags ist mit einer schrecklichen, in rot, gold und grün schimmernden Lithographie geschmückt, die in kurzer und leichtfasslicher Weise den Hauptinhalt des Büchleins andeutet; also entweder einen Mord, einen Frauenraub oder einen Einbruch — doch lieber einen Mord und am liebsten einen recht grässlichen, wobei z. B. der Schurke sein edelsinniges Opfer in einem geräumigen, seltsam geformten Kessel zu Tode siedet. Ein breiter schwarzer Trauerrand trägt dann noch weiter dazu bei, den

Leser von vornherein in die rechte Stimmung zu versetzen. Die populäre Bezeichnung des litterarischen Kunstproduktes deutet darauf hin, dass der Ladenpreis dafür in der Regel einen Schilling beträgt — oder richtiger betrug, denn in letzter Zeit sind die „Sixpence-shokers“ als konkurrierende Artikel auf dem Markte erschienen. Das andre Wort der merkwürdigen Zusammensetzung, das der wissbegierige Leser vergebens in seinem grossen Webster suchen wird, sagt, dass der Käufer für seinen Shilling oder Sixpence eine so gründliche Erschütterung des Nervensystems erhält, wie man sie für so wenig Geld nur verlangen kann. Es giebt z. B. in London kein öffentliches Fuhrwerk, durch dessen Benutzung man für einen Shilling eine Körpererschütterung erkaufen könnte, die sich an Intensität mit der geistigen Wirkung eines gewöhnlichen „Shilling-shokers“ vergleichen liesse. Ebensowenig kommt es vor, dass ein Restaurant der Millionenstadt seinen Gästen für einen Shilling ein Gericht lieferte, das an Unverdaulichkeit mit dieser Art von Seelennahrung zu konkurrieren vermöchte.

Nichts wäre also unvernünftiger, als über diese Sorte englischer Sensationslitteratur vom rein kommerziellen Standpunkte aus zu klagen. Im Gegenteil, sie verdient Bewunderung als ein Triumph des grossindustriellen Produktionssystems — dessen Mutterland England nicht nur in Bezug auf Herstellung von Kaliko und Stecknadeln, sondern auch bezüglich gewisser Sorten litterarischer Handelsartikel unerreicht dasteht. England hat zwar noch keine Fabriken für Theaterstücke, das liegt jedoch einfach daran, dass jedes neue Stück siebenhundertmal hintereinander ge-

geben wird, weshalb es der Schauspieler ist, dem die grossindustrielle Seite dieses Geschäftes zufällt. Dagegen ist es Thatsache, dass in London die „Fabrikation“ von Räubergeschichten, Mordnovellen, Diebeserzählungen und Detektivskizzen zum grossen Teil nicht mehr in der alten, zeitraubenden und unökonomischen Weise im eignen Heim betrieben wird. Die Sensationsschriftstellerei an der Themse hat ihre grosskapitalistischen, ganz fabriksmässigen Etablissements mit einer so weit ausgedehnten Arbeitsteilung und „Spezialisierung intellektueller Funktionen“, dass sich selbst Adam Smith darüber freuen müsste. Hier giebt es Arbeitsvorleute, die „das Ganze überwachen“, d. h. dafür sorgen, dass jede Erzählung einen Anfang, eine Mitte und ein Ende bekommt und nicht zufälliger Weise mit zwei Einleitungen und keinem Schlusse erscheint, was auf den Leser doch vielleicht etwas zu drastisch wirken könnte. Hier giebt es Erfinder von Schreckensszenen, Intriguenspinner und Detailarbeiter für jede Spezialität: Kenner des *high life* und solche des *low life*, Fachgelehrte für die verschiedenen Dialekte der „Gaunersprache“ (die nur in der Shillingshoker-Litteratur vorkommt), ferner eine Menge gründlicher Kenner der in- und ausländischen Polizeiannalen, sowie Individuen, die aus dem oder jenem Grunde und in der oder jener Weise in der Welt weit umhergekommen sind und dabei höchst sensationelle Abenteuer erlebt oder wenigstens das Vermögen erworben haben sich einzubilden, dass sie solche erlebt hätten. Diese Herren besitzen oft ein ziemlich gut entwickeltes Muskelsystem, das sie von langen Reisen mit Kauffahrteischiffen oder von An-

siedlungszügen nach den Urwäldern der tropischen Kolonien mit heimgebracht haben. Ihr Nervensystem ist natürlich nicht minder abgehärtet als ihr Muskelsystem, und gerade das macht sie geeignet, den unersättlichen Hunger des soliden und nicht eben feinfühligen John Bull nach buchstäblich haarsträubenden Räubergeschichten zu befriedigen. Die Konstruktion einer gewöhnlichen englischen Sensationsnovelle selbst erfordert zwar nicht mehr Phantasie, als sie sich jeder simple Schulbube leisten kann, doch um mit gebührender Konsequenz ihre zerbrechliche, mehr oder weniger zusammenhängende Schale mit Einzelheiten vollzustopfen, die an sich selbst Meisterstücke des Grässlichen sind, dazu gehört, dass man persönlich Erfahrung darin hat, nackte Neuseeländer mit dem Repetiergewehr über den Haufen zu schiessen oder kleine schmächtige Australneger mit Bluthunden zu hetzen.

Was nun solche, in der oder jener Hinsicht berufsgewandte litterarische Fabriksarbeiter auf Anordnung ihrer Vormänner liefern, das wird nach altbewährten Rezepten zusammengerührt und der sensationslüsternen englischen Lesewelt zu genanntem billigen Preise aufgetischt: 1 Schilling für 250 Oktavseiten, 6 Pence für 150 Seiten — der farbenreiche Umschlag gratis.

Leider ist in dieser Welt nichts vollkommen, nicht einmal englische, fabrikmässig hergestellte Verbrechergeschichten. Die rot-gelb-grünen, schwarz- oder blaurandigen Oktavbände, die die geräumigen Auslagetafeln der Zeitungsverkäufer an allen ober- und unterirdischen Eisenbahnstationen Londons hundertweise

bedecken, leiden auch an einem kleinen Fehler. Sie sind ein bischen einförmig, ein Umstand, der wahrscheinlich irgendwie mit der Produktionsmethode zusammenhängt. Liest man seinen dritten „Shilling-shoker", so macht das auf alle Menschen — mit Ausnahme der englischen Schuljungen, jüngern Ladengehilfen und Dienstmädchen, sowie der Hökerfrauen mit ihrer sitzenden Lebensweise — den Eindruck, als lese man den ersten „Shilling-shoker" einfach noch einmal. Das englische Publikum ist deshalb stets bereit, das Auftreten eines neuen Sensationsskribenten mit ungeheucheltem Entzücken zu begrüssen. Wir hätten beinahe geschrieben, einer neuen „Sensationsfabrik", das gebe dem Leser jedoch eine falsche Vorstellung von der Sache, denn gewöhnlich ist es ein neuer leibhaftiger Schriftsteller, von dem man dann zuerst reden hört. Steigert sich die Nachfrage nach den Kindern seiner sensationellen Feder aber bedeutend, so kann es vorkommen, dass er eines schönen Tags in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird, oder richtiger, in eine Fabrik, die das Geschäft mit Arbeitsteilung, arbeitsparenden Menschenmaschinen u. s. w. in grossem Stile weiter betreibt.

Es ist gewiss nicht so selten, dass die Bewunderung der englischen Allgemeinheit über einen am Horizonte der Sensationsschriftstellerei auftauchenden Stern an einen litterarischen Humbug verwendet wird, dem im voraus bestimmt ist, nach kurzem Ruhme seinen Platz als „ausgenutzter" Lohnarbeiter in einer Shilling-shokerfabrik einzunehmen; es kommt jedoch auch vor, dass der neue Dichter von Räubergeschichten wirklich Talent hat, ja es giebt sogar Beispiele, wo er

die Versuchung, litterarischer Fabrikdirektor zu werden, siegreich überwand und sich zu einem Verfasser von Rang und Ansehen entwickelte. Wir könnten mehrere englische Romandichter nennen, die ihre Karrière einst mit den gruseligsten Banditenhistorien begannen und es sogar nicht als Raub an ihrem Rufe betrachten, auf ihre alten Tage dann und wann in Zeitschriften oder auf dem Büchermarkte mit einem wirklich entsetzlichen Sammelsurium von Mord, Betrügereien und Strassenraub aufzutreten. Die leichteste Weise, sich in Londons betäubendem Lärmen bemerkbar zu machen, besteht nämlich darin, mit Anwendung aller zugänglichen Mittel Sensation zu erzeugen. Und nicht genug damit, dass die Sensationsmacherei Ruhm und Ansehen schafft, sie bildet auch die schnellste und sicherste Methode, Geld zu verdienen, ob der betreffende Schriftsteller nun vorher schon bekannt war oder nicht. Bei dem Schreiben guter Romane kann man in England gar zu leicht verhungern. Daher kommt es, dass die wirklichen Romandichter sich nach einem Nebenverdienst umsehen müssen. Einzelne entschliessen sich dazu, die litterarischen Berater ihrer Verleger zu werden, was beschwerlich ist und nur dürftig bezahlt wird. Andre ziehen es vor, ihr Auskommen für das Jahr dadurch zu sichern, dass sie vierzehn Tage daransetzen, um einen „Shilling-shoker“ zusammenzubrauen.

* *
*

Doch — keine Regel ohne Ausnahme. Auch England hat seine ehrlichen Novellisten, obwohl diese — heutigen Tages — *few and far between* sind.

Trotzdem sie, im allgemeinen genommen, noch zu jung und unentwickelt sind, um ausserhalb der Grenzen ihres Vaterlandes besonders bekannt geworden zu sein, so erscheinen die Ansätze zu einem realistischen Roman im modernen England doch zu deutlich, als dass es sich nicht lohnen sollte, die speziellen Voraussetzungen des Realismus in England und dessen Anknüpfungspunkte mit der Gemütsart und dem Leben der Nation zu besprechen.

Es wird ja noch lange genug dauern, ehe Englands bildende und litterarische Kunst samt ihren Gewohnheiten und ihrer konventionellen Moral eine so durchgreifende Änderung erfahren haben, dass das von aussen auch bei flüchtiger Beobachtung schon auffiele. Bis dahin ist es, wie gesagt, nur möglich, den Anfang dieses Umwandlungsprozesses zu konstatieren. Es scheint, als ob die psychologischen und ästhetischen Vorstellungen des Engländers schon etwas in den Evolutionswirbel mit hineingezogen wären, der in Politik und Nationalökonomie bereits viele seiner alten Vorurteile bezüglich der Organisation und der Aufgabe der Gesellschaft hinweggefegt hat.

Obgleich das realistische Drama und der realistische Roman in England später als auf dem Kontinente hervortraten, sind sie doch ebenso wenig wie anderswo das Resultat einfacher Nachahmung. Etwas nachzuahmen, wäre überhaupt das letzte, wozu der Engländer sich entschliessen würde, und das aus dem einfachen Grunde, weil ihm alle guten und schlechten imitativen Talente völlig abgehen. Der Engländer ist immer ein Engländer und kann nichts andres sein. Der realistische Roman in England ist deshalb nicht weniger

englisch, als er realistisch ist. Ja einzelne Kritiker werden wahrscheinlich erklären, dass er auf seiner jetzigen, wenig hervorgeschrittenen Entwickelungsstufe mehr englisch als realistisch sei. Er verspricht eben, nach Farbe und Stimmung, sowie was seinen intellektuellen und sittlichen Charakter betrifft, sich dem französischen realistischen Romane so unähnlich auszubilden, wie die Wirklichkeit im englischen der im französischen Leben unähnlich ist. Die Franzosen sind Spezialisten in der Erotik und in der oft zu sehr unterschätzten Kunst des leichten, guten, heitern Lebens. Die Engländer sind Puritaner und verstehen wie kein anderer „des Lebens ernstes Führen". Sie haben im Laufe der letzten Jahrhunderte mit solcher Intensität nur *business* getrieben, dass das geistige Elitekorps unter ihnen wirklich auch von der Sache einigen Nutzen gezogen hat. Im modernen England begreift man, vielleicht besser als anderswo, in wie merkwürdig hohem Masse die materiellen Lebens- und Einrichtungsverhältnisse eines Volkes sowohl für die Art, als auch für die Dauer des Lebens des Individuums bestimmend sind. Im paradoxen England ist aber gleichzeitig die Tyrannei des konventionellen Gesichtspunktes ganz unerbittlich und die Auflehnung dagegen sehr tiefgehend, und darum erscheint es keineswegs zu kühn, ein neues Aufblühen der realistischen Dichtkunst im Lande Dickens' und Thackeray's zu erhoffen.

Einer der Dichter, der sich am zeitigsten als unter dem Einfluss der neuen sozio-psychologischen Strömung stehend erwies, ist kein anderer als George Meredith — ohne Widerrede Englands grösster, jetzt lebender Romandichter. Bereits die 1859 erschienene

Jugendarbeit „*The Ordeal of Richard Feverel*“ — eine der herrlichsten Liebessymphonien, die in englischer Prosa je geschrieben wurden — zeigt Spuren einer höchst realistischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung im Seelenleben des Individuums. Mit vermehrtem Nachdruck tritt diese Tendenz hervor in den grossen Romanen „*The Egoist*“ (1879) und „*Diana of the Crossways*“ — der letztere die ausserordentlich feine und tiefsinnige Schilderung eines Frauenloses, das für die „Frauenfrage“ unsrer Zeit typisch genannt werden kann.

In dem vor wenigen Jahren herausgegebenen Romane „*One of our Conquerors*“ hat Meredith — in der ihm eignen Weise — auch den letzten Schritt gethan, indem er sich deutlich und klar die Aufgabe stellte, ein sozial-psychologisches Panorama zu malen, zu dessen Mittelfigur er einen trefflich gezeichneten, typischen Repräsentanten der Handelsfürsten des modernen Englands gemacht hat. Mit seinem symbolischen, äusserst manirierten Stile und seiner fabelhaften Fähigkeit, die feinsten und verhülltesten Formen konventionellen Humbugs zu entdecken und im Handumdrehen zu entschleiern, ist Meredith ein interessanter Beweis dafür, dass es die Fähigkeit der Intelligenz, das wahre Wesen und den richtigen Zusammenhang der Dinge zu durchschauen, ist, die den Realisten macht, während der Stil so konventionell, so idealistisch-seltsam sein kann, wie es das künstlerische Temperament des Verfassers irgend bedingen mag.

George Moore's von Zola beeinflusster Bohêmeroman „*A Mummer's wife*“, George Gissing's tragi-

scher Roman aus dem Schriftstellerleben „*The New Grub Street*“, Thomas Hardy's idyllische Bilder aus dem englischen Landarbeiterleben in „*Tess of the D'Urbervilles*“, der zu früh verschiedenen Amy Levy farbenprächtige Schilderungen des exklusiven Familienlebens der reichen Londoner Juden, J. Zangwill's meisterhafte Analysen des sozialen und psychischen Lebens der armen Juden Londons, Rudyard Kipling's anglo-indische Stimmungsmalereien, des pseudonymen John Law tadellos lebenstreue Bilder aus der Existenz der Armen und Elenden, Edward Garnett's kraft- und wirkungsvolle Gemälde von London und gewissen Seiten des hauptstädtischen Lebens sind einige typische Beispiele für die vielen neuen schönlitterarischen Erscheinungen, die dem aufmerksamen Beobachter beweisen, dass im modernen England der Erdboden für eine realistische Litteratur von eigenartigem Interesse vorhanden ist.

Freilich ist es noch zu zeitig, zu prophezeien, was aus diesem Anfange noch hervorgehen mag.

* * *

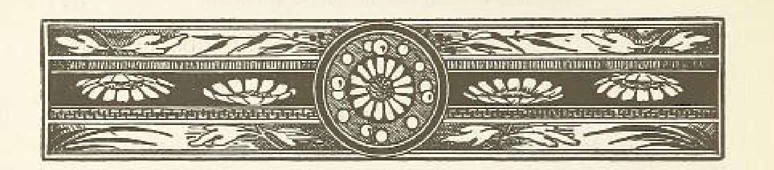
Vor einigen Jahren hatten wir eines Abends in einem der politischen Versammlungssäle eine Stunde seltenen litterarischen Genusses. William Morris hatte einen Vortrag über *the revolt of Ghent* angekündigt. Auf dem Rednerstuhle stand da ein mittelalter, kräftig gebauter Mann in blauer Seemannstracht und blaugestreiftem ungestärkten Brustlatz und Kragen des Seemannes. Aus dem mächtigen Kopfe mit einer Löwenmähne graumelierter Haare blinkten ein Paar scharfe, doch sympathische stahlgraue Augen

hervor. Wenn der energisch geformte Mund sprach, hob sich die breite Brust in langen, schweren Zügen, und man musste unwillkürlich an einen Krieger aus vergangener Zeit denken, der in tiefem, langsamem Brusttone von eignen und fremden Thaten erzählte. Den ganzen Vortrag durchtönte ein merkwürdiger altnordischer Klang. In demselben wortkargen, prächtig malenden und klingenden Sprachstil, den man aus der altskandinavischen Litteratur kennt, berichtete der Mann in Seemannstracht über eine gewaltige soziale und politische Fehde im mittelalterlichen Flandern. Die Sprache bewegte sich so stattlich in ihrem ungezwungenen, improvisierten Rhythmus, dass man sich erfreut darüber wunderte, wie nordländisch auch die englische Zunge klingen kann. Mit unglaublich wenig Worten wurden da Bilder von ergreifender Anschaulichkeit gemalt, Charakterzüge dargestellt, die man nimmer vergessen kann, und wurde eine Stimmung verbreitet, die man für alle Zeit unter den Schätzen seines Gefühlslebens bewahren wird. Ohne besondern äusseren Anreiz — der Saal war in der Hauptsache von Arbeitern in ihrem Werktagsanzuge besetzt und der Vortrag wurde unentgeltlich gehalten — gab der Redner seine Schilderung mit all der Liebe und Sorgfalt, die der echte Künstler seinem Werke widmet. Hier schien kein Zweifel zulässig, dass wir vor einem seltenen Falle von Dichter-Atavismus standen, dass wir es mit einem Doppelgänger der besten Sagenerzähler der Weltlitteratur, der altnordischen Skalden, zu thun hatten.

Im ästhetischen Leben des modernen England nimmt William Morris einen der hervorragendsten

Plätze ein. Er gehört trotz seiner ihn absondernden Ursprünglichkeit zu der Gruppe origineller, englischer Schönheitsliebhaber, ästhetischer Reformatoren und Künstler, deren Führer das wunderliche Genie Dante Gabriel Rosetti war und mit denen John Ruskin, der grösste kunstkritische Geist des modernen Englands, ein Stück zusammengeht. Nächst Ruskin ist vielleicht Morris der populärste von der Gruppe — zunächst auf Grund seiner Vielseitigkeit. Er ist ein origineller Denker und Kunsthistoriker, ein im modernen England epochemachender Zeichner und Kunsthandwerker vielseitigster Art und einer von dessen grössten jetzt lebenden Dichtern.





Das Restaurantleben und die Klubs in England.

Der englische Mittelstand versteht sich nicht auf Restaurantleben und erfand deshalb die Klubs als einen, den Volkscharakter treu widerspiegelnden Ersatz für die grossen oder kleinen, vornehmen oder plebejischen, schmuckstrotzenden oder gemütlichen Restaurants des Festlandes. Übrigens spiegeln die englischen Restaurants — so weit es solche giebt — auch den Nationalcharakter wieder.

Die typischen englischen Restaurants unsrer Tage sind nur Speiselokale, die man wieder verlässt, sobald das dringendste Bedürfnis des Magens notdürftig befriedigt ist. Sie sind ein Ort, wo man nach kontinentalem Massstabe teuer und schlecht, mit dem Mindestmasse von Bequemlichkeit und Abwechslung im Speisezettel, sowie bei unzulänglichster Bedienung seinen Hunger stillt. Der britische Eingeborene denkt gar nicht daran, das Restaurant zum Platze gemütlicher Geselligkeit zu machen, wo sich Freunde mehr oder weniger regelmässig treffen, um zu plaudern und zu scherzen, wo Fremde sitzen, einander sehen und

in aller Gutmütigkeit die Tugenden ungezwungenen und urbanen gesellschaftlichen Verkehrs pflegen können. Zur Befriedigung des ganz geringen Geselligkeitsbedürfnisses, das der Brite wirklich besitzt, ist er auf die Klubs verfallen, deren Satzungen notwendiger Weise manche seiner Umgangsfreunde ausschliessen — nicht davon zu reden, dass das ganze weibliche Geschlecht *locked out* ist, sowie dass sie einen zufälligen Verkehr oder ein Gespräch mit Fremden ganz unmöglich machen.

Eines der schlimmsten Nationallaster des Engländers ist dessen tiefgewurzeltes Misstrauen gegen die Fähigkeit der von englischem Konventionalismus ungefesselten Menschennatur, d. h. eben der John Bull-Natur, sich anständig zu verhalten. Dieser Zug, der das englische Leben aussen und innen so unerträglich steif und farblos — man möchte fast sagen: zwangweise inhaltlos — macht, hat den merkwürdig irreleitenden Namen „Puritanismus“ erhalten, unter dem man doch eigentlich die abnorme Konzentrierung der Aufmerksamkeit auf allen Schmutz versteht, der ganz besonders vom Kielwasser des modernen Lebens aufgewühlt wird. Das Schlimmste an diesem „Puritanismus“ des Briten, an diesem Misstrauen gegen seine eigne Fähigkeit, ohne die Zwangsjacke des Konventionalismus mit seinen Mitmenschen als Gentleman umzugehen, ist, dass er notwendiger Weise eine ungeheuerliche Snobberei grosszieht. Von zahlreichen grossen und kleinen Klubs in England — und besonders in London — lässt sich mit vollem Rechte sagen, dass sie hauptsächlich vorhanden sind, um die snobbige Passion ihrer Angehörigen, Mitglieder eines *select circle* zu sein, zufrieden zu stellen. Ein Kenner

der elegantesten oberfeinen Klubs in England, der grossen Londoner Pall-Mall- und Piccadilly-Klubs — hat scherzweise angegeben, warum *„a man about town“* die Mitgliedschaft in denselben zu erstreben habe. Der Carlton-Klub z. B. ist so ausgesucht „gentil“, dass es ein sozialer Vorteil und schon wert ist, dafür einige Guineen jährlich zu opfern, allein um seine Briefe auf das gestempelte Briefpapier des Klubs schreiben zu können. Im Athenäum-Klub hat man die Ehre mit ganz Englands „anerkanntem“ geistigen Elitekorps zusammenzutreffen: mit Bischöfen, Richtern, Universitätsprofessoren, berühmten Rechtsanwälten, fashionabeln Schriftstellern und geadelten Zeitungsverlegern, sowie mit wohlbekannten Mitgliedern der königlichen Kunstakademie verkehren zu dürfen. Mitglied des *Senior United Service*-Klub oder des *Army- and Navy*-Klub zu sein, bedeutet, dass man dem Beamtenstande, dem Heere oder der Flotte angehört und in einer dieser öffentlichen Laufbahn einen gewissen, respektgebietenden Rang erstiegen hat. Und so weiter in langer Reihe. *Club land* ist ein wichtiges Gebiet in John Bulls *vanity fair.*

Das hindert natürlich nicht, dass es unzählige englische Klubs giebt, die in mehr oder weniger einwurfsfreier Weise ihren Mitgliedern zum Nutzen und zum Vergnügen gereichen, wie z. B. die vielen Spezialistenklubs, die Amateurklubs und die Sportklubs — die allermeisten dieser „Klubs“ gehören aber eigentlich nicht zu unserm Thema, denn sie sind, ob sie nun ein eignes Versammlungslokal besitzen oder nicht, nichts andres, als was man in andern Ländern ganz schlichtweg „Vereine“ nennt. Sie sind nicht, wie der

typische englische Klub, ein Restaurant oder eine Mischung von Hôtel und Restaurant mit nur den privilegierten „Mitgliedern“ vorbehaltenem Zutritt — ein Restaurant, das englischen snobbigen Ansprüchen angepasst sein muss, um „reserviert“ oder *select* zu sein. Im übrigen bedeutet der Ausdruck des englischen Gentlemans, „in seinen Klub zu gehen“, ganz dasselbe wie die Phrase des Festländers, sein Restaurant, seine Kneipe oder sein Café zu besuchen.

* * *

Abgesehen aber von der eigentümlichen, dem richtigen Restaurationsleben feindlichen Manie des Engländers, sich von dem ihn umgebenden Menschengewimmel künstlich abzusondern — von seiner merkwürdig engherzigen und inhumanen Vorstellung von „Respektabilität“ — kann man sich doch kaum darüber wundern, dass sonderlich London einen so erstaunlichen Mangel an Restaurantleben aufweist, denn die ganze Bauart der Riesenstadt legt dem in der That nicht unansehnliche Hindernisse in den Weg. Die kontinentalen Restaurantstädte *par excellence* — Paris, Wien, Berlin, München u. a. m. — sind ausserordentlich dicht gebaut im Vergleich mit London, dessen meilenlange Villenviertel mindestens eine halbe Fahrstunde weit von den zentralen Teilen entfernt liegen, wo die Theater, die Variétésalons und die grossen Läden angehäuft sind. Das festländische System, in Räumen über einander zu wohnen, hat vor dem englischen, in besondern kleinen Häusern neben einander zu wohnen, den Vorteil, dass die Grossstadtswohnungen weniger trennend sind. In London ist die

Mittelstandswohnstätte eine bedauerlich absondernde Einrichtung. Die täglichen Reisen nach und von dem Platze des Geschäfts nehmen soviel Zeit und Kräfte in Anspruch, dass man gern davon absieht, noch einmal Zeit und Kräfte daranzugeben, um nach und von den Teilen der Stadt zu fahren, wo man am Abend Bewegung und Volksleben antrifft. Ein andrer, vom allgemein menschlichen Gesichtspunkte gar nicht unbedeutender Nachteil des englischen Systems liegt in dessen Richtung, verschiedene Gesellschaftsklassen in gewissen Stadtteilen zu vereinigen, sowie überhaupt stark dazu beizutragen, dass Reiche und Arme nie in irgendwelche Berührung kommen, ausser unter der kühlen und eisenharten Zucht des Geschäftslebens und des industriellen Betriebes.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn man in den verschiedenen Stadtgebieten Londons eine eigentümliche Verteilung der Restaurants und Vergnügungsstätten findet. Auf der Südseite der Themse — in einem Stadtteile mit fast ebensoviel Einwohnern wie Paris innerhalb der Wälle — giebt es nicht ein einziges Restaurant, Theater oder Musiketablissement, das zu besuchen der Mittelstand mit seiner Würde vereinbar halten würde. Auf der „Surrey-Seite“ befinden sich überhaupt nur zwei kleine Theater dritten Ranges, ein schlechter Zirkus und einige grosse Musiksalons für den Arbeiterstand, im übrigen nichts andres als nur Branntweinschänken und dürftige Speiselokale. Die Sache ist die, dass London im Süden der Themse ein ungeheures Arbeiter- und Fabriksquartier bildet, das in gewaltigem Halbkreise von einer meilenbreiten Bannmeile zusammengewachsener Villenstädte um-

rahmt ist. Die Bewohner der letzteren aber würden auf ihrem, der englischen Snobrespektabilität und der seelenmörderischen Isolierung oder *dullness* geheiligten Gebiete etwas so profanes wie ein Restaurant unter keinen Umständen dulden. Wollen die Villenbewohner einmal ins Theater gehen oder ein Konzert hören, so müssen sie, wenn der Mittagstisch nach des Hausherrn später Heimkehr aus der City vorüber ist, quer über diese traurige Wüste schmutziger Arbeiterwohnungen und russiger Industrieanlagen hinwegreisen, die sie von den Gegenden am Strand, Leicester Square und Piccadilly Zirkus trennen. Hier sind nämlich alle guten Londoner Theater, vornehmen Konzertsäle und die wenigen grossen Restaurants auf ein Fleckchen Erde zusammengedrängt, das für eine Stadt mit der Ausdehnung Londons merkwürdig klein erscheint.

Ganz ebenso wie mit Southwark verhält es sich mit einem andern Londoner Arbeiterquartier, dem Eastend mit seinen 900 000 Seelen. Ein Unterschied liegt darin, dass es am ländlichen Aussenrande des Eastend keine Villenstädte giebt. Nach dieser Seite hin haben Armut, Fabriken und Schiffsdocks die Alleinherrschaft über die Existenz der Einwohner. Für das „Restaurantleben“ in dieser Gegend von London ist es charakteristisch, dass die keineswegs konventionellen oder gar zu wählerischen Leute aus dem Mittelstande, die 1889 bei dem grossen Dockarbeiterstreik im Eastend hierher kamen, um die Arbeiter bei ihren Organisationsbewegungen zu unterstützen, gezwungen waren, Tag für Tag von den Docks bis zur Ostgrenze der City zu reisen, um nur eine einigermassen anständige Speisewirtschaft zu finden.

In der That ist es nur in der erstickenden City, mitten im lärmenden Geschäftsviertel, wo der Londoner gutes Essen zu entsprechendem Preise erhalten kann. Der Speisezettel hier ist echt englisch: Fisch, Roastbeef, Lammbraten, Lammkoteletten, Enten- und Hühnerbraten, gekochte Kartoffeln und angesottene Gemüse, Puddings, Pasteten und schliesslich Käse. Man hat das ganze Jahr über die Wahl zwischen einem halben Dutzend Fleischgerichten und einem halben Dutzend Nachspeisen, die in der ganzen City, ja in ganz England, auf genau gleiche Weise bereitet werden. „*Crosby Hall*“ in der Bishopsgate Street, ein mittelalterliches Prachtgebäude in gothischem Stil, „*Guild Hall Tavern*“, dicht neben der Guild Hall, „*Ship and Turtle*“ in der Leadenhall Street, „*Albion*“ in der Aldensgate Street und „*Pimm's*“ in Poultry oder, etwas weiter westlich, „*Simpson's*“ am Strand sind typische *luncheon places* der City.

Es ist wohl zu merken, dass man nur das leichtere zeitige Mittagsmahl zwischen zwölf und zwei Uhr hier in der City einnimmt. Der Gentleman, der der Ungewöhnlichkeit halber einmal auswärts zu speisen wünscht, geht nach „*Gatti's*“ grossem, in französisch-englischem Stil bewirtschafteten Restaurant am Strand, nach den mit französischer Küche ausgestatteten und sehr teuren Restaurants im „*Savoy Hotel*“, „*Hotel Metropole*“ u. s. w. oder — noch lieber in eines der mittelgrossen und hochvornehmen Westend-Restaurants, wie die „*Verrey's*“ an der Regent Street, „*Brown's*“ und „*The Berkley*“ in Piccadilly oder „*The Bristol*“ in der Burlington Street.

Doch kehren wir nun, bevor wir ernstlich weiter

westwärts gehen, noch für einen Augenblick zu dem Restaurantleben in der City zurück.

Die Zehntausende von Geschäftsleuten und Kontorgehilfen, die zwischen zwölf und zwei Uhr in den engen, verkehrsreichen Strassen der City durch einander jagen, um mit möglichst geringem Zeitverlust einen Bissen Essen zur Erhaltung ihrer Kräfte für die Nachmittagsarbeit zu erhaschen, haben keineswegs alle Zeit und Mittel, sich etwa später zu einer ordentlichen, warmen Mahlzeit niederzusetzen. Der grösste Teil der schwarzrockigen, cylinderhutuniformierten Arbeiter der City besteht aus dürftig abgelohnten *clerks*. Von diesen verlangt man wohl mit unerbittlicher Strenge ein gentiles Äussere, dagegen geniessen sie als *freeborn Britons* eine unbegrenzte Freiheit, sich in ihren Mahlzeiten einzuschränken, um etwas für die „Uniform“ daraufgehen lassen zu können. Daher kommt es, dass die City Londons reicher als sonst eine Stadt der Welt an Speisewirtschaften ist, wo man, ohne mehr als einige Pence daranzusetzen, sich vor seinen sozialen Kameraden oder Vorgesetzten stellen kann, als befriedigte man wirklich ganz nonchalant alle Forderungen des knurrenden Magens. Die britische Snobberei und die stahlharte Tyrannei des grossproduktiven Systems haben dazu beigetragen, in der fabelhaft reichen Metropole des mächtigen Albions einen neuen und erschreckenden Humbug zu zeitigen: vorgebliche Mahlzeiten nämlich, an deren Hinlänglichkeit man sich trotz der fühlbaren Proteste des Magens zu glauben verstellt — weil die Anerkennung der Wahrheit eine unbehagliche soziale Thatsache enthüllen würde. Die City ist denn auch voll

von *vegetarian restaurants* und *aerated bread-shops*, sowie von *luncheon bars*, wo der hungrige Kontor-, Magazin- oder Ladenbuchhalter sich für vier bis zehn Pence vor sich selbst und vor der Welt den Anschein geben kann, als verzehre er die nahrhafte Mahlzeit, die er so gut gebrauchen könnte — er, der sehr zum Unterschiede von seinem Prinzipal, selten oder niemals *a late dinner* kostet.

Der Fremde erstaunt, mitten in der Metropole des beef-essenden und portertrinkenden John Bull so viele vegetarische Speiselokale und Theerestaurants anzutreffen, und lässt sich in der Eile vielleicht zu dem Schlusse verleiten, dass die guten Briten aus höheren sittlichen Gründen darauf verfallen wären, zu einer mit den Zielen der Vegetarier und Guttempler mehr übereinstimmenden Diät überzugehen. Mächtige und höchst bedeutungsvolle Strömungen in dieser Richtung haben zwar dazu beigetragen, dem modernen England einen „nüchternen" Stempel aufzudrücken; es giebt jedoch auch eine nicht minder mächtige und bedeutungsvolle Strömung, der wir das ausserordentlich reiche Wachstum an Vegetarierspeisen und Theeverbrauch in der City Londons zu verdanken haben, und diese heisst: die Verschärfung des Kampfes ums Dasein für die „Kleinen" im Volke infolge der . . . hm! na, sagen wir — der ökonomischen Entwickelung. Das klingt ja unschuldig genug für ein Kapitel, das eigentlich Speise und Trank gewidmet sein sollte, doch aus irgend einem mystischen Anlass gar zu oft eine *drift* nach sozialen Gebieten einschlägt. Wenn man über das moderne England schreibt, ist es so merkwürdig schwer, von soziologischen Klippen und Felsen klar dahinzusteuern.

Thatsache ist es jedoch, dass Tausende älterer und jüngerer Geschäftsgehilfen in London sich „um der Ersparnis willen“ einer streng vegetarischen Lebensweise unterzogen haben. Hat nach der langen, einförmigen Vormittagsarbeit die Lunchstunde endlich geschlagen, so hetzt man nach einem *vegetarian restaurant*, arbeitet sich mit den Armen durch das erstickende Gedränge bis zu einem Tische, der so aussieht, als ob man sich noch daran klemmen könnte — wenn man nicht mehr als einen Quadratfuss der kostbaren Fläche des Tisches beansprucht. Nach einer gewissen Anzahl bittender Rufe, Geberden und Blicke an die vorbeihastenden, im Augenblicke übermässig beschäftigten Kellnerinnen, erhält man endlich einen Teller Hafergrütze — ein Gericht, das, ausser dass es gesund und nahrhaft ist, noch den unschätzbaren Vorzug hat, das Höchstmass leiblichen Vollseinsgefühls für das Minimum von Ausgabe zu bieten. Ist man Stammgast in den zur Lunchzeit ebenso heftig überfüllten *bread-shops* der City, so bestellt man sich eine Tasse Thee mit *roll and butter* und womöglich auch ein Ei oder ganz einfach ein paar *sandwiches*. Und was für *sandwiches!* Kommt man gerade, wie der geniale Schwede August Strindberg von seiner Heimat zu sagen liebte, aus „dem geliebten *Smörgåslande*“ (*Smörgås* sind reichlich mit allerhand nahr- und schmackhaften Dingen belegte Butterschnitte von verschiedenen Brotsorten), so kann man es beim Hinabwürgen der lederdürren englischen Smörgåsnachbildungen nicht unterlassen, einen Seufzer der Verzweiflung auszustossen über all die gastronomischen Herrlichkeiten, die man hinter sich gelassen hat.

Die richtige Stelle, englische belegte Butterschnitte zu studieren, ist indes nicht ein *bread-shop* — der eigentlich nur einen Brotladen mit Verschank von Thee, Kaffee und Chokolade darstellt — sondern ein *luncheon bar*, d. h. eine gewöhnliche englische Bier- und Branntweinschänke mit mehr oder weniger eleganter Einrichtung, wo man auf hochbeinigem, schwankendem Kontorstuhle am Schänktische sitzen kann, während man, so gut es die korkzieherartige Körperhaltung zulässt, einige Bissen kaltes Fleisch, etwas gebratenen Fisch oder — wer's sich leisten kann — einen halben Hummer oder ein Dutzend Austern vertilgt. Diesen *snack at the bar*, wie die für die ungemütliche Eilzugsstimmung der City charakteristische Mahlzeit von den Eingebornen genannt wird, spült man natürlich stets mit einem Glas Bier herunter — mit *ale* oder *stout*, die beide, so wie sie hier aus dem Zapfhahne des Schänktisches gereicht werden, dem Gaumen des Ausländers gleich widerlich sind. Will man in England trinkbares Bier geniessen, so muss man das beste Flaschenbier wählen, das etwa doppelt so teuer ist, d. h. das Glas drei bis vier, während das andre zwei Pence kostet.

Ohne im mindesten sybaritisch veranlagt zu sein, muss man sich in London doch immer wieder über die fast unbegreiflich unbequemen Restauranteinrichtungen und über das dürftige, geschmacklose und schlecht zubereitete Restaurantessen entsetzen, womit sich, ausser den mit Geld überreichlich ausgestatteten Leuten, hier alle begnügen. In Paris z. B. kann man für wenig Geld ausser dem Hause recht gut leben. Das ist in London ganz unmöglich. In Paris sind

die Verhältnisse so zugeschnitten, dass Leute mit geringem Einkommen sich gut und angenehm befinden, wohin sie auch gehen mögen. Der berühmte englische Komfort dagegen ist für alle, ausser den wirklich Vermögenden oder Reichen nicht zu erlangen. Und das gilt nicht allein von dem Leben im Restaurant und ausser dem Hause, sondern auch von dem in letzterem, eigentlich vom Leben ganz im allgemeinen. Für die grosse Menge in England ist das Leben merkwürdig grau, schwer und ungemütlich. Wer in eine Karrière hineingekommen ist, der macht unsinnige Anstrengungen, um das zu erreichen, was man auf dem Festlande für ein sehr bedeutendes Einkommen ansehen würde. Dieses Einkommen langt aber in England gerade notdürftig hin, sich einige Behaglichkeit zu sichern.

England ist natürlich „ein reiches Land", der ungeheure Nationalreichtum besteht aber darin, dass das ganze Volk sich zu einer riesenhaften Produktionsmaschinerie verwandelt hat, die es sich mit rücksichtsloser Heranziehung aller Methoden der modernen Maschinentechnik, sowie der Kapitals- und Arbeitskonzentrierung und der Arbeiterausplünderung zur Aufgabe gemacht hat, der übrigen Welt Manufakturwaren, Eisen, Steinkohlen, Geldkapital und Kolonisten zu liefern. Das mag „für die übrige Welt" gut und schön sein — wie unendlich wenig hat aber das „reiche" Albion, die Heimat des berühmten englischen Komforts, gethan, um seinen eignen Arbeitern und Kleinbürgern eine sichere und angenehme Stätte, ein gesundes, behagliches und die Seelen vielseitig veredelndes Leben zu bieten!

* * *

Geht man Pall Mall hinunter, eine Strasse, die thatsächlich nur aus einer Doppelreihe von Klubpalästen besteht, so überkommt einen das lebhafte Gefühl, sich plötzlich in der Metropole der Klubs und des luxuriösen Komforts zu befinden. In ganz Europa giebt es keine Restaurants oder Hôtels, die an Kostbarkeit der Ausstattung mit mehreren dieser marmorglänzenden Prachtbauten den Vergleich aushielten. Und was die Qualität, die Mannigfaltigkeit, die Abwechslung der Gerichte je nach der Jahreszeit, das Alter und die Herkunft der Weine, sowie die Bedienung angeht, giebt es in London kein Restaurant, das gegen die elegantesten dieser Pall-Mall-Klubs aufkäme. Mehrere solcher Klubs gehören freilich grossen politischen Organisationen an — vorzüglich solchen von aristokratisch-konservativer Färbung — die meisten Mitglieder bekümmern sich aber blutwenig um die Politik, sondern interessieren sich nur für eine gute Tafel, einen weichen Armstuhl zum Lesen und etwas Geschwätz mit sozial Gleichstehenden.

Eine leuchtende Ausnahme von der Regel für diese grossen politischen Klubs ist der *National-Liberal-Club*, dessen stattliches Gebäude am Thames-Embanquement nahe bei der Northumberland Avenue eine herrliche Lage hat. Hier kann man in geräumigem, für diesen Zweck besonders eingerichtetem Saale oft ökonomische oder politische Vorlesungen von den ersten Fachmännern Londons zu hören bekommen. Die Bibliothek des Klubs ist für Politiker und Kommunalbeamte wohl die beste in ganz England, und der unter den Klubmitgliedern gebildete Verein für nationalökonomische Diskussion giebt seine Verhandlungen

regelmässig im Druck heraus. Eine andere Eigentümlichkeit dieses Klubs, der bezüglich der Eleganz und des Komforts der Einrichtung mit den meisten andern wetteifern kann, besteht darin, dass er unter seinen Mitgliedern eine Menge „fortschrittlicher Elemente" zählt, deren politische und soziale Anschauungsweise weit radikaler als die des offiziellen Liberalismus sind. In dieser Hinsicht ist der National-Liberal-Klub typisch für das Verhältnis in der englischen liberalen Partei überhaupt. Gleichwie man sagen kann, dass Englands Aristokratie eine offene Aristokratie in dem Sinne ist, dass sie sich durch Konstitution und Lebensbedingungen zu einer Blutmischung mit der Klasse der Grossbürger gezwungen sieht, so kann man auch behaupten, dass der Liberalismus in England zu einem „offenen Liberalismus" — offen nach links hin — wurde. Der moderne Liberalismus in England lebt und ernährt sich davon, dass er — wenn auch langsam und vorsichtig — die praktischsten und reifsten Ergebnisse des radikalen und sozialistischen Denkens der Zeit in sich aufnimmt. Eines der wichtigsten Organe für diesen politischen Erziehungsprozess ist der National-Liberal-Klub, wo liberale Minister und Parlamentsmitglieder mit radikalen Journalisten und sozialpolitischen Nationalökonomen auf vertrautem Fusse verkehren.

In der That geschah es hauptsächlich mit der Absicht, die leitenden liberalen Politiker Englands in kollektivistischem Geiste zu modernisieren, dass diese fortschrittlichen Elemente im National-Liberal-Klub Aufnahme zu finden suchten. Wollen wir sie dagegen in den eignen vier Pfählen betrachten, so müssen wir

einen Besuch im *Democratic-Club* bei den Law Courts machen, oder einer der öffentlichen Vorlesungen und Diskussionen in der *Fabian Society* beiwohnen. Hier finden wir „Weltverbesserer“ und Bohêmer jeden Schlags. Hier trifft man nationalökonomische Fanatiker und ästhetische Fanatiker — kampflustige Sozialrevolutionäre mit blauen Hemdkragen, rothen Halstüchern und schlampigen Filzhüten ebenso wie verblasste Künstlerseelen mit langem Haar, Sammetröcken und einem Aussehen, das mitten zwischen Weltschmerz und *fin-de-siècle*-Epikuräismus steht. Und was noch besser ist: hier begegnen wir auch den avancierten Damen, denn der Demokratic-Klub ist auch darin modern, dass er mit dem britischen Herkommen von der Ausschliessung der Frauen von dem Klubleben der Männer gebrochen hat. Auch die weiblichen Elemente im Demokratic-Klub und in der *Fabian Society* lassen sich in zwei Gruppen teilen: die die ästhetische Seite des Weltverbesserungsrummels vergessen und die, die sich ihrer erinnern. Diese letzteren Mitbürgerinnen — unter denen man den begabtesten Schriftstellerinnen und Malerinnen des modernen Englands begegnet — entzücken uns mit ihren raffiniert stilvollen Trachten, die sich in plastischen Falten um ihre englisch-schmächtigen Gestalten schmiegen.

Eigentümlicher Weise muss man in England zu den sozialpolitisch fortschrittlichen Kreisen hinabsteigen, um eine Spur der „Bohême“ zu entdecken, die überhaupt in London existiert. Die englischen Studenten sind nur snobbige Gentleman-Embryonen im Training (meist Sporttraining); die englischen Künstler, Schriftsteller und Journalisten sind — auch sie — meist

respektabel. Weit entfernt, einer Verwechslung mit Philistern auszuweichen zu suchen, thun sie ihr bestes, um so viel wie möglich praktischen soliden Geschäftsleuten zu ähneln, deren *trade* im Grunde auf ein gleich ruhiges und stetiges Handelsgeschäft hinauskommt, wie jeder andre *trade*. Das englische Nationalgewissen steht keinen Augenblick an, etwas wie ein Verbrechen darin zu sehen, dass einer „arm“ ist, will sagen weniger als fünfhundert Pfund jährlich zu verzehren hat, oder etwas wie eine Art sozialer Unanständigkeit, dass jemand den Handelswert seiner Einkommensquelle als ein Ding zweiter Ordnung behandelt. Demgemäss kann er es weder begreifen noch leiden, dass man sein Leben nach eignem Gutdünken und ohne eine abergläubische oder feige Rücksicht für diese konventionellen Kleinigkeiten des Lebens hinbringt, die doch oft weiter nichts besagen, als dass der Philister, der Erhalter des Konventionalismus, an individuellem Charakter selbst Mangel trägt.

Wohl giebt es eine Menge Engländer, die recht *à la Bohême* auftreten — doch diese sind entweder unabhängig von eigner Arbeit oder angekränkelt von der Verachtung „der bestehenden Ordnung“, die den sozialistischen Enthusiasten auszeichnet.




G. Reusche, Leipzig.

